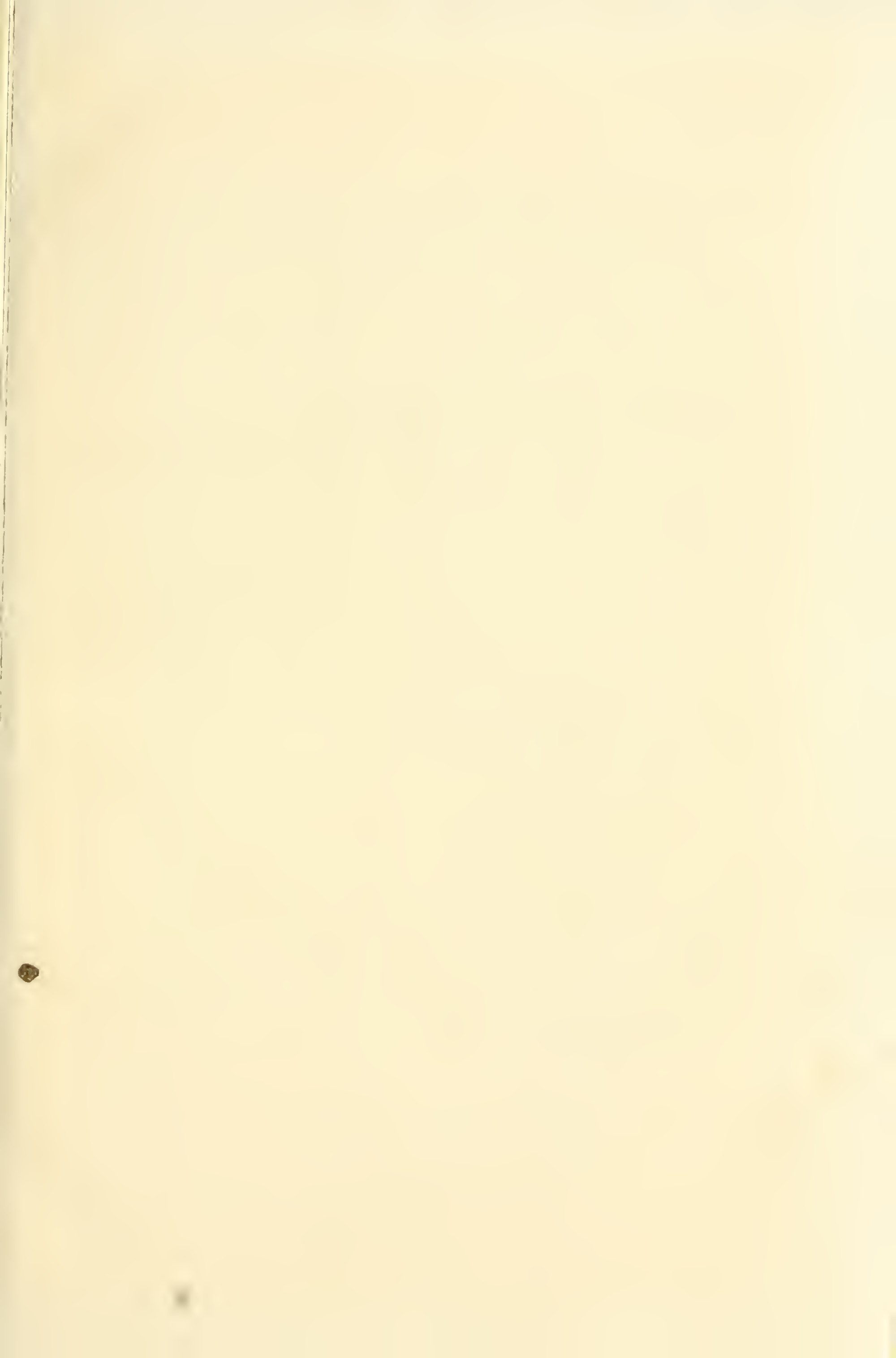

West Virginia University Libraries
3 0802 102291167 4







Sudhoff

# SKIZZEN

VON

KARL SUDHOFF




LEIPZIG
VERLAG VON F. C. W. VOGEL
1921

Druck von August Pries in Leipzig.

MEINEN KINDERN



Meinen leiblichen Kindern, denen gelehrte Forscherarbeit neben der Praxis und das Umgießen der Ergebnisse und Gedanken in literarische Formen den vielbeschäftigten Vater oft mehr als billig entzogen hat, widme ich diesen Skizzenband allgemeineren Inhalts.

Jedoch, ich nehme es nicht übel auf und wohl auch meine Tochter und meine Söhne nicht, wenn der Eine oder der Andere meiner historischen Freunde und Schüler sich in die Widmung miteinbezogen fühlt. Haben sie mich doch wohl ihren geistigen Vater genannt. S o weit den Rahmen der Widmungsträger zu erstrecken, wie es meine Bezeichnung als „Vater der modernen Geschichte der Medizin" durch einen italienischen Gelehrten zuließe, liegt mir nicht im Sinn.

Doch von der Geisteskindschaft in der Welt draußen zurück zu meinen Geisteskindern hier im Buche, ungedruckten und gedruckten, zu denen ich mich gleichsam neu bekenne, wie ich sie hier als zerstreute Skizzen gesammelt hinausgebe! Ein bunter Strauß, zusammengehalten durch meine besondere Art, Dinge der historischen Anschauung und Untersuchung in mir zu verarbeiten, mir und andern Rede stehn zu lassen, sie gedanklich zu verknüpfen, schließlich zu formen und hinauszustellen, ungewollt geleitet von dem Goethischen

Erst Empfindung,<br>
Dann Gedanken. — —

Wer mit mir weiter denken will, ist eingeladen. Die mir unerläßlich scheinenden Unterlagen sind mit zur Stelle.

Bei der Auslese hat der Wunsch mich geführt, die verschiedenen Arten meiner geistigen Betätigung in Beispielen vorzulegen. Möge die Wahl dem Leser behagen, als den ich mir nicht nur medizinische und Kultur-Historiker wünsche, sondern auch Ärzte weiteren Blickes, Naturforscher und andere denkende Kreise. Stehn doch auch große Fragen ärztlich-naturwissenschaftlicher und überhaupt der Allgemeinbildung ausdrücklich oder zwischen den Zeilen immer wieder zur Verhandlung. Eigentlicher Fachgelehrtenkram, der in meinem Schriftwerk naturgemäß sonst beträchtlichen Raum einnimmt, ist beiseite gelassen, auch im Programmatischen, auf das ich Wert lege.

Ausschlaggebend für die Aufnahme in dies Bändchen war schließlich die Stimme dessen, das als „höchstes Glück der Menschenkinder" gilt, der Persönlichkeit, die flüsternd und doch vernehmlich Bescheid gab. Der Faden der Ordnung, auf den die Skizzen gereiht sind, ist dünn, aber kenntlich. Den Schlußknoten bildet Goethe, der früh mir vertraute und bis ins Alter dauernd und tief verehrte Begleiter durchs Leben.

Am Geburtstage meiner Gattin, 4. Juli 1921.

**Karl Sudhoff.**

# Inhaltsverzeichnis.

# Wert und Aufgaben der Medizingeschichte im Studium und Berufsleben des Arztes.

(1906.)

Für alle Geisteswissenschaften steht die Notwendigkeit der Pflege ihrer Geschichte außer Frage: vom Standpunkte der Universitas literarum gesehen, sollte sie auch für die Naturwissenschaften einschließlich der Medizin außer Frage stehen. Auch hier gilt doch das Goethewort, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selber ist; zum mindesten steht bei der mangelhaften Pflege ihrer Geschichte bei den nomothetischen Wissenschaften ebenso wie bei den idiographischen das nämliche kostbare Gut auf dem Spiele — es droht der Verlust eben des Charakters der Wissenschaft.

Darum ist es auch von vornherein eine verkehrte Fragestellung, wenn man immer zuerst den Nutzen nachgewiesen haben will. Sollte darin, daß die Vertreter der medizinischen Wissenschaft immer und immer wieder den Nachweis ihrer Nützlichkeit von der Geschichte ihrer Fächer verlangt haben, nicht schon ein stark mahnendes Zeichen eines Herabgleitens von den reinen Höhen der Wissenschaft zu finden gewesen sein? —

Wollte man an den Universitäten nur nach den praktischen Gesichtspunkten des Nutzens oder der Ersprießlichkeit fragen, wo blieben wir denn da mit einer ganzen Reihe von Wissenszweigen, die glänzend blühen in der Hand hervorragender Zierden unserer Hochschulen, wo blieben beispielsweise die Assyriologie, die

Ägyptologie, die Sanskritforschung und Unzähliges andere?

Mit demselben Rechte darf die Geschichte der Medizin akademisches Bürgerrecht beanspruchen, rein als Wissenschaft betrachtet, als einer der bedeutungsvollsten Zweige der kulturhistorischen Forschung, der auch an Leistungen hinter anderen Zweigen der Kulturgeschichte nicht zurücksteht, der außerdem im Verein mit anderen modernsten Bestrebungen die gewaltige Lücke auszufüllen berufen ist, die zwischen der Medizin und den Geisteswissenschaften klafft, derart also an ihrem Teile zur Verwirklichung des hehren Gedankens der Einheit der Wissenschaften mit beizutragen, wie sie selber nur gedeihen kann, indem sie mit Theologie, Philosophie und Jurisprudenz und speziell mit allen historischen und philologischen Disziplinen enge Gemeinschaft pflegt, n i c h t n u r , weil sie auf ihrer aller Mitarbeit täglich, ja stündlich angewiesen ist.

Mir scheint, sie ist berufen, auch diesen Gedanken des Zusammenhanges aller Wissenschaften dadurch in die Tat umzusetzen, daß sie ihn unvermerkt in die Kreise der angehenden Mediziner trägt und den künftigen Ärzten ideale Güter vermittelt, die sie nicht weniger segensreich hinausgeleiten werden in ihren dornenvollen Beruf, als die Ausrüstung an positivem Wissen, die sie befähigt, zu raten, zu helfen, zu nützen, zu heilen bei den so vielgestaltigen Leiden ihrer bedrängten Mitmenschen.

Wahrlich, wer da hinaussieht ins Land und warmen Herzens das Schicksal des Ärztestandes von heute miterlebt, der wird sich bald darüber klar werden, daß dem Arzt von heute neben dem ersten K a r d i n a l - erfordernis einer absolut erstklassischen wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung noch z w e i D i n g e

mit auf den Weg gegeben werden sollten, für welche die bisherige so vorzügliche Fachausbildung vielleicht doch nicht völlig genügen möchte — eine hohe Allgemeinbildung und ein unerschöpflicher Schatz von Idealismus.

Oder ist es etwa nicht wahr, daß dem Mediziner von heute, dem Lasttier des Tatsachenmaterials in seiner erdrückenden Fülle, eine gewisse Einseitigkeit anderen akademisch Gebildeten gegenüber, ein Mangel an Allgemeinbildung vielfach wenig vorteilhaft anhaftet, daß es dem Arzt um dessentwillen nur schwer, nur ausnahmsweise gelingt, die gesellschaftliche Stellung einzunehmen,, welche ihm nicht nur zukommt, sondern ihm auch erst die Möglichkeit gibt, seinen so unendlich vielseitigen und wichtigen Aufgaben im Gemeinwesen, in der ganzen menschlichen Gesellschaft voll gerecht zu werden.

Spricht sich dieser nicht wegzuleugnende Mangel nicht des öfteren schon darin aus, daß man im Leben draußen der medizinischen Wissenschaft nicht mehr allenthalben die volle Geltung zuerkennen will, die sie früher unbestritten besaß? Ja selbst die Überhandnahme der Wertschätzung der sog. Laienmedizin ist zu einem immerhin beachtenswerten Teile auf diese verminderte Bewertung und auf eine gewisse Isolierung der ärztlichen Wissenschaft zurückzuführen, die zuzunehmen scheint, wie die Medizin immer noch mehr in einzelne Sonderdisziplinen auseinanderfällt. Neben den anderen grundlegenden theoretischen Fächern der Medizin ist auch ihre Geschichte berufen, hier ausgleichend zu wirken, indem sie ein Band um alle die zahlreichen medizinischen und naturwissenschaftlichen Sonderdisziplinen schlingt durch den Nachweis des gemeinsamen Ursprungs ihrer aller aus einer Wurzel und durch die gemeinsame Pflege ihrer glorreichen Vergangenheit.

Bitter not tut aber auch fernerhin dem jungen wie dem alten Mediziner von heute die Stärkung seines idealen Sinnes.

Ist es denn etwa irgend fraglich, daß der heutige Staat der Mitarbeit des Arztes mehr bedarf wie je, vor allem zur Ausführung der allein von der wissenschaftlichen Medizin ihn gelehrten volkshygienischen Maßnahmen in der Abwehr und Bekämpfung der großen Volkskrankheiten, akuter wie chronischer — zu deren Gesamtverständnis, ganz nebenbei bemerkt, die Geschichte dieser Krankheiten genau ebenso notwendig ist wie ihre Bakteriologie. —

Was hat die Sanierung der Städte in den letzten Jahrzehnten nicht für Fortschritte gemacht, dank der opferfreudigen Vorarbeit und Mitarbeit der Ärzte!

Noch unendlich eingreifender und vielseitiger gestaltete sich die Mitwirkung des Arztes in der Ausführung der weitschichtigen, weitumfassenden und unendlich differenzierten sozialpolitischen Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte. Fast ein Menschenalter lang hat die deutsche Gesetzgebung Jahr für Jahr den deutschen Ärzten neue Pflichten auferlegt — stillschweigend und ohne alle Bedenklichkeiten davon überzeugt, daß der deutsche Arzt seine Schuldigkeit tun und alle ihm auferlegten neuen Pflichten geduldig erfüllen, alle in ihm gesetzten Erwartungen prompt einlösen würde — und hat er sie nicht glänzend gelöst, alle ihm gestellten neuen Aufgaben, glänzend und opferfreudig?! Man wagt demgegenüber kaum die Frage, wie sich denn der Staat in all der Zeit zu den Ärzten gestellt hat! — —

Einer mit typischer Regelmäßigkeit und eiserner Notwendigkeit sich wiederholenden Erschwerung der Examensbedingungen geht eine täglich wachsende Erschwerung aller seiner Existenzbedingungen parallel,

welche den Ärztestand genötigt hat, seine Sache selbst in die Hand zu nehmen und sich zum wirtschaftlichen Schutze zu organisieren — meint man denn aber, daß dieses tägliche Kämpfen eines ganzen Standes um minimalste Besserstellungen, um kleine Not- und Brotfragen des Lebens die sonst so nötige ideale Gesinnung stärkt? Etwa nach dem alten Rezept, daß Hunger und Idealismus Hand in Hand durchs Leben gehen müssen? Nein, man glaube nicht, daß dieser tägliche Kampf für ein Mindestmaß von Existenzmöglichkeit, dies Pfennigfeilschen mit anderen wirtschaftlichen Interessengruppen den Idealismus des Arztes hebt, besonders wenn er sehen muß, wie die gesetzgebenden Faktoren dem Kampf der Ärzte mit der gewerbsmäßigen Laienmedizin mit verschränkten Armen zusehen, als wenn es sich dabei um einen Kampf für den Geldbeutel der Ärzte handelte und nicht vielmehr um einen Kampf um die wichtigsten Fragen der Volksgesundheit.

Alles drängt darauf hin, dem deutschen Arzte seinen Idealismus in Grund und Boden zu zerstören, den er doch heute nötiger hat als je, den sein Beruf dringender erfordert als der jedes anderen Standes. Hält man doch selbst die unerschöpfliche Quelle des Idealismus, die in der unvergleichlichen ästhetischen und ethischen Größe der Antike sprudelt, für den angehenden Arzt nicht mehr für nötig — da kann neben dem persönlichen Einfluß der Lehrer der Heilkunde an unseren deutschen Hochschulen, in ihrem hohen Beispiel unermüdlicher Pflichterfüllung und ständiger Betätigung edler Menschenfreundlichkeit und ihrem mahnenden, begeisternden Worte, nur das Studium der Geschichte des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaft einigermaßen Ersatz bieten mit ihrer gewaltigen Erweiterung des Gesichtskreises, mit ihrem Nachweise des kulturgeschichtlichen Zusammenhanges aller geistigen Errungenschaften der Mensch-

heit, mit ihrer Fülle von Vorbildern herrlichster Betätigung aller ärztlichen Tugenden, ärztlichen Wirkens und Schaffens in nimmer rastender Opferfreudigkeit — zweifellos die beste Schule ärztlicher Ethik. Insofern hat auch der moderne Staat ein Interesse an der Pflege historischer Forschung und Lehre in der Medizin, historischen Sinnes in der deutschen Ärztewelt! —

Warum aber dem Arzte der Historiker seines Faches auch aus praktischen Gründen heute besonders nötig ist, das hat für den, der sehen will, gerade auch das schon mehrfach hereingezogene Kurpfuschertum gelehrt.

Neben gründlichster Fachkenntnis, welche dem Heilstümper in jedem einzelnen Falle das Schädigende, also Verwerfliche seines täppischen Eingreifens in den feinen Organismus des Lebens nachweist, neben dem geübten Dialektiker, der unerbittlich alle Trugschlüsse aufdeckt, die der Apostel einer einseitigen Heilalleinseligkeit den gläubigen Seelen vorredet, bedarf der Arzt gerade in diesem Kampfe des medizinischen Historikers und Kulturhistorikers, der ihm immer wieder den Nachweis liefert, wie alle gewerbsmäßige Laienmedizin nur ein Diebstahl ist an der Allmutter Medizin. Es handelt sich immer und immer wieder nur um Abwege, die zu Irrwegen werden wollten in der historischen Entwicklung der Heilkunde, die darum von der einsichtigen und vorsichtigen Heilwissenschaft rechtzeitig verlassen wurden zum Segen der kranken Menschheit, und die nun wieder derselben leidenden Menschheit von wissenschaftsfeindlichen Fanatikern als die einzigen Wege zur Wahrheit vorgeredet werden. Sie führen nur tiefer und rettungsloser stets ins Gestrüpp, als es die gut beratene medizinische Wissenschaft jemals mitgetan

hätte und mitgetan hat. Schon der einzige, nur historisch zu führende Nachweis, daß alles Dasjenige, was die heilbeflissenen Gegner der wissenschaftlichen Medizin als heilendes Evangelium mit Erlösermiene predigen, für eben diese befehdete wissenschaftliche Heilkunde gar nichts **Neues** ist, sondern einfache, dreiste Entlehnung aus früheren Zeiten der medizinischen Entwicklung, schon dieser einfache Nachweis nimmt dem Kurpfuschertum fast alle seine Trümpfe aus der Hand. Mehr noch nützt der Nachweis, wie man vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten diese so „heilsamen" Lehren gewissenhaft und gründlich geprüft und als irreleitend und in ihrem extremen Ausbau als überaus schädlich für die Funktionen des menschlichen Körpers und ihr harmonisches Ineinandergreifen erkannt hat.

So kann sich die historische Erforschung der Heilkunde auch deren in der Praxis stehenden Jüngern dienstbar und wahrhaft hilfreich erweisen.

Für die Forschung aber gilt uneingeschränkt das Wort Friedrich Nietzsches:

> Auch der Begabteste bringt es nur zu einem fortwährenden Experimentieren, sobald der geschichtliche Faden der Entwicklung einmal abgerissen ist.

* *
*

Eine Beobachtung aus den letzten Monaten gibt mir Veranlassung, noch eine Frage zu streifen, deren Beantwortung sich großenteils schon aus dem Bisherigen ergibt.

Vor einigen Monaten hatte ich in einer deutschen Hauptstadt Gelegenheit, dem wunderlichen Schauspiel beizuwohnen, wie einer unserer feinsten naturwissen-

schaftlichen Gelehrtenköpfe, vor eine durchaus nicht besonders verwickelte historische Aufgabe gestellt, völlig versagte. Das war mir ein neuer Beweis, daß die Annahme, man brauche keine gesonderten Vertreter der Geschichte der Medizin an den Hochschulen, jeder tüchtige Lehrer eines Spezialfaches, der an dessen Fortschritten hervorragend beteiligt ist, könne auch ohne weiteres dessen Geschichte lehren, irrig ist. Dazu ist doch eine ganz besondere Vorbereitung nötig, ein ganz besonderes Studium, welches zunächst viel Zeit in Anspruch nimmt, die unsern Vertretern der medizinischen Spezialfächer allen nicht im Überfluß zur Verfügung steht, viel Zeit und noch manches andere Erfordernis, das ich hier im einzelnen nicht vorführen will.

Freilich hat die Medaille auch ihre Kehrseite. Auch der Universalhistoriker der Medizin ist nicht so ohne weiteres berufen, eingehend und erschöpfend die Geschichte jeder Sonderdisziplin zu schreiben, allein aus seiner historisch-medizinischen Allgemeinkenntnis heraus. Dazu bedarf es zunächst und vor allem noch der eigenen eindringenden Spezialausbildung in dem betreffenden Fach, wie sie nur durch jahrelange Ausübung desselben gewonnen werden kann. Nur ein Augenarzt wird eine Geschichte seiner Disziplin schreiben können, die diesen Namen wirklich verdient, nur ein Chirurg eine ernst zu nehmende Geschichte der Chirurgie; die Geschichte einer Krankheit wird fruchtbringend nur der Arzt zu schreiben vermögen, der sie aus eigener Behandlung von ihr Ergriffener gründlich kennt usw.

Damit schrumpft die Bedeutung des Fachvertreters der Geschichte der Medizin ja wohl etwas zusammen, aber auf ihn kommt es auch nicht so sehr an wie auf die Geschichte der Medizin selber. Der Universalhistoriker der Medizin hat als Lehrer und For-

scher immer noch Arbeit genug, wenn er die so weit zerstreuten Materialien sammelt, neue Quellen erschließt und herausgibt und den Spezialhistorikern der einzelnen Disziplinen alles wohl vorbereitet darbietet, wessen sie zu ihren Spezialforschungen und Spezialdarstellungen benötigen. Er wird alles in die großen Zusammenhänge seiner Wissenschaft und der allgemeinen Kulturentwicklung stellen, Einzeluntersuchung an Einzeluntersuchung reihen und immer neu die Fäden bloßlegen, die von einer Wissenschaft zur andern führen, auf daß die Einheit des Ganzen sich immer neu erweise und vor allem das ganze medizinische und naturwissenschaftliche Denken und Arbeiten wiederum mit historischem Geiste durchtränkt werde zur Vertiefung dieser wichtigen Zweige menschlichen Wissens und zur kräftigen Neubelebung des Gedankens der Universitas literarum!

So soll der Historiker der Medizin fermentativ wirken im wissenschaftlichen Lehrkörper seiner Hochschule — ein dienendes Glied zum Wohle des Ganzen.

---

# Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik.

(1907.)

Im Zeitalter der biogenetischen Forschung und Naturbetrachtung gewinnt auch die historisch-medizinische Arbeit erweiterte Bedeutung. Wo das Werden der Erscheinungen ständiger Beobachtung unterzogen wird, wo die Entwicklungsidee die ganze wissenschaftliche Arbeit beherrscht, drängt mit Naturgewalt auch der Gedanke, wie ist unser medizinisches Wissen und Denken von heute entstanden, dem Weiterforschenden immer wieder sich auf.

Auch zu positiver Mitarbeit auf manchen Gebieten ist die medizinische Historik berufen. Se erweist sich immer unentbehrlicher beispielsweise der allgemeinen Pathologie und Krankheitsätiologie: die historische Erforschung des Ganges der Krankheiten, der Epidemienzüge ist eine notwendige Ergänzung der Krankheitsbiologie der Gegenwart. Auch sonst kann die geschichtliche Mitarbeit sich förderlich und wirkungsreich erweisen. Irr- und Abwege der Wissenschaft sind oft nur an ihrer Abbiegungsstelle völlig aufzuklären: Warnungstafeln aufzurichten ist in manchen Fällen ein echt historisches Tun.

Im Arbeitsbetriebe der modernen Wissenschaften ist es trefflicher Brauch, wenn man die Notwendigkeit der ausgiebigen Verwendung einer neugewonnenen oder neugewerteten Methode erkannt hat, neue Arbeitsstellen zu schaffen zu weiterer Prüfung und wei-

terem Ausbau dieser Methoden. Bei Schaffung einer Arbeitsstelle für Geschichte der Medizin möchte ich mich über deren Arbeitsziele und Arbeitsmethoden, über deren Arbeitsordnung, wie es in den industriellen Großbetrieben heißt, mit der Schar der Mitarbeitswilligen kurz auseinandersetzen.

*  *

*

Der Wärter am Strome der medizinisch-historischen Forschung kann noch immer ein stetiges Anwachsen der Fluten registrieren. Waltet er aber gewissenhaft seines Amtes als Stromhüter vom Ufer aus oder vom schwankenden Schifflein eigener Untersuchungen im Tanze der Wellen,

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,

so wird er nicht nur beizeiten bemerken, wo Versandung droht und wo drängend gegen gewiesenen Ufers Schranken Überflutungen sich ankünden. Es wird auch manches, was die Fluten daherwirbeln, sein Kopfschütteln oder gar sein wohlberechtigtes Mißfallen erregen.

So hat mir meine nicht nur oberflächliche Beschäftigung mit der medizinischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung früherer Jahrzehnte immer wieder die Beobachtung aufgedrängt, daß kaum ein Jahrzehnt so sehr die fast selbstverständliche Richtschnur aller rechten Historik unbeachtet gelassen hat wie das letzte, daß „das Geschehene eher des Verständnisses als der Aburteilung bedürfe“. Es erscheint mir darum von vornherein schon dringendste Notwendigkeit, daß von der eingerissenen, allzu vorschnellen Beurteilung, die vielfach leichthin

zur Aburteilung ausartet, eine energische Verschiebung nach der Richtung des lenksamen Verstehenwollens, der achtsam-liebevollen Vertiefung in das Wesen vergangener Zeitabschnitte und einzelner Persönlichkeiten und Denkrichtungen durch eindringendes Studium gemacht werde.

Und weiter! Je länger ich mich mit der Geschichte der Medizin beschäftige, um so mehr wird mir klar, wie sehr sie bis heute noch eine Zufallswissenschaft ist ohne rechte planmäßige Durcharbeitung und Methode.

Eine Ausnahme, und auch nur bis zu gewissem Grade, bildet eigentlich nur die Zeit des klassischen Altertums dank der erstklassigen Mitarbeit der Philologen, aber auch hier ist noch unendlich viel zu tun in vereintem Forschen und Schaffen; nun, man ist ja auch energisch auf der Bahn. Wie sieht es aber sonst aus? Nur da und dort schüchterne Einzelversuche vereinzelter Forscher. Und sogar im fernsten Altertum ist doch das vom Spaten Aufgedeckte bereits so ungeheuer reich, daß methodische Bearbeitung längs hätte einsetzen sollen.

Aber auch die schon seit Jahrhunderten zutage liegenden Quellenschätze späterer Zeitabschnitte sind kaum berührt. Nur was gelegentlich einem einsamen Wanderer vor die Füße rollte, ist wohl einmal aufgehoben, betrachtet und beschrieben worden aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance, von der Neuzeit ganz zu schweigen. Dort sind die medizinischen Historiker so ziemlich unter sich, und da wird denn wohl mal eine Handschrift publiziert, die blindwaltender Zufall einem fleißigen, achtsamen Mann in die Hand spielte, mögen auch weit bessere anderwärts unbeachtet liegen oder von der nämlichen Schrift sorgfältig mit weit zuverlässigerem Material vor mehr als

300 Jahren Inkunabeldrucke hergestellt worden sein, hoch gleich Originalhandschriften zu schätzen, von denen heute kein Bibliograph mehr etwas weiß. Ja man bezeichnet wohl gar, auf eine leichthin gemachte Angabe eines renommierten Vorgängers hin, ein Werk immer wieder als Seltenheit, das in einer großen Zahl von Drucken seinerzeit weit verbreitet war und Wirkung schuf, und was dergleichen Schiefheiten und Absonderlichkeiten mehr sind.

Das muß anders werden, soll uns nicht ständig die Schamröte ins Gesicht steigen. Gelegentlich, etwa bei der Ausarbeitung eines Hand- oder Lehrbuchs, läßt sich solch alter Schaden aber gewiß nicht bessern. Schlimm genug, daß dieser beschämende Zustand den medizinischen Historikern von heute kaum zu Bewußtsein kommt, weil die Zielrichtung ihres Tuns meist eine ganz andere ist und nur sehr teilweise mit Recht, jedenfalls mit zu großer Ausschließlichkeit.

Unsere besten Federn haben sich seit geraumer Zeit in den Dienst der Idee gestellt, daß es vor allem not tue, den Ärzten wieder Freude an der Geschichte ihres Faches beizubringen.

Gewiß, historischer Sinn ist den Jüngern wie den Meistern unserer herrlichen Wissenschaft, ist dem ausübenden Praktiker wie dem weiterdringenden Forscher bitter nötig: warum, brauche ich diesmal nicht auszuführen.

Gewiß ist es Aufgabe derer, die ihr Leben der historischen Forschung in der Heilkunde geweiht haben, diese propagandistische Tätigkeit historischer Aufklärung zu üben. Denn nur wer das Gebiet einer Disziplin völlig umspannt, ist auch dazu berufen, die Fackeln seines Wissens allenthalben aufzupflanzen, daß sie glühen und leuchten und locken, aber auch wärmen, soweit das solche Geistesfackeln können, und von

ihrem Glühen und Leuchten da und dort ein Fünklein sinken lassen in empfängliche Geister und Herzen.

Herold und Werber soll der erfahrene Historiker der Medizin zweifellos sein, der alle um seine Fahne heilbringender Erkenntnis sammelt. Aber ist es denn damit getan, daß er die Werbetrommel rührt, um seiner Standarte neue Anhänger und Kämpfer zuzuführen? Heißt das nicht seine Aufgabe viel zu enge fassen? —

So wenig etwa sich die wissenschaftliche Heilkunde damit zufrieden geben kann, daß sie ihre besten Männer zur Volksaufklärung über Körperpflege und über die Schäden des Kurpfuschertums hinausschickt, — gewiß gleichfalls wichtige Aufgaben! — so wenig daneben die ernsteste wissenschaftliche Betätigung auf allen Gebieten der Medizin entbehrt werden kann, unabhängig von allen Aufgaben und Sorgen des Tages und frei von allem Seitwärtsschielen nach den Reklameschildern der Nützlichkeit und augenblicklichen Verwendbarkeit — ebensowenig ist mit historischer Aufklärung die Aufgabe der Geschichte der Medizin erfüllt.

Und selbst mit dem schönen und dankbaren Unterfangen, die Schätze des erschürften historischen Materials in edle Formen zu schmelzen und in gereifter Schönheit auch denen darzubieten, die es im täglichen Kärrnerdienste des Berufes kaum noch fühlen, wie auch sie in tiefster Seele noch Bettler sind um den Geist und Hungern und Dürsten nach geistiger Sättigung — selbst damit ist der Historiker noch nicht am Ende seiner Aufgaben.

Es mag ja sein, daß in manchem meiner engeren Fachgenossen das künstlerische Feuer des Gestaltungsdranges und der Gestaltungsfreude noch heißer brennt als in meiner Brust, ich sehe es aber mit voller Klar-

heit, daß die zu schmelzenden und zu scheidenden und zu wägenden schon aufgeschütteten Schätze unserer Wissenschaft nicht endlos sind, daß noch ganze Gebirge von klingendem Gestein um uns liegen, deren Edelmetallager noch völlig unberührt ruhen, daß noch mächtig lastende Erzgänge in den Halden sich dahinziehen, die noch nirgends angebrochen sind. Ich sehe auch erschreckend klar, daß schon vielfach unedles Metall, Truggold und Scheinsilber in das Edelwerk der medizinischen Historie hineingeschmiedet worden ist, ich sehe, daß nicht nur Katzensilber um Diamanten gezogen wird, nein, daß auch Feingold als Fassung um Halbedelsteine, ja um bunte Glassplitter geht, daß kostbare Fassungen um Dinge gelegt worden sind, deren historischer Wahrheits- und Echtheitsgehalt verschwindend ist.

Seit wann ist denn wohl vergleichsweise das ganze Eisengewerbe darin begriffen, daß man Nägel schmiedet, Feilen haut und Rasiermesser poliert und andere derart nötige und nützliche Gebrauchsartikel herstellt. Auch Eisenbergbau und Eisenhüttenwesen sind beachtenswerte Dinge, des Schweißes der Edeln wert, und sicher nicht minder verdienstlich. Ja sie müssen notwendig der Kleinarbeit des Feinschmiedes vorausgehen, der sich nur nebenbei mit dem Wiedereinschmelzen gebrauchter Stahlklingen und alter Eisenteile abgibt. Bergbau und Hüttenwesen und Walzwerke machen erst die eigentliche große Eisenindustrie aus, die so selbstsicher dasteht in unseren eisernen Tagen — wie eine Wissenschaft! — —

Auch die Geschichte der Medizin ist, richtig angesehen, eine ebenso selbständige und selbstsichere Wissenschaft wie jede andere, die von Grund aus immer neu aus dem Vollen schafft. Das Banner dieser Wissenschaft, die sich bereitwillig ein-

fügt ins große Ganze der wissenschaftlichen Medizin, die aber nur dann ihre großen Aufgaben voll erfüllen kann, wenn sie schlicht und recht, sich selbst getreu, arbeitsam ihre eigenen Wege geht, unbekümmert um das Naserümpfen der Schönredner im Arbeitsgewande des Alltages, die nur in Feierstunden sich in Schönheit hüllt und dann als Königstochter hinaustritt und königlich ihre Kleinodien darbietet.

Zuletzt ist auch unsere Wissenschaft nur aus ihren eigenen positiven Leistungen heraus befähigt, sich Achtung und Wertschätzung, ja Respekt zu erringen, bei den Medizinern wie bei den Historikern anderer Gebiete, nur aus ihrem Eigensten heraus — man mache sich nichts weiß mit dem ewigen Gerede von anderen Aufgaben, die die Historie der Medizin zu erfüllen habe! Trotz allem und allem sind das nur Nebenaufgaben; ihre positiven eigenen Leistungen sind und bleiben das Entscheidende: die Wissenschaft, die sich in Nebenaufgaben zersplittert, verflacht! — —

* * *

Warum ich dies alles mit so harter Deutlichkeit sage? Weil's an den Tag muß, weil von Tag zu Tag mehr Scheinmetall als historisch erschürftes, echtes ausgegeben wird, weil wir uns in modern utilitaristischer Richtung gewöhnt haben, eine Wissenschaft nur als angewandte pflegenswert zu finden, die doch ihren Wert in sich selbst trägt, weil wir immer nachsichtiger werden, nicht nur gegen die ungeniert sich breitmachenden Geschichtsfälschungen der extremen Verfechter einseitiger therapeutischer Richtungen, die massenhaft der historischen Wahrheit Gewalt antun und die Hehre zur Metze erniedrigen, feil im Dienste eines Scheinwissens, das man früher mit dem

treffenden Worte „Aftermedizin“ bezeichnete, — weil wir immer nachsichtiger werden auch gegen uns selbst und uns angewöhnen, auf lockerem Schutte, den die Vergangenheit zusammengefahren, und schnell errafften neuen Funden gewaltige Gebäude zu errichten, die der schwankende Grund nicht trägt.

Ich wiederhole es, auf keinem Gebiete der Geschichte der Medizin sind wir heute so weit, daß wir irrgend etwas Dauerndes aufführen könnten, das ist das Ergebnis meiner erneuten Durcharbeitung der Geschichte der Heilkunst in den letzten Jahren. Aus dieser klaren Erkenntnis heraus gestatte ich es mir, den Ruf erschallen zu lassen: zur Arbeit, zur rastlosen Arbeit vieler Jahre, auch die es reizt, wie mich, zu künstlerischen Gestalten aus dem Vollen — den Spaten in die Hand, die Hacke und den Hammer — zur Arbeit! — —

## Was ist Geschichte der Medizin?

(1913.)

Die Antwort wird verschieden ausfallen, je nachdem der sich Fragende oder Gefragte in Stoff und Sinn der Historik in der Heilkunde eingedrungen ist und Bestreben, Neigung oder Fähigkeit besitzt, sich über den Fachbedarf des Tages und den Lärm herrschender Meinungen zu erheben.

Als „spielerischen Raritätenkram" wird der eine sie achselzuckend bezeichnen, als „Sammlung von Irrtümern" ein anderer; gar mancher, der eben in sie hineingeschaut hat, wird sie als bequeme Gelegenheit ansehen, sich in die Brust zu werfen und den erstaunten Mitlebenden zu zeigen, wie herrlich weit wir es gebracht, und was für betrübliche Leimsieder die Kollegen einst gewesen sind, ohne Weitblick und kritische Beurteilungsgabe, bar aller Methodik, ganz im Gegensatze zur gegenwärtigen profunden Wissenschaft voll inhärenter und manifester Exaktheit, kurz ein bequemes Verherrlichungsmittel für das Heute, indem man die Bestrebungen und gar die Leistungen vergangener Zeiten ins Lächerliche zieht, „wie sie es verdienen". Ein dritter wird sie als gute Gelegenheit empfinden und benutzen, mit einigen Körnchen von Wissen und viel Phantasie einen ergiebigen „Speech" zuwege zu bringen und, wenn er eine gute Feder führt, in jeder Weise zu brillieren: es kann's ja von Zehntausenden kaum einer kontrollieren! — —

Ist das nun aber wirklich Geschichte der Medizin? Viele glauben es, gar manche üben es, und doch ist

es von wahrer Geschichte himmelweit entfernt, die in vielem das gerade Gegenteil von dem ist, was eben angedeutet wurde und was man so landläufig dafür hält — ein ernstes Stück wissenschaftlicher Arbeit, beruhend auf induktiver Tatsachenfeststellung in streng methodischer, kritischer Durchprüfung, in Selbstzucht und verantwortungsbewußter Wahrhaftigkeit, gleich der modernen Naturwissenschaft in mechanistisch-dynamischer und in biologischer Richtung, die sich immer neu wieder fragt: Wie steht es denn mit der Verläßlichkeit deiner Ergebnisse? Was ist unanfechtbarer Bestand sicheren Wissens? und was bedarf erneuter Prüfung unter Anwendung aller neuesten Hilfsmittel fortgeschrittener Untersuchungsweisen? Not tut enger Zusammenhalt mit allen Ergebnissen nimmer rastender Wirklichkeitsergründung in den fernen und fernsten Zeiträumen der Vergangenheit mit den gesamten, täglich sich mehrenden Einzelergebnissen der Durchforschung jüngerer und älterer und ältester Kulturschichten mit dem Spaten und mit textlicher Detailprüfung auf ihren materiellen und geistigen Gehalt. Aus dem allen erstrebt sie in erwägender Synthetik die Gewinnung eines wahrheitsgetreuen Bildes der medizinischen und hygienischen Gedanken und Leistungen einzelner Zeitperioden und der Gesamtentwicklung bis zum heutigen Tage, dessen Verständnis sich nur aus dem Gestern voll erschließt. — —

„Schon Hippokrates“, so begannen noch vor kurzem fast alle medizinisch-historischen Arbeiten, „schon Hippokrates hat sich zu der in Rede stehenden Frage geäußert.“ Auch heute trifft man wohl noch auf diese Wendung, zu Recht und zu Unrecht; denn wir wissen heute, daß nicht nur in den griechisch sprechenden Küstenstrichen Kleinasiens und auf den Inseln vor dem großen Koer mancher tüchtige ärztliche Denker und

Praktiker gelebt hat, daß Hippokrates also bei dem Griechenvolke selbst durchaus nicht den Anfang der Beschäftigung mit den Fragen des Heilwissens und der Heilkunst bedeutet. Wir wissen auch, daß in anderen Kulturkreisen medizinisches Erfahrungswissen und heilende Bestrebungen schon stark über ein Jahrtausend weiter zurückgehen, ja daß das begnadete Hellenenvolk neben Selbstgeschautem auch von dieser fremden Beobachtungserfahrung ungezählter Jahrhunderte Kenntnis nahm und in seiner Weise das Kundgewordene verwendete und, vermöge unvergleichlicher Veranlagung, aus diesen fremden und eigenen Erfahrungsmassen prüfend, sichtend und ordnend etwas völlig Neues schuf: das Wundergebäude einer positiven rationellen Erfahrungswissenschaft, der Medizin, im engsten Zusammenhange mit der gesamten Naturerkenntnis einer unaufhaltsam voranstrebenden Zeit.

Wir beginnen aber auch zu wissen, was noch dringend der weiteren Vertiefung bedarf, daß das praktisch und halb instinktiv errungene Beobachtungsmaterial Vorderasiens auf medizinisch-hygienischem Gebiete nicht restlos in das hellenische und hellenistische Gesamtwissen einging, daß daneben noch Anfänge des Wissens beiseite blieben, für die doch später die Zeit des Reifens und Fruchtbringens im Abendlande kam, des Wachsens über die Antike hinaus in erkenntnisspendender Verschlingung von Orient und Okzident.

Aber wenn wir uns in programmatischer Weise über Wesen, Wert und Ertrag der Medizingeschichte klar werden wollen, so sind allerdings die Worte „schon Hippokrates“ einleitend so recht am Platze. Denn er, der Größten einer in unserer Wissenschaft aus der Reihe der Jahrhunderte, er fühlte schon das Bedürfnis, sich mit seinen Vorgängern, mit älteren Rich-

tungen in der Heilkunde auseinanderzusetzen, wie noch heute jeder denkende Arzt, der seiner Gleichgesinnten und seiner Gegner Ansichten, Grundsätze und Maßnahmen gewissenhaft zu prüfen und auf ihren Dauerwert einzuschätzen sich gedrungen fühlt. Hat der große Koer derart in der Schrift über die „alte Medizin“ auf Frühere zurückgegriffen, so hat der römische Enzyklopädist Celsus an die Spitze seines klassisch geschriebenen Werkes über die gesamte Medizin eine Übersicht über die Entwicklung der Heilkunde bis auf die römische Kaiserzeit gegeben, die wir noch heute mit Nutzen lesen.

Die Geschichte der Medizin ist denn auch ein wesentlicher Teil der Medizin selbst und eine ebenso ernste Erfahrungs- und Beobachtungswissenschaft wie alle Naturforschung, die jeden Einzelfund an andere Einzelfunde reiht, jedes Detail prüfend unter die Lupe nimmt und, wenn nötig, zerfasert, um die Einzelzusammenhänge bloßzulegen und schließlich aus der Reihe der Einzeltatsachen den Vorgang der Vergangenheit rekonstruiert, mag er sich in einer erkrankten Bevölkerungsmasse, in den Lehrhallen einer Medizinschule oder in Geist und Seele eines großen Arztes früherer Tage abspielen.

S o n e h m e n w i r H i s t o r i k e r v o n h e u t e d i e S a c h e. Darum legen wir auch weniger Wert auf einzelne Jahreszahlen und Lehrsysteme als auf die kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge, auf das wirkliche Verstehen einer Zeit und ihrer Ärzte und deren Heilweisen. Dazu ist natürlich auch wieder die Kenntnis der sog. Krankheitssysteme nötig, von denen wir gleich noch sprechen werden, die in bemerkenswerter Wandlungsfolge die Heilkunde beherrscht haben und in ihrem ersten Auftauchen, Beiseitegeschobenwerden und erneuten Machtgewinnen nicht nur den

Wandel aller Erscheinungen predigen, sondern auch eindringlich uns zeigen, wie die Vergangenheit, wie ihr Studium immer wieder Bedeutung gewinnt für das Verständnis auch der jüngsten Umwandlungen, zur leichteren und fruchtbringenderen Orientierung über die Strömungen und Unterströmungen der medizinischen Gegenwart, zur Ermöglichung eines Werturteiles über mancherlei herauf sich ringende Einzelrichtungen. Das lange für entbehrlich gehaltene Studium der Vergangenheit gewinnt derart recht vielfach Bedeutung für die gesamte Problemstellung in der Medizin, nicht nur für einen mehr oder weniger singulär scheinenden Einzelfall. Ich will nur ein Beispiel anführen, das des aktuellen Reizes nicht entbehrt, da einer unserer hervorragendsten Bahnbrecher in der modernen Therapeutik beim Versuch, seine neue Lehre und deren Anwendung tiefer zu begründen, dazu geführt wurde, ein unerwartetes Votum für die Bedeutung historischer Studien abzugeben.

„Als ich in letzter Zeit, viel zu spät", schreibt August Bier in seiner ‚Hyperämie als Heilmittel' (6. Aufl., Leipzig 1907, S. 81f.), „die Literatur nachsah, war ich doch nicht wenig erstaunt zu erfahren, in welcher Ausdehnung dies ehrwürdige Instrument (der Schröpfkopf), solange es eine Geschichte gibt, bis auf unsere Zeit gebraucht ist. Hätte ich zur rechten Zeit die Literatur studiert, so wäre manche Arbeit erspart geblieben; denn ich erfuhr daraus, daß zahlreiche Schwierigkeiten, deren Beseitigung viele Mühe gemacht hat, längst gelöst waren ..." So einer der originellsten Problemsteller der modernen Medizin, dem nichts ferner lag als eine Verherrlichung der Medizingeschichte zu schreiben, dem sich diese Erwägungen bei seinen Arbeiten von selbst aufdrängten! —

Namentlich die Zeiten großer Wandlungen in den allgemeinen Grundanschauungen der Medizin, in deren

einer wir uns schon seit einer Reihe von Jahren befinden, drängen unwillkürlich auch nach historischer Vertiefung. Neuestes und Ältestes in der Heilkunde reichen sich über Jahrtausende die Hand.

Eine Rückkehr zum Hippokratismus, zu der naturgemäß individualisierenden Heilmethode des großen Inselgeborenen, hat sich mehrfach in der Geschichte der Heilkunde vollzogen, jetzt aber, wo ein solcher Ruf der Rückkehr nicht so sehr dringend geboten erscheint, sind es die Grundanschauungen über das Wesen der Erkrankungen, welche von Kos aus wieder lebendig zu werden scheinen.

Damals in der Hand des Asklepiaden fand die Humoralpathologie eine wissenschaftlich ausgebaute Formulierung — wie es scheint ihre vorläufig endgültige, jedenfalls lange Zeiträume lastend beherrschende durch Hippokrates' Schüler Polybos —, die lange und stets erneut als Evangelium galt und immer wieder einmal verketzert und verbrannt wurde. War sie doch nicht einmal in Kos zuerst entstanden: hatte sie doch auch schon am Euphrat in anderer Gestalt ein Vorleben geführt, von wo auch schattenhafte Kunde nach Kos und Knidos gelangt sein mochte in unbestimmten Berichten, die doch als Untertöne wirkten im Konzert der wetteifernden Ärzteschulen am Ägäischen Meere und später, als die griechischen Lehren sich dogmatisch gefestigt und in scharfumrissenen Formen ein selbständiges Leben gewonnen hatten, als völlig Fremdes empfunden und sub specie temporis gelegentlich als „persische" Anschauungen registriert wurden, wenn sie auch älter waren, weit älter als die „alte Medizin" des Hippokrates.

Aber auf die Humoralpathologie allein, auf die Lehre von Störungszuständen der Körpersäfte allein war die Griechenmedizin niemals ausschließlich eingeschworen, wenn es auch manchem so scheinen mag,

weil der schließlich herrschend gebliebene Galen alles nach dieser Theorie modelte. Weite Ärztekreise haben schon früh und besonders in Alexandrinerzeiten den Sitz der krankhaften Veränderungen in den festen Geweben des Körpers gesucht und zu finden geglaubt, namentlich die „methodische“ Schule, — wieder andere in den luftförmigen (wir würden gasförmigen sagen) Bestandteilen des Körpers, dem „Pneuma“, das man nicht nur in den Lungen, sondern auch in den Arterien und Nervenröhren zirkulierend glaubte, die „pneumatische Schule“. — Der Streit der Humoralpathologie mit der Solidarpathologie und der Pneumatopathologie ist gut 2000 Jahre alt und hat nur im Mittelalter lange fast völlig geruht, solange die ausschließliche Herrschaft der Viersäftelehre dauerte. Ausschließlich humoral gerichtet waren später wieder die chemischen Schulen der Medizin, die Iatrochemiker und Chemiatriker, stark solidar die verschiedenen iatromechanischen und iatrophysischen Richtungen; gemischte Systembildungen knüpfen sich an die Namen eines Boerhaave, van Swieten, Friedrich Hoffmann und anderer. Mit der Humoralpathologie kam auch immer wieder die Lehre von den Allgemeinerkrankungen hoch, während die Solidarpathologie die lokalistischen Anschauungen in die Höhe spülte. Die alten Gegensätze der Schule von Kos und der von Knidos wurden dann wieder wach und aufs neue ausgekämpft in Frankreich und in Deutschland, wo schließlich das lokalistisch-solidarpathologische Prinzip das ausschließlich herrschende wurde, nach dem Gefühl der Menge und ihrer Führer für die Ewigkeit gefestet schien — der „anatomische Gedanke“ durch Rudolf Virchow neu stabiliert! Freilich er, der Meister selbst, hat zwar das Monopol der Humoralpathologie aufs schärfste bekämpft, aber ihr Ersatz durch das Monopol der Solidarpathologie, der ausschließlichen Geltung der Zell-

veränderungen, ist doch gegen seinen Widerspruch durch seine Anhänger aufgepflanzt worden, die allmählich dogmatischer wurden als ihr Führer.

Und nun ist das doch alles wieder ins Schwanken geraten. Die auf wenige versprengte Außenforts zurückgedrängten „Allgemeinerkrankungen" haben wieder Bedeutung gewonnen; eine „humorale" Richtung, während man doch eben noch alles Derartige über die Achsel ansah, besetzt von Tag zu Tag neues Terrain.

Diese Wandlung war vorbereitet und schließlich herbeigeführt durch Umwälzungen auf einem anderen Gebiete der Pathologie, auf dem der chronischen Infektionskrankheiten. Der Infektionsfaktor war hier durch Virchow und seine lokalistischen Vorgänger und Anhänger stark beiseite geschoben worden; ja auf manchen Gebieten schien ihm völlig der Garaus gemacht zu sein, auf denen sich die Moderne mit der klassischen Antike — so verschlungen sind die Wege der Entwicklung! — wieder aufs engste berührte, deren sonstige humoralpathologische Anschauungen die Lokalistik doch so völlig über Bord geworfen hatte.

Wir vermögen uns ja noch fast alle der Kochschen Tuberkulose-Aufstellungen und -Aufhellungen zu erinnern, die völlig wie Offenbarungen auf fast alle, Ärzte wie Laien, wirkten: es blitzte und funkelte nur so aus allen Ritzen unseres Wissens von neu gefundenem und neu gemünztem Edelmetall! Wie konnte man das auch nur so übersehen haben, so lange Zeit, bis Koch die Rätsel der Sphinx gelöst hat, und wie gewaltig, wie eingreifend die Konsequenzen für „Kranke" und „Gesunde"! —

Aber war das denn wirklich neu? Ach nein, es war nur ein Kleines wirklich neu, alles andere war nur

erneut gefunden, war selbstverständliches Ergebnis der Infektionsvorstellung auf bakterieller Basis. Schon Plato hatte die Infektiosität der Phthise behauptet, nicht so das Gros der auf uns gekommenen antiken Ärzte; sie wollten davon nichts wissen, so wenig wie die Lokalisten des 19. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland. Und doch war diese Idee, eine der oben angedeuteten Weisheitskündungen Vorderasiens, langsam wieder in die Höhe gekommen im viel verschrienen Mittelalter, wenn auch anfänglich noch in bescheidensten Grenzen, die die vielgepriesene Renaissance sogar noch wieder einengte, bis sie Fracastoro zum ersten Male in ein wissenschaftliches Gewand brachte (1546) und sie so langsam an Boden und Macht gewinnen ließ, bis sie schließlich in Italien des 18. Jahrhunderts in weiten Landgebieten zu gesetzgeberischen Maßnahmen führte, die den allermodernsten Tuberkulosebekämpfungs-Gesetzgebungen in Prinzip, Ausbau und Härte gleichen wie ein Ei dem andern. Aber kurz danach begann dies alles aufs neue verschüttet zu werden durch die lokalistischen Ideen, die sich in methodischem Ausbau durch allerhand Schulen und einander widerstrebendste Richtungen in Frankreich und auch bei uns (von Schönlein, Griesinger und Wunderlich zu Virchow) zu immer konsequenterer Ausbildung durchrangen, während man sie heute wieder in amüsanter Überheblichkeit — nicht frei von nationalen Gegensätzlichkeiten — von oben herab bespöttelt, wie weiland Virchows Nachtreter die „selige Humoralpathologie" oder gar die „unselige Naturphilosophie". Trotzdem war die krönende Spitze von allem Vorhergehenden, Virchows „anatomischer Gedanke" (den auch Morgagni nicht zum ersten Male erfaßt hatte), eine glänzende Schöpfung, die der gesamten medizinischen Gedankenwelt ein Moment von bleibendem Werte hinzugefügt hat, trotzdem auch diese Höhe-

periode sich allmählich wieder (selbstverständlich!) nur als Übergangsstadium herausstellt. —

Wie die bakterielle Forschungsrichtung zur Erkenntnis von Vorgängen führte, die vor allem im Blutserum sich abspielen, bei denen also der anatomische Sitz kaum noch eine Rolle spielt, sondern die Bildung von „Gegengiften", von „Antikörpern" im kreisenden Säftestrom, ist bekannt. Es kommt aber mit diesem Neuesten auch eine Reihe von uralten medizinisch-wissenschaftlichen Vorstellungen und Lehren wieder in modifizierter Form in Kurs, die man lange völlig beiseite gelegt hatte, offiziell wenigstens, die Vorstellungen von Complexio, Constitutio, Diathesis und Krasis, die unaufhaltsam wieder in die allgemeine Diskussion sich drängen.

Der niemals völlig ausgestorbene „denkende Praktiker" hatte freilich für sich immer mit Komplexionen und Konstitutionen hantiert, weil ihm immer wieder Beobachtungen unterliefen, die nur aus dem Bereich der Konstitutionsvorstellungen oder ähnlichem verständlich werden wollten, wenn auch solche Zurechtlegungen niemals völlige Befriedigung geben wollten, da man dabei nur mit logischen Schlußfolgerungen zu arbeiten vermochte, deren Blässe nicht die gesunde Farbe der Tatsächlichkeiten zu erlangen imstande war. Warnend muß hier die Geschichte, wie so oft schon in früheren Zeiten, ihre Stimme erheben, daß hier nicht wie früher aus den Quellen dieser Vorstellungen der alte dialektische Schlamm wieder über die lebensfrischen Gefilde klinischer Beachtung gespült werde und abgestandene Theorien neu gefirnist hervorgeholt oder alte Fehler, wenn auch unbewußt, wieder neu begangen werden.

Die Bahn ist wieder frei für eine unbefangene Prüfung der „Konstitutionen" und „Diathesen", die natür-

lich begrifflich streng auseinandergehalten werden müssen, soll nicht unsere schon vielfach kranke Terminologie noch neue Verwirrungszustände erleiden. Auch auf diesen noch unsicheren Gebieten muß mit den modernen klinischen und experimentellen Methoden in langen Beobachtungsreihen erst Vergleichs- und Studienmaterial gesammelt werden, physiologisch- und pathologisch-chemischer, wie rassenbiologischer Natur, und auf diese Weise den alten Vorstellungen neuer Lebensgehalt eingehaucht werden, daß sie nicht wie Schemen uns wieder entschwinden oder in hohlem Schematismus erstarren.

Aus der Vergangenheit ihrer Wissenschaft vermag die Forschung von heute derart sich Leitlinien zu nehmen und wegekündende Hinweise, während auf der anderen Seite auch die jüngsten wissenschaftlichen Erlebnisse und Erkenntnisse und Errungenschaften Lichtstreifen zu werfen vermögen in das wissenschaftliche Leben vergangener Tage und uns ein besseres Verständnis vermitteln und uns gerechter machen für die Bedeutung der geistigen und seelischen Kämpfe redlich ringender Wahrheitsforscher von ehedem. Man wird sich z. B. heute fragen: Ist nicht der große Rokitanski, der die moderne pathologische Anatomie in wesentlichen Teilen und in ihrer Gesamtkonzeption eigentlich geschaffen, ist er nicht auch in seiner Krasenlehre doch mehr gewesen als ein mit atavistischen Vorstellungen Belasteter, von denen er nicht loszukommen vermochte, als ein Phantast, neben dem der nüchtern lokalistisch denkende Kliniker um so größere Bewunderung verdiente? Man wird vielleicht gerade hierin Rokitanskis genialen Weitblick bewundern lernen, daß er intuitive Erschließungen der Vergangenheit nicht deswegen völlig über Bord werfen wollte, weil sie unscheinbar geworden gegenüber den Triumphen der von

Erfolg zu Erfolg eilenden lokalistischen Wahrheitskündung, deren ergebnisreichster Bannerträger er doch selbst war. Man wird ihn gerade darin um so höher vielleicht einschätzen lernen, weil er sich durch beispiellose Erfolge in einer Erforschungsrichtung die Blickfreiheit nicht verbauen ließ auf pathologische Grundfragen, die von der Lokalistik doch keine völlig befriedigende Antwort zu erhalten vermochten.

Solche historische Betrachtungen lehren den ärztlichen Forscher von heute Vorsicht im Urteil, wie ihm die jähen Wandlungen des letzten Jahrzehntes Bescheidenheit predigen, Bescheidenheit gegenüber der Größe der geistigen Kämpfe der Vergangenheit und Vorsicht in der Bewertung der augenblicklich letzten wissenschaftlichen Ergebnisse. Alles ist wandelbar, aber nicht alles Errungene wird schon entwertet, wenn neue Untersuchungsreihen uns neue Gesichtspunkte gegeben haben, die uns die vorletzten Resultate von einer anderen Seite erkennen lassen und früher Verworfenes unerwartet wieder rehabilitieren.

Während die solidarpathologische Richtung lokalistische, morphologische, zellulare usw. Probleme in rastloser Arbeit vieler Jahrzehnte mit Unverdrossenheit und ungeheuren Erfolgen löste und der pathologischen Physiologie darüber nicht vergaß, konnte die Bedeutung der historischen Seite der medizinischen Wissenschaft vorübergehend etwas übersehen und beiseite geschoben werden. Die Wandlungen der letzten Jahre zeigen aber klar die Gefahren dieser Unterschätzung, die denn auch allenthalben erkannt werden und auf allen Gebieten durch doppelten Eifer wieder wettgemacht werden, zumal in der Epidemiologie und Seuchenprophylaxe beispielsweise die wissenschaftlichen und die direkt in die Praxis eingreifenden Gefahren einer Vernachlässigung der Ergebnisse und Lehren früherer

Zeiten noch viel schärfer ins Auge springen als auf den eben berührten Gebieten allgemein-pathologischer Fragen. Gleiches gilt auch anderwärts in ähnlicher Weise: das sind die wirklichen, tiefer liegenden Ursachen des großen Aufschwunges, den die historisch-medizinische Forschung in England, Italien, Frankreich und Amerika und am intensivsten in Deutschland selbst genommen, ganz abgesehen von dem klaffenden Widerspruch, daß eine Wissenschaft, die sich grundlegend auf die Erkenntnis der Bedeutung der organischen Entwicklung und Entwicklungsgeschichte aufbaut, die intime Kenntnis ihrer eignen Entwicklung sollte entbehren können, und dem rein idealen Werte historischer Erkenntnis für den denkenden Forscher, der in den Worten Goethes zum Ausdruck kommt:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben" — —

was schließlich ebensosehr von dem Organismus einer Wissenschaft gilt wie von der biologischen Einheit eines Einzelindividuums, des Trägers dieser Wissenschaft.

# Perioden im Entwicklungsgang heilwissenschaftlicher Erkenntnis.

(1921.)

Wo liegen die Anfänge des Ärztlichen in der Frühzeit? Sie gehn in die Tage der Menschwerdung zurück, ja bis in die Abwehrbestrebungen der Tierwelt und deren mutuelle Betätigungen. Führende Mächte sind Not und Helfersdrang und Zusammengehörigkeitsgefühl der Sippe.

Rein empirische Beseitigung störender Einwirkungen von außen, reizender Fremdkörper aller Art oder belebter Schädlinge sind das Erste.

Kompliziertere Scheidungen knüpfen sich an die beiden schauerlichen Hauptformen schnellen Todes durch Verbluten und Ersticken. Im Kampfe der Jagd und des Schlachtfeldes treten sie als äußere Gewalteinwirkungen auf und scheinen da sofort verständlich. Aber sie werden auch immer wieder einmal, scheinbar von ihnen her veranlaßt, beobachtet, aus unsichtbaren, rätselhaften Ursachen, die man glaubt ergrübeln zu müssen, wie überhaupt das Wesen der Krankheiten über die ersten Erklärungsversuche der Fremdkörpertheorie, der Wurm- und Parasitentheorie hinaus. Daß Krankheiten auch in das erträumte goldne Zeitalter der Frühmenschheit über Jahrzehntausende zurückreichen, ja in paläozoische Jahrmillionen hinein, haben die Untersuchungen der ur- und vorzeitlichen Tier- und Menschenreste bewiesen.

Die rohempirischen, emanistischen Anschauungen

werden durch animistische, dämonistische Vorstellungen abgelöst und beherrschen die Menschheit. Weltanschauungsfragen klingen vernehmlich auch in das Heilwesen früher Zeiten hinein. Medizinmann, Schamane, Heilpriester erobern das Feld. Zauberbann, Beschwörung mit Wort und Werk und Gegenstand werden zu Heilfaktoren. Das hyperphysische System beansprucht als sublimes Wissen genommen zu werden, das die therapeutische „grobe" Empirie verächtlich beiseite schiebt, aber nicht völlig auszuschalten vermag. — —

Nur an ganz singulären Stellen der die Erde seit Jahrzehntausenden überziehenden Menschheit, bei ganz wenigen gleichsam auserwählten Völkergruppen, kommt es zum Zusammengetragenwerden massenhaften Beobachtungsmaterials als Objekt bohrenden Forschens, unter dem das Heilmäßige in Verbindung mit anderen Beobachtungsmassen eine beachtliche Stellung einnimmt. Das Ganze entwickelt sich zu einem korporativen Standeswissen unpersönlicher Natur in den Händen einer Priesterschaft, die es registriert, aus den verschiedenartigsten Beobachtungsquellen kombiniert, kodifiziert und für den Kultzweck umformt, wobei gerade der Heilfaktor immer mit an zentraler Stelle bleibt, wenn auch nicht als einziger, so doch als ein ebenso wichtiger wie einflußreich verwendbarer. In Verknüpfung mit allem anderen hochheiligen Priesterwissen wird das Ärztliche zu geheimer Scheinwissenschaft ätiologisch, prognostisch, auch diagnostisch und kurativ-rituell ausgebaut in feierlicher Systematik, als Teil einer theosophisch-theurgischen Weltanschauungslehre.

Als berufener Erforscher aller Ursächlichkeiten beantwortet der Priester auch mit Sicherheit und voller Kompetenz die ewigen Leidfragen der Menschheit

nach Ursprung und Wesen von Schmerz, Kranksein und Tod — von Amts wegen. Er dreht daraus eine der haltbarsten der Gespinstfasern seines Weltanschauungssystems und verknotet sie nach allen Seiten.

Götterstrafe, Anfechtung und Vergewaltigung durch böse Mächte, besondere Dämonen von Einzelkrankheiten z. B. Fieber usw., von Besessenheit, Geistesverwirrung sind nur Einzelbeispiele zahlloser Möglichkeiten für scheinwissenschaftlich-kunstgemäßes Eingreifen in lindernder und heilender oder strafartig verschlimmernder Richtung. Durch die Mittel der Entsühnung, Entzauberung, Übertragung oder Wegverpflanzung, der Befreiung auf den Wegen des Opfers, des Bannes, des Gegenzaubers unter Beihilfe von Stein, Pflanze, Tier, von Riten, Handlungen, Sprüchen, Klang und Rhythmus.

Ist doch im richtig durchschauten Weltengang auch der einzelne Krankheitsverlauf nur ein Teilfall, der der ordnungsgemäßen Ausdeutung diagnostisch und prognostisch keine Schwierigkeiten mehr bietet. — —

So etwa das Priesterkastenwissen in seiner höchsten Ausbildung, am feinsten und folgerichtigsten durchdacht im Zweistromlande auf der Grundlage altorientalischer Weltanschauung, unterstützt durch eine nebenherlaufende empirische, pharmakologische und physikalisch-diätetische Therapeutik, die in gleicher Weise registriert ist wie alles andere Priesterwissen, zum Teil sogar einem nicht priesterlichen Ärztestand zur Ausübung überlassen gewesen zu sein scheint, während die registrierte und aufgezeichnete Behandlungsregel unter der Kontrolle der Priesterschaft gehalten wurde, die sie geschaffen.

Die seitens der Priesterärzte beobachtete, aufgezeichnete und allseitig weiter gepflegte und geübte Kastenerfahrung im Nillande scheint noch allseitiger

entfaltet und ausgereift gewesen zu sein im zweiten und dritten vorchristlichen Jahrtausend, gleichzeitig mit der am Euphrat, ist aber in ihrer Entwicklung noch besser heute schon überblickbar, bis das zauberische, abergläubische Element unter dem Einfluß Babylons das Erstarrte überwucherte — das zaubermäßige Priesterwesen, das fast auf der ganzen übrigen Erde in irgendeiner niederen Form bis zum heutigen Tage die Volksmedizin der Naturvölker überschattet, aus dessen Umschlingung sich auch Babel und Ägypten niemals völlig gelöst haben.

Neben diesem transzendenten Erschließungsweg läuft aber immer ein der eigentlichen Beobachtung näherer nebenher; wie sehr auch die Weltanschauungsfragen davon abdrängen, doch bleibt ein schmaler Beobachtungspfad; der „geoffenbarte" Krankheitsdämonismus vermag nicht allen voll zu genügen.

Auch hämatische und pneumatische Spekulationen, wie sie sich auf Verblutungs- und Erstickungstod als Typen aufgebaut hatten, reichen auf die Dauer nicht aus.

Immer wieder drängen sich die Ausscheidungen aus den Körperöffnungen der Beobachtung und dem Denken auf, Tränen, Speichel, Ohrenschmalz, Harn, Kot usw., ihr störendes Zuviel wie ihr verderbliches Ausbleiben, ihre auffallende Regelmäßigkeit in Pollution und Menses und was sonst aus Schleimhautöffnungen vorschwitzte, sickerte, quoll, strömte: wässerig, schleimig, eitrig, blutig heischt Beachtung, wird zum Eckstein biologischer Betrachtung. Besondere Beachtung findet schließlich auch das tiefst aus dem Innern hervorkommende Erbrochene. —

Blut quillt aus Wunden, wie aus Nase, Bindehautsack, Mund, Gefäßen, Harn- und Geschlechtsöffnungen, After, rein oder gemischt, mit Luft aus der Trachea,

mit Gelenkschmiere, mit Darminhalt usw., Blut also ist überall. Ebenso werden milde oder reizende Absonderungen ganz ähnlicher Beschaffenheit aus normalen Körperöffnungen wie aus frischen oder älteren Wunden oder aufgebrochenen Stellen aller möglicher Körperregionen bei akuten und chronischen Zuständen ergossen. Ferner werden solche Ausscheidungen und Absonderungen vielfach am Körper durch Streichen und Drücken in Bewegung gesetzt, verschoben, durch festes Binden festgehalten usw., wie man das vielleicht bei stark blutenden Gliederwunden zuerst in Sterbensnöten mehr zufällig beobachtet hatte, wie man schließlich auch durch Umschnürung usw. (selbst fern abliegender Stellen) einen Einfluß auf Wundblutungen bemerkt hatte. Umgekehrt glaubte man durch Eröffnung von Blutflüssen (Aderlaß) oder durch Haarseilöffnungen Wirkungen ausgelöst zu haben. —

Auf diese Weise wurde man fast zwangsläufig zu humoralen Theorien geführt, wie sie in verschiedenen Kulturen sich finden, ja fast allen frühen Hochkulturen in wechselnder Gestalt eigen sind: Blut (Wasser), Eiter, Schleim, Jauche — und aus dem Erbrochenen auch das in Geschmack und Farbe so sehr Auffällige der Galle, bald grün, bald gelb, bald schwarz — als Krankheitserreger, Krankheitsträger und Krankheitsfolge.

Solch Humoralpathologisches steckt auch in babylonischer Medizin z. B. in der s u a l u - Serie (Schleimserie). In Ägypten hat man die Vorstellung von einer Art Röhrensystem, in dem Flüssigkeit und Luft hin und her zu fluten scheint, ohne daß man von einem Luft- oder Säftekreislauf sprechen könnte, ebensowenig von einem ausgesprochenen Humoralsystem.

Ein Einfluß der Zauber- und Beschwörungsmedizin Babels nach dem schon verknöcherten Ägypten hin hat

bestimmt in späterer Zeit stattgefunden; weniger sicher ist dessen umgekehrter Einfluß auf Babel nachweisbar; er hat aber doch auch zweifellos bis zu gewissem Grade allmählich sich ausgewirkt; beide zusammen haben dann auch weiter nach Osten Einfluß geübt.

Als besonderer Kulturkreis mutet das Land der aufgehenden Sonne im äußersten Osten an: China. Es blickt heute angeblich auf eine ununterbrochene Entwicklung von 5000 und mehr Jahren zurück. Wirklich ununterbrochen? Wirklich unbeeinflußt? Zwei große Fragezeichen, die durch ein drittes verstärkt werden: Ist überhaupt die Kultur dort so alt? Die Antwort scheint doch sehr zweifelhaft, und zwar für alle drei Fragen.

Die Chronologie vor der Mitte des 9. Jahrhunderts ist dort noch keineswegs sicher festgelegt; selbst daß der Arzt Pients'io dem 6. Jahrhundert vor Christo angehört, ist noch nicht völlig feststehend; das unter seinem Namen laufende Werk über „schwierige Krankheiten" (Nan-King) gehört vielleicht erst seiner Schule an. Jedenfalls tritt mit ihm erst eine Ärztepersönlichkeit (wie es scheint zum ersten Male in China!) literarisch entscheidend hervor, während vorher eine unpersönliche Periode ärztlichen Gesamtwissens bestanden haben mag, die durch Kaisernamen charakterisiert ist, denen spätere Tradition ärztliche Berater beigegeben hat.

Insofern bestände also ein erkennbarer Parallelismus zur westasiatischen Entwicklung, wenn auch nur in sehr allgemeiner Form, und mit Pients'io träten wir in eine neue Periode ein, die mit der Begründung der altindischen Medizin, über die wir gleich sprechen werden, zeitlich zusammenfallen würde.

Weniger erkennbar ist anscheinend in der ersten Periode altchinesischer Medizin der Einfluß des Priestertums (doch ist es vielleicht nur dynastisch verdeckt)

und dennoch ist der Beschwörungsaberglaube dort heute noch sehr mächtig. Heute noch besteht dort Krankheitsdämonen-Austreibung durch Schamanen; sie tritt bei Epidemien heute noch fast schrankenlos hervor. Der uralte ostasiatische Dämonismus zieht sich neben der spezifisch chinesischen Naturphilosophie fast als gleichberechtigt neben her, nicht nur als Unterschicht, wie teilweise im Westen. Sollte wirklich schon im 3. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung die Lehre von den 5 Elementen, 5 Planeten, Organen, Farben, Tonqualitäten und den zwei polaren Prinzipien bestanden haben, so wäre das ja bei Babel und Ägypten nicht ohne Gegenbeispiel, namentlich auch der starke astrologische Einschlag nicht. Aber wann sich das wirklich durchgesetzt hat und kodifiziert wurde, steht noch keineswegs fest! Näher läge eine Parallelisierung mit der altindischen Stufe. Hier sind Untersuchungen dringend nötig.

Und nun gar die Frage der Weiterwirkung nach Osten!? Eine Übertragung chinesischer Medizin nach Japan wird erst um den Beginn unserer Zeitrechnung angenommen. Aber geht sie nicht auch über das große Wasser, etwa mit der Kuro-Siwo-Trift südlich der Aleuten ...?? Man hat ja selbst altbabylonischen Einfluß auf das Aztekentum wahrscheinlich zu machen gesucht. Dann läge die Annahme am nächsten, daß eine Abwanderung nach dort zu einer Zeit eingetreten sei, als auch Ostasien unter babylonischer Weltanschauung gestanden wäre, wenn man nur direkte Kulturübertragung zulassen will, keine parallelen Völkergedanken autochthoner Entstehung, wie Ratzel sie gelehrt hat. Doch für die Lösung solcher, noch wilder Probleme fehlen die Unterlagen, die wären also erst noch zu beschaffen; ob das möglich ist, steht dahin. Jedenfalls ist auch in Altamerika allenthalben das Wissen in

den Händen des Priestertums, auch hier das Ärztliche schon in Verbindung mit Weltanschauungsfragen und andern Problemen kosmischer und astraler Art wie in der ersten Periode in der alten Welt. Über diese erste Periode ist man in Altamerika überhaupt nicht hinausgekommen, überhaupt nicht vor der Einwanderung der Europäer.

Für die erste Periode hätten wir also über die ganze Erde die gleiche Entwicklung, wenigstens in erschließbaren Stufengängen: schlichte Empirie (Emanismus), Fremdkörper- und Wurmtheorie, Krankheitsdämonismus mit Geisterbann, nebenher (an auserlesenen Stellen) Ansammeln von Beobachtungsmaterial und daraus weitere naturphilosophische und kosmische Anschauungen (verquickt mit religiösen Weltanschauungsfragen) und zuletzt ein stellenweise erkennbares Streben, sich dem Animismus zu entwinden, was erst in der zweiten Periode gelingt, und zwar ausschließlich in der Griechenmedizin.

---

Babylonische Medizin war auf die Assyrer, auf die Hettiter übergegangen, hatte sich über Kleinasien bis zur Ägäis ausgebreitet, ohne, soweit wir wissen, irgendwo eine auch nur entfernt ihr gleichmäßige oder ebenbürtige Kultur angetroffen zu haben (sie war etwas völlig Singuläres). Auch über Syrien erstreckte sich die Medizin Altbabels mit ihren hämatischen Besonderheiten bis nach Nordpalästina hinein, während von Süden her hamitisch-pneumatische Lehren eingedrungen waren und der Geistesaustausch zwischen Euphrat- und Nilmedizin sich allmählich vollzog, in dem das Übergewicht schließlich auf Babels Seite gewesen zu sein scheint. Aber auch nach Osten zog die Medizin Altbabels ihre Kreise und nicht erst, als die Iranier

politisch Babel-Assur unterjocht hatten. Es scheint kein Anhalt dafür vorhanden zu sein, als wenn die Indo-Iranier ein dem Ärztedenken Babels irgend gewachsenes im 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ausgebildet gehabt hätten (ebensowenig natürlich die vorarischen Inder).

Babylonien wirkte über das iranische Hochland wie nach Westen. Babylonisches ist uns geradezu als „persisch" in griechischen Handschriften in Kostproben erhalten. (Wir finden ja auch indische Tiere auf Obelisken zu Ninive und Eroberungsspuren der Assyrer im Industale.)

Die Wirkung altbabylonischen medizinischen Denkens und (scheinwissenschaftlicher) Lehre auf die Perser dürfte mit der Unterjochung Babels sicher nicht ihr Ende gefunden haben, im Gegenteil! Die Medizin Babels mit ägyptischem Einschlag gewann erst recht Bedeutung; doch geht die Beeinflussung oder wenigstens das Bekanntwerden auf diesem Gebiete wohl noch ins 2. Jahrtausend zurück, während religiöses Denken sich völlig selbständig entwickelte. Das Avesta liegt nur in sehr später Überlieferung vor (3. Jahrhundert n. Chr., Sasanidenzeit), während die indische Religionsphilosophie aus weit höherem Alter überliefert ist. An Medizinischem fehlt es darin nicht. W i e die Beziehung zwischen den so nahe verwandten Iraniern und Hindus im 2. Jahrtausend zueinander waren, wissen wir nicht.

Als Denkervolk sind die arischen Inder den Iraniern weit überlegen. Der Veda steht nicht nur an Alter höher als das Avesta. Ärztlich-hygienisch Interessantes aus dem Rigveda ist in der späteren Reinheitslehre des Manu charakteristisch zugänglich, weit wichtiger für Kenntnis indo-(iranisch-?)arischer Urmedi-

zin ist der Zauberveda, der Atharvaveda, ein Dokument heilenden und abwehrenden Glaubens und Zauberaberglaubens fast ohnegleichen in der Weltliteratur, eines der Grundbücher zur Kenntnis hyperphysischer Volksmedizin, Jahrtausende alter Menschheitsentwicklung, parallel zu stellen (wenn auch unabhängig davon) zu den Kult- und Beschwörungsriten des Zweistromlandes.

Es ist aber wohl ein Irrtum, wenn man aus der vedischen Zaubermedizin die wissenschaftliche Medizin der Atreya und Sušruta herleiten will, die nach neuer Forschung aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammen, also auch für angenommene buddhistische Grundlagen zu alt sind. In der Medizin des Sušruta tritt uns als Leistung arischen Geistes ein ausgebildetes wissenschaftliches System der Medizin entgegen, das nur mit der Griechenmedizin des 5. Jahrhunderts voll in Parallele gesetzt werden kann, der erste und älteste Versuch der Schaffung einer wirklichen medizinischen Wissenschaft, der noch in die vedische Literaturperiode hinein fällt, aber ebensowenig ihr Ergebnis ist, wie die koisch-knidische Medizin von den Heilpriestern des Asklepios geschaffen ist.

Hindumedizin des Atreya-Sušruta und Griechenmedizin des Hippokrates aus Kos und Knidos sind auch noch in einem andern analog: sie knüpfen sich an greifbare, wirkliche Ärztepersönlichkeiten, sind nicht mehr unpersönliches Gilden- und Kastenwissen wie alles Vorhergehende, sind individuell geschaut. Hinter ihnen steht der große denkende Arzt, der ihnen den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt. Das Kastenwissen am Euphrat und am Nil und allem Anschein nach auch am Jantse und Hoangho steht in einer tieferen Entwicklungsschicht, auf einer neuen, höheren dagegen Atreya-Sušruta, die auch die Geistesarbeit im Beobachten und Denken von 1—2 Jahrhunderten min-

destens voraussetzen wie bei den Hippokratikern das ionische Naturdenken. In Indien ist eine bedeutendere Entwicklung über Sušruta hinaus überhaupt nur in ganz bescheidenem Maße nachweisbar bis zu Charaka hin, dem Zeitgenossen des Galenos. Sušruta ist rund ein Jahrhundert älter als Hippokrates und der letzte Zusammenfasser Vâgbhata ungefähr aus der Zeit des Paulos des Aigineten, der von den Arabern 643 mit Alexandrien okkupiert wurde.

Was die Inder schufen in der Heilkunst und im Heilwissen ist der erste große Versuch einer systematischen humoral-orientierten wissenschaftlichen Medizin, der zweite ist die hellenische medizinische Wissenschaft, die aber in gewaltigen Anstieg über das frühe humorale Schema weit hinausging.

Ob die chinesische Entwicklung, von der wir vorhin schon andeutend gesprochen haben, aus der 1. Stufe, die zur babylonisch-nilotischen in Parallele gesetzt werden muß, in die zweite, die zur Not mit der indischen und griechischen parallelisiert werden könnte, wenn ja, völlig selbständig erfolgt ist, ohne (neuen?) Einfluß von Westen her, und gleichzeitig mit Atreya-Sušruta ist noch ungewiß: Möglich, aber nicht allzu wahrscheinlich. Vielleicht müssen Anregungen aus Babel und aus Indien her zu bestimmter Zeit angenommen werden. Das sind wichtigste Fragen der kulturellen Gesamtentwicklung, die der späteren Beantwortung harren.

Jedenfalls steht die mittlere Zeit Chinas, die dort zugleich die letzte ist, höchstens auf der Stufe Indiens, wie es vorher auch dort eine parallele Stufe der 1. Schicht mit Nil-Euphrat gegeben hat. Es kann gesagt werden: Mit Ägypten-Babylonien-China und Indien-(China?-)Hellas ist aber auch alles auf der Erde (soweit es die Medizin angeht) **wissenschafts-**

geschichtlich erschöpft, und bei China als völlig selbständig müssen wir noch ein großes Fragezeichen machen.

---

Über die allgemeiner bekannte und als Gesamt- wie Einzelleistung kaum zu überschätzende Medizin der Hellenen nur wenige Worte. Sie ist auf der Nährschicht Babels an den Küsten Vorderasiens selbständig erwachsen auf den Beobachtungsmassen des Zweistromlandes wie auch manch andere Wissenschaften, deren Wurzeln am Euphrat und Tigris schon getrieben haben. Aber mehr noch als z. B. die Astronomie ist die Griechenmedizin bis in die Wurzeln hinein eigenes Griechenwachstum, wissenschaftlich und ebensosehr auch künstlerisch. Mit der Tempelmedizin der Griechen hat nur eine gewisse initiale Symbiose bestanden, die vielleicht in der hohen Standesethik noch priesterliche Frühelemente enthält und bewahrt, vielleicht — während die Tempelmedizin entartete.

Zieh- und Nährmutter der Medizin der Hellenen ist wie aller griechischen Naturwissenschaft die ionische Naturphilosophie, wie das ja auch zum Überfluß aus der hippokratischen Streitschrift Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς hervorleuchtet. Mit dem medizinischen Babylonismus waren aber auch die kärglichen Anfänge von Humoralpathologie herangefahren über Phrygien und Lydien usw., die wir aus Materialmangel noch nicht recht diskutieren können, von der eigentlich erst die Schleim-(Sualu-)serie einigermaßen greifbar ist. Beim sardischen Arzte Thrasymachos finden wir vorhippokratisch Blut, Schleim, Galle und Jauche als Krankheitssäfte.

Ist nun die gewöhnlich als „hippokratisch“ ausgegebene, wenn auch dem großen Koer selbst nicht

angehörige Viersäftelehre wie alle ihre zahlreichen Varietäten chaldäisches Überkommsel? Das würde zu ihrer Zählebigkeit stimmen. Ohne die galenische Restauration, die stark atavistisch anmutet, gerade dieser Blut-, Schleim-, Galle-(gelb und schwarz)Theorie in seiner Erneuerung des angeblichen Hippokratismus wäre sie zu Beginn unserer Zeitrechnung wohl erledigt gewesen. Durch Galenos wurde sie wieder auf den Thron gesetzt und regierte abermals fast $1^1/_2$ Jahrtausende; selbst der Titan Paracelsus hat sie nicht völlig zu töten vermocht; erst ein gutes Jahrhundert nach ihm hat Schneider in seinem Werke über die Katarrhe mit der zähen Nagearbeit des deutschen Gelehrten durch Beseitigung des Schleimes als Kardinalsaft dieser Art von Humoralpathologie ein Ende gemacht, — wenigstens allmählich.

Die davon zu trennende allgemeine Lehre von den flüssigen Bestandteilen des Körpers beschäftigte die ärztlichen Denker der Griechen mindestens seit Alkmaion in besonderem Maße, ohne daß man die luftförmigen außer acht gelassen hätte, ja später auch den festen gebührende Beachtung zuteil werden ließ. Die Fülle der einander widerstreitenden Lehrmeinungen war ja stets für die griechische Natur- und Heilwissenschaft besonders bezeichnend, schon von Anfang an. Und man kann es ruhig aussprechen, daß allein schon die Vielgestaltigkeit der Anschauungen, wie sie aus dem sog. hippokratischen Schriftenkorpus zu uns spricht, von allen ärztlichen Lehrmeinungen aller Erdenländer vorher und gleichzeitig zusammengenommen nicht erreicht wird. Dieser individualistische Ausbau von Anfang ist eines der größten fortschrittlichen Entwicklungsmomente der Griechenmedizin, die mit philosophischem Geiste auf der Erfahrung aufgebaut wurde. Das wetteifernde Wahrheitsstreben allein schon der Schule von Knidos und Kos ist ein historisches

Faktum von unvergleichlicher Bedeutung. In ihm schon steckt die Gewähr des singulären Siegesweges griechischer Wissenschaft, der von den Küsten Kleinasiens und Süditaliens nach Alexandrien und Rom führte. In den Lebenserscheinungen der Lösungsversuche der Empirik, der Methodik, der Pneumatik und Eklektik usw. usw. rang sie unter immer neuen Forschungsformen und -wegen nach Erkenntnis und Vervollkommnung, auf die nicht näher eingegangen zu werden braucht, deren Ergebnisse von den Wegen und Weisen auf und mit denen sie errungen wurden, von den Methoden also, an Bedeutung fast noch übertroffen werden.

Resümieren wir:

I. Periode. Es gab wirkliche, nach einer gewissen Ausbildung eines Erfahrungsgebäudes der Heilkunst und des Heilwissens strebende primäre Zentren nur in Babel und Ägypten vielleicht (aber doch nur sehr bedingt) auch in China.

II. Periode. Begründung einer tatsächlichen Wissenschaft, eines Systems der Heilkunde in Indien und bei den Hellenen und (vermutlich über Tibet und nur abgeleitet) auch in China. (Doch erscheint heute noch die Gefahr einer Überschätzung des Chinesischen sehr dringend!)

---

Wir kommen zur III., zur letzten Entwicklungsphase.

Die Griechenmedizin hatte (im Mittelmeersinne) von Alexandrien aus in Rom die volle Weltherrschaft erreicht. Im Hellenismus war Altägyptisches, Altbaby-

lonisches, Spuren von Altindischem mit griechischem Eigenwuchs nochmals zusammengeflossen. Alle zusammen waren schon ins Sinken geraten. Mit dem Zusammenbruch des Römerreichs war auch die große Bühne für die griechische Wissenschaft zusammengestürzt, gar Vieles unter den splitternden Trümmern begrabend. Die in Byzanz noch gebliebene Oase versandete zusehends. In Indien lebten wohl noch die Lehren Sušrutas und Charakas, ja sie hatten gerade zu den Tagen des letzten Epigonen des Hellenismus, zur Zeit des Paulos, des Aiginetten, in Vâgbhata ihre letzte Erneuerung von Bedeutung gefunden, um von da ab gleichfalls völlig zu verwittern. Tibet ist unter indischen Einfluß geraten und von dort aus zum Teil auch China, das gerade kulturell nach Japan hinüberzugreifen beginnt.

Vom Indus bis zu den Säulen des Herkules wird alles mit neuen Völkergeschieben überschichtet, der Westen von Norden, der Osten von Süden her. Die „Barbaren" sind nach kurzem zerstörendem Intermezzo die Bringer neuen Lebens, das aus dem Trümmerfelde allenthalben emporkeimt.

Der justinianische Vorstoß nach Westen verpuffte und ließ in Byzanz nur um so größere Erschöpfung zurück. Der Osten erliegt rasch dem Ansturm der dünnen Reihen arabischer Kämpferscharen, die in Landstriche einbrachen, wo alte Gelehrtenschulen bestanden, wie in Syrien, Mesopotamien, am Rande von Iran, im Nildelta, zu Armid, Nisibis, Edessa, Gondêschâpur und Alexandrien, wo wissenschaftliches Leben des Hellenismus in griechischer, in syrischer, in persischer Sprache bestand und die lebhafteste Übersetzertätigkeit philosophische, mathematische, astronomisch-astrologische und besonders auch medizinische Werke allmählich in die arabische Sprache übergehen ließ, nachdem diese dazu fähig geworden, besonders

seit die Kalifenresidenz nach Damaskus und später nach Bagdâd verlegt worden war, das weitschauende Staatskunst, um die kulturelle Verschmelzung von Araber- und Persertum anzubahnen, angelegt hatte. (Was nur teilweise gelang.) Höchstbezeichnend und für frühere Leistungen der Perser Schlüsse nahelegend ist die Tatsache, daß die größten Ärzte des Islâm Perser gewesen sind.

Die absolute Leistung der ersten großen Renaissance der Griechenmedizin im Reiche des Islâm ist hoch einzuschätzen. Vielleicht ihr Bezeichnendstes liegt in der Schaffung einer großen Zahl klarer wohlgeordneter Lehrbücher der Gesamtmedizin (allerdings in Fortsetzung der bereits sterilen, enzyklopädischen Richtung griechischer Niedergangszeit nach Galen) und einzelner Sonderzweige, von denen ich nur das „Königliche Buch" des 'Ali ibn al Abbâs und den Qanûn des ibn Sînâ als Gesamtspezimina herausgreife, die in der Weltliteratur der Heilkunde kaum eine Parallele besitzen, und die Lehrbücher der Augenheilkunde, von denen die Griechenmedizin überhaupt nur eines hervorbrachte, das (verlorene) des Demosthenes, die Medizin des Islam fast $1^1/_2$ Dutzend, darunter solche ersten Ranges, von Hunain über Ali ibn Isa, Ammar aus Mosul, Zarrin-Dast zu Halifa und Salah ad-dîn. Aber auch wirkliche klinische Leistungen waren dem Islam beschieden in Erringung einzelner Teilerkenntnisse fast mehr so nebenbei gelegentlich der Einarbeitung in das Griechenwissen. Ein schneller Aufstieg im 9., 10. und auch noch im 11. Jahrhundert, dann Stillstand, der heute noch dauert.

Schleppend und mühsam hatten sich unterdes im Abendlande die Dinge im Beginn der 3. Periode entwickelt. Zunächst keine einzige solche Lehrstelle auf dem weiten Trümmerfeld wie deren viele im Osten.

Rom war niemals in dem Sinne Hochschule, Universität gewesen wie etwa Athen, Alexandrien, Konstantinopel. Was dort in den staatlichen Hörsälen, die man schließlich schuf (z. B. auf dem Aventin) gelehrt wurde, war Allgemeinbildung gewesen, die ja wohl auch Medizin mit umfaßte, Popularisierung im Sinne der ἔγκυκλος παιδεῖα keine medizinische Fachbildung, war auch schnell wieder erloschen, und selbst die schmale Gelehrtenentlohnung wurde bald wieder eingestellt. Nicht einmal Fachbibliotheken waren vorhanden.

Der Universitätsgründungsplan in Rom nach Syriens Muster, den der Reichskanzler der Ostgoten gehegt, wurde von ihm, dem Kassiodorus, in weit bescheidenerem Maße am Golf von Squillace im „Vivarium" klostermäßig durchgeführt zu Ende des 6. Jahrhunderts, vor allem unter Schaffung einer großen Bibliothek in einer Region, wo man noch 8 Jahrhunderte später griechisch sprach und als Geschäftssprache verwendete (und heute noch kleine griechische Enklaven bestehen).

Er, Kassiodor, hat so die Kleriker-, namentlich die Klostergelehrsamkeit geschaffen, nicht der heil. Benedikt, war also auch der Vater der „Mönchsmedizin", war vor allem auch um lateinische Übersetzungen aus dem Griechischen bemüht (im syrischen Sinne), die im damals bilinguen Süditalien keinerlei Schwierigkeiten boten.

Mühselig entwickelte sich die Klerikermedizin, besonders nördlich der Alpen, mit Hilfe des spärlichen, großenteils in Süditalien erstellten literarischen Materials, in Fulda, auf der Reichenau, in St. Gallen und namentlich in Chartres und an der Loire in Frankreich.

Zu dieser schmalen Literatur kam in Süditalien noch die traditionelle Übung in Familien- und Gilden-

überlieferung, namentlich in chirurgischen Techniken, offenbar auch in intern medizinischer Übung und Unterweisung, wie sie (in einem gewissen Gegensatz zu der puren Buchgelehrsamkeit formaler Art der Kleriker und der Klerikerschulen) seit dem 9. Jahrhundert zu Salern sich Geltung verschaffte, als erfahrungsgenährtes ärztliches Können. Literarisches Schaffen scheint in Salern nicht zu Hause gewesen zu sein. Man behalf sich mit dem allgemeinen zugänglichen antiken Literaturgut aus der Übergangszeit, zu dem nur ein Erfahrungsschatz gangbarer Rezepte kam, wie man sie auch an den ärztlich viel zu Rate gezogenen Klosterstellen als Rezeptbüchlein (Receptarius, Antidotarius) zusammenzustellen sich beflissen hatte.

Wirkliches literarisches Schaffen entwickelte sich in Salern erst, seit der sog. Afrikaner, vielleicht nur Sizilianer Konstantin in den Jahren 1060—1087, zuletzt (nach vorübergehendem Aufenthalte in Salerno?) als Mönch auf dem Monte Cassino, größenteils als sein eigenes Schriftwerk sie ausgebend, wertvolle Werke der Araber aus dem Anfang und der Mitte des 10. Jahrhunderts in lateinischen Bearbeitungen bekannt gegeben hatte, darunter das Königliche Buch der ʿAli ibn al Abbâs, ein systematisches Handbuch der theoretischen und praktischen Medizin, das er „die ganze Kunst", Pantegni benannte. (Nebenher hatte er auch hippokratisches, galenisches und byzantinisches Kleinwerk für den täglichen Gebrauch der Praktiker übersetzt, das weit in die Renaissance hinein Geltung behielt und in den Vorlesungen der Universitäten als „Ars Medicinae" wie in der täglichen Praxis vielfach Verwendung fand.)

So feierte seit 1080 frühe, schlichtere, der griechischen noch nähere Arabermedizin ihre Auferstehung in der abendländischen Ärzteliteratur von Monte Cassino und Salern aus, verbunden mit eigener

Erfahrung auf der Basis der Antike, in reichlichem eigenem lehrendem Schriftgut, das im 12. Jahrhundert in üppig grünender Fülle am Golfe von Salerno als Literatur von Hochsalerno über ganz Europa Kurs gewann. Es stand fast ein Jahrhundert in voller Wirkung, bis um 1180—1200 von Toledo aus die zweite und noch weit gewaltigere Überschüttung mit muslimischer Literatur einsetzte, die den großen Kliniker Razes und vor allem den Avicenna und damit den feinst ausgeklügelten Galenismus dem Abendlande geläufig werden ließ, der zu Ende des 11. Jahrhunderts den abendländischen Ärzten wie ein Buch mit sieben Siegeln erschienen wäre, für das es erst durch ein Jahrhundert früharabischen Konstantinismus' hatte vorbereitet werden müssen.

Aristoteles und Galenos wurden so dem Abendlande ums Jahr 1200 in arabisch-persischer Einkleidung erneut und nun erst recht vertraut, auch in der Medizin nun führend in einem Umfang und einer Einseitigkeit, wie Galenos im Abendlande auch zu Ausgang der Antike niemals Geltung besessen hatte, am wenigsten in Italien, Gallien und Kleinafrika.

Allmählich wurden dann im Süden Italiens, in Sizilien, an Handelsstellen des Ostens und Westens der Halbinsel immer mehr Werke der Natur- und Heilkunde auch direkt aus dem Griechischen getreu, oft zu getreu, in das Lateinische übersetzt, Vieles schon Jahrzehnte eher, als Franzesco Petrarca die Erneuerung des alten Rom erstrebte und dem Arabismus in jeder Form den Krieg erklärte (der wohl auch an anderen Stellen Italiens schon teilweise abgelehnt worden war, ja stellenweise überhaupt und dauernd auf heftigen Widerstand samt seinen jüdischen Interpreten und praktischen Pflegern gestoßen war). Wie der große scholastische Denker und Arzt Peter von Abano aus Padua

noch im 13. Jahrhundert zu langem Studienaufenthalte nach Konstantinopel gegangen war, um sich die „Probleme“ aus der Schule des Aristoteles auch sprachlich anzueignen und kommentieren zu können, so lernten immer mehr Ärzte Griechisch. Schließlich war das ganze antike medizinische Literaturgut dem Abendlande wieder geschenkt, das wir auch heute besitzen, ohne daß freilich sachlich allzuviel Neues damit wieder in die Hände der gelehrten Ärzte gekommen wäre. Denn die Fülle antiken medizinischen Literaturgutes, wie sie der werdenden Medizin des Islàm zur Verfügung gestanden, wurde doch nicht wieder erreicht (müssen wir doch heute noch z. B. galenisches Schriftwerk aus dem Arabischen durch Übersetzung uns erreichbar machen, das griechisch für alle Zeit verloren scheint). Man kann kaum mehr sagen zur Kennzeichnung der Renaissance als: Was man bisher gleichsam auf Krücken hatte erreichen müssen, das erlangte man nun noch einmal sicher schreitend auf eigenen Füßen.

Aber ganz helle Köpfe der Scholastik, wie Roger Bacon und Arnald der Katalane, hatten es schon im 13. Jahrhundert durchschaut, daß Griechen- und Muslimenwissen in Natur- und Heilkunde nicht das Ende bedeuten könnten. Das doktrinäre Selbstgenügen war auch Galenos Erbteil gewesen. Als man aber nun neben Galen einen Aretaios und damit den großen Archigenes, einen Rufos, einen Aëtios und andere kennen lernt, wird man stutzig. Die Kritik erwacht. Ein Niederdeutscher, Vesalius, sprach es schließlich aus, daß man über Galenos auf dessen Vorgänger, die selbst forschenden Alexandriner, hinüber- und zurückgreifen müsse und beispielsweise die Menschenanatomie von den zahllosen Schlacken galenischer Affenatnatomie befreien, kurz in altgriechischem Geiste, rein auf eigenem Schauen, auf eigenem Be-

obachten aufbauen und weiter forschen müsse. Schon 2 Jahrzehnte vorher hatte das ein oberdeutscher Denker und Beobachter, Theophrast von Hohenheim, erkannt, der mit dem Hammer eigener Erfahrung die schön geschmückten tönernen Säulen des Galenischen Tempels zerschlug und die 4 Kardinalsäfte, die nun schon zwei Jahrtausende die ärztliche Menschheit geäfft hatten, als wirklichkeitsferne Schemen erkannte und nur den Hippokrates noch gelten ließ. Rüstig begann er damit, von Grund auf eine neue Heilkunde auf der Basis eigener Beobachtung und Erfahrung zu errichten, an der wir heute noch bauen, beobachtungsgemäß unter Hilfe des Experimentes, prüfend einen Stein an den andern fügen und vertrauen, daß auf diesem Wege schließlich die ganze Wahrheit sich uns erschließen müsse, wie es 2500 Jahre vorher die naturforschenden, beobachtenden Denker Ioniens schon erstrebt hatten, mit denen die zweite Periode, die der eigentlichen Begründung der Natur- und Heilwissenschaft anhebt, deren Vorbereitungszeiten im hellenischen Kulturkreis noch im Dunkel liegt, während die Vorbereitungszeit der dritten Periode in Ost und West sich im wesentlichen schon erschlossen hat, da sie vergleichsweise in hellem Tageslichte sich vollzog. Vorbereitend sind die Bestrebungen der Ärzte des Islâm zu nennen — die über die volle Aneignung nicht hinaus kamen und daher kulturgeschichtlich nicht voll mit der indischen Medizin in der zweiten Periode parallelisierbar sind — vorbereitend auch die Leistungen von Salerno, Bologna, Montpellier. Doch ist schon in der Zeit der Scholastik die Auswirkung der dritten Periode auf dem Marsche, die der modernen Heilkunde, die mit Hohenheim, Vesalius, Paré, Harvey voll einsetzt, mit Borelli, Franz de le Boë, Sydenham, Stahl, Haller, Morgagni, Bichat, Johannes Müller in ihre Zeiten der Erfüllung eingetreten ist, in denen wir

heute noch zu stehen glauben wie das Griechentum in der Blütezeit Alexandriens.

* *

*

Auf eine so einfache Formel dreier großer Perioden reduziert sich uns die Gesamtentwicklung der Heilwissenschaft, wenn wir sie allseitig erforscht, durchdrungen und durchschaut haben. Und noch Eins! Was uns ermöglicht hat, erheblich über die Leistungshöhe des Griechentums noch hinaus zu kommen in den letzten hundert Jahren, ist die Bereitstellung neuer Hilfsmittel verschiedenster Art für die Forschung namentlich in Apparaten und zum Teil auch in Methoden, die uns völlig neue Beobachtungs- und Wissensgebiete zugänglich machten und so auch für die alten Forschungsterritorien völlig unerwartete Erkenntnismöglichkeiten schufen.

---

# Medizin in der Steinzeit.

(1909.)

Der glückliche Fund O. Hausers, den Hermann Klaatsch in Gegenwart von Hans Virchow und Wilhelm Rehlen (Nürnberg) in der unteren Grotte von Le Moustier im Vezère-Tal am 12. August 1908 gehoben, erweckt unerwartete Perspektiven in fernste Vergangenheit des Menschengeschlechts. Bestattet war er worden, dieser Vertreter des Neandertaltypus aus dem ältesten Quaternär nahe der Grenze des Tertiären, bestattet vor einigen 20000 oder gar 90000 Jahren — die Schätzungen gehen um diese Kleinigkeit auseinander —, bestattet in der Grotte an der Hügellehne von pietätvollen Verwandten, hingelagert in zusammengezogener Seitenlage, die rechte Hand in Schlafstellung unter der rechten Wange, um so den ewigen Schlaf zu schlafen auf einer Art Kopfpolster von Feuersteinblättchen — als „liegender Hocker", wie man diese frühe Bestattungsart bezeichnet. Und beigegeben war ihm sein erstes Werkzeug, seine tägliche Waffe im Kampfe mit den Tieren des Waldes und räuberischen Stammesfeinden, greifbar ihm nahe gelegt der Faustkeil von Feuerstein, der sich mit der runden Rauhseite bequem in die hornige Hohlhand fügte, aus der sein spitzes Ende so oft drohend hervorgelugt und mit schwerem Schlage tiefe Wunden gerissen. Sollte er seiner auf der Reise in ein vielleicht dunkel geahntes Jenseits benötigen, sollten die Kämpfe in einer anderen Welt, in der der Gestorbenen oder der Geister weiter rasen? Wir wissen nichts von den dämmernden

Vorstellungen jener Zeit, vom Innenleben jener unserer europäischen Vorwohner von Zehntausenden von Jahren. Nur die Sorge umeinander in jener Horde leuchtet aus der Bestattung ihrer Gestorbenen hervor, selbst wenn man daraus nur schließen wollte, daß man den Leichnam vor der Benagung oder Zerfleischung durch wilde Tiere zu bewahren trachtete. Mit einem Worte, man kümmerte sich um den Toten und wird mithin auch den Lebenden nicht ohne Hilfe gelassen haben, wenn er ihrer bedurfte — die Medizin der Steinzeit ist damit geboren, wie nieder man sie sich auch vorstellen mag, die Medizin der Steinzeit, die man psychologisch und praktisch immerhin an die Sorge der Tiere um ihre Jungen und wohl auch andere Schwarm- oder Rudelgenossen anknüpfen mag, die sie aber seelisch doch schon gewaltig überragt.

Viel ist mit dieser, den Gestorbenen gegenüber betätigten und dem Lebenden sicher nicht völlig versagten Sorge und Hilfsbereitschaft freilich nicht gewonnen für eine Kenntnis der Medizin im Steinzeitalter. Weiter hier vorzudringen scheint überaus schwer, die Hindernisse fast unüberwindlich. Die Überreste aus einer so fernen Zeit, der jede Art schriftlicher Überlieferung auf Jahrzehntausende noch völlig fehlt, sind so spärlich, daß man an ihrer Deutung auf Ärztliches fast völlig verzweifeln muß.

Unter den tertiären Feuersteinsprengstückchen und Splittern der „Eolithen“ etwa ein schneidendes Instrument ausscheiden zu wollen, das man zur Eröffnung von Abszessen verwendet haben mochte oder zum Ausschneiden von Dornen und Splittern aus der Haut oder den tiefer liegenden Weichteilen, ist natürlich fruchtloses Bemühen. Auch die allmählich sich vervollkommnenden Steinwerkzeuge des Paläolithikums sind nur

schwer auf speziellere Zwecke überhaupt zu deuten. Und Knochenfunde aus dieser frühesten Diluvialzeit gehören noch derart zu den Seltenheiten, daß man ja von autoritativer Seite die spärlichen Reste des Normalen als pathologisch bezeichnen konnte, wie es dem Homo Neandertaliensis seitens Rudolf Virchows geschehen ist.

In der späteren paläolithischen Periode des Magdalénien werden die schneidenden Instrumente und die sägenartig geformten für die mögliche medizinisch-technische Differenzierung geeigneter, stellenweise sogar verführerisch, während wir erst in der frühen Neolithik an den Knochen deutliche Spuren ärztlicher Pflege finden und bald auch sichere Zeichen chirurgischen Eingreifens.

Vorher aber ging schon eine Zeit, die bisher freilich für Medizinisches völlig steril geblieben ist, aber immerhin die Hoffnung auf Dokumente zur Geschichte der Steinmedizin noch glimmen läßt in der überaus hohen zeichnerischen Kunstfertigkeit in Schnitzereien auf Mammutzähnen und Rentiergeweihen, in Höhlenwand- und Deckenmalereien der Frühbewohner Westeuropas, vor allem Frankreichs — bisher freilich vergeblich. Wenn auch die plastischen und zeichnerischen Darstellungen des Menschenkörpers bei diesen Paläolithikern in keiner Weise an die künstlerische Wiedergabe der Mammuts, Auerochsen, Pferde, Renntiere usw. heranreicht, so möchte ich es doch nicht für vollkommen ausgeschlossen halten, daß Neufunde solcher Höhlenmalereien oder Beinschnitzereien uns einmal kulturgeschichtliches Detail zu früher heilender oder helfender Betätigung oder Werkzeugverwendung usw. bringen, das an das ärztliche Gebiet anklingt. Doch ist dies heute noch Zukunftsmusik, wie schon gesagt, die vielleicht niemals greifbare Wirklichkeit wird.

Was bringen uns denn aber die ausklingende Paläolithik und die neolithischen Perioden für reale medizinische Tatsachen? Jäh ist die große graphische und plastische Frühkunst erloschen. Andere Volksstämme treten auf die Bühne Westeuropas, nicht höher künstlerisch begabt als die Völker anderwärts in der Steinzeit. Ihre keramischen Leistungen, wie die als Schriftzüge verdächtigen Kritzeleien, sind uns völlig stumm. Es bleiben nur instrumentelle Funde und die Schädel und Skelette als Quellenmaterial zum Studium übrig. Wie es mit den Instrumenten bestellt ist, habe ich schon angedeutet; wir sind also einzig auf das Archivmaterial der Knochenfunde angewiesen.

Zunächst erweckt es unser Interesse, daß Krankheiten des Knochensystems, wie Rachitis und Arthritis deformans schon in der Neolithik angetroffen werden, während erstere doch als Folge von Kultursünden gelten soll. Auch luetisch erkrankte Knochen aus der Steinzeit wollen einige Autoren gefunden haben, was noch sehr der Nachprüfung bedarf. Fast befremdlich wirkt es, daß auch die Tuberkulose des Knochensystems nur in ganz spärlichen vereinzelten Fällen in den neolithischen Menschenresten beobachtet worden ist. Dagegen scheint die genuine Osteomyelitis nicht so ganz selten gewesen zu sein.

Die Frage nach dem Alter und den Ahnen unserer Flora und Fauna spezifischer Krankheitsmikroorganismen wird, wenn richtig gestellt und sorgsam in Untersuchung gezogen, zweifellos noch zu hochwichtigen Ergebnissen selbst in der Steinzeit (in den Spuren ihrer erodierenden Tätigkeit und den reaktiven Wucherungen am Knochengerüste) bei ihrer Beantwortung führen, doch mag dieser Hinweis für heute genügen.

Aber nicht nur Krankheitserscheinungen weisen die Knochen der Neolithiker auf oder festsitzende Feuer-

steinpfeilspitzen usw.; wir finden an ihnen auch Spuren stellungkorrigierender Fürsorge und stellungerhaltender Beaufsichtigung während der Heilung, die nicht selten unsere Bewunderung wecken.

So hat noch kürzlich Karl Jäger 53,8 Proz. gut geheilte prähistorische Knochenbrüche 46,2 Proz. schlechtgeheilten gegenübergestellt (trotz aller Mangelhaftigkeit der Statistik gewiß ein beachtenswertes Ergebnis!) und namentlich auch in der Behandlung der Schädelverletzungen den stein- und bronzezeitlichen Helfern, mögen sie nun einem irgend abgegrenzten Ärztestande angehört haben oder nicht, höchst respektable Kenntnisse und Erfolge zugeschrieben.

Nicht gerade häufig, wenn auch vielleicht doch nicht nur ausnahmsweise scheint man schon in neolithischer Zeit bei Schädelverletzungen die Trepanation angewendet zu haben. Das schon recht umfangreiche Material neolithischer Schädel, an denen während des Lebens die künstliche Eröffnung vollzogen wurde, läßt freilich nur in seinem allerkleinsten Teile einen Zusammenhang mit vorhergegangenen Verletzungen erkennen, während dies in der Volkschirurgie von heute, soweit sie überhaupt die Trepanation kennt, fast die Regel bildet, wenn auch mit sehr beachtenswerten Ausnahmen.

Daß aber der Steinzeitmensch, z. B. Galliens, zu seinen trepanatorischen Eingriffen am Gehirn ursprünglich gleichfalls durch günstige Erfolge der Beseitigung von Knochensplittern und niedergedrückten Schädelkapselfragmenten geführt wurde, hat trotzdem alle Wahrscheinlichkeit für sich, wie man denn mit der neuerdings wieder sehr beliebten Schablone, aller heilenden Tätigkeit Grundlage im Übernatürlichen und im Aberglauben zu suchen, zahlreichen Tatsachen der Medizingeschichte Gewalt antut.

Empirische Erfolge der Trepanation bei Schädel-

verletzungen, die sich gelegentlich sogar durch Wiederholung im stockenden Heilungsverlauf in besonders schweren Fällen erneut als heilbringend erwiesen hatte, in der Tradition vergrößert festgehalten, führten schließlich durch Analogieschlüsse zur Anwendung des nämlichen Eingriffes bei heftigem Kopfschmerz usw., die man bei Schädelverletzungen gelegentlich durch Erweiterung der Knochenwunde usw. auch wohl hatte schwinden sehen. Namentlich bei den Frühbewohnern Galliens, aber auch des weiteren europäischen Nordens wurde es offenbar weitverbreiteter, vielgeübter Brauch, Krankheiten des Gehirns und seiner Häute mit der trepanatorischen Chirurgie zu bekämpfen, wie die große Zahl von Funden trepanierter Schädel (über 200) in den Dolmen und Grabhöhlen Frankreichs beweisen.

Auf der Scheitelhöhe, in einem der Scheitelbeine (das linke scheint bevorzugt) oder in beiden Scheitelbeinen, selten auf der Stirn finden wir kreisrunde oder eirunde Löcher, deren Ränder völlig glatte Oberfläche, manchmal ostotisch verdickt, aufweisen und schräg nach ihnen zurückfallen, so daß die Knochenlücke der inneren Tafel einen kleineren Durchmesser besitzt als die der äußeren. Die Operation wurde offenbar mit scharfen meißelartigen oder spitzen sägeförmigen Steininstrumenten ausgeführt. Die im vergangenen Sommer gelegentlich des internationalen Historikerkongresses ausgestellten, überaus feingearbeiteten Meißelsägen aus Feuerstein und Obsidian von der deutschen Grabung zu Abusir in Ägypten, die mir bisher in keiner Sammlung noch begegnet sind, würden diesem trepanatorischen Zweck, in einen Holzschaft gefaßt, geradezu ideal entsprechen; doch ist Ähnliches in Gallien bisher nicht gefunden worden — und in Ägypten wissen wir nichts von steinzeitlicher operativer Schädeleröffnung! —

Die trepanierten Schädel der Neolithik werden durch ein anderes Fundstück, das gleichfalls häufig angetroffen wird, in eigentümlicher Weise ergänzt, das die Sache zunächst noch dunkler erscheinen läßt, bei weiterem Nachdenken ihr aber klärendes Licht bringt. Ich meine die sog. „Rondelles", eben solche ausgesägte Schädelstücke, deren in den Gräbern Frühgalliens über 50 schon gefunden sind, oft einfach oder doppelt durchbohrt oder mit Einschnitten versehen, was uns die Annahme nahe legt, daß diese rundlichen (Trepanations-)Knochenplatten amulettartig getragen wurden, ob mehr als ein segnendes oder schützendes Skapulier oder als Rarität, die für den Trepanierten einen Affektionswert besaß, wenn er sie selbst trug, bliebe noch zu untersuchen. Wahrscheinlicher und fast allgemein angenommen ist der erstere Fall. Es kommt uns darin die Beobachtung zu Hilfe, daß man z. B. in den Dolmen der Lozère den Schädel eines im Leben Trepanierten fand, an welchem aus den Rändern der lange vernarbten Trepanationsöffnung, offenbar nach dem Tode des Trägers, rundliche Scheiben herausgeschnitten waren, die recht scharfe Ränder aufweisen, gleichzeitig ein Beweis für die Leistungsfähigkeit dieses Instrumentariums, das über das mancher Naturvölker von heute offenbar recht beträchtlich an Zweckmäßigkeit hinausging.

Warum man solche runde Plättchen aus diesem Totenschädel herausgesägt hat? Wir sind auf Vermutungen angewiesen, die sich möglichst nahe an die therapeutischen Gedanken anlehnen müssen, welche wir bei der Ausführung der Trepanation am Lebenden für maßgebend erachteten. Gegen Epilepsie und andere Krampfformen, gegen anhaltenden Kopfschmerz dürften die Schädelscheiben-Amulette vorbauend oder heilend Verwendung gefunden haben wie die Trepanation selbst, und gerade den Plättchen. herausgesägt

aus den Rändern solcher therapeutischer Schädeldefekte, mag man eine abergläubische Wirksamkeit ganz besonderer Art gegen die genannten Leiden zugemessen haben. Auch wenn nach der Trepanation der erhoffte Heilerfolg ausgeblieben war? Oder nur aus Schädeln glücklich geheilter? Wer will es sagen? — Die Höhlen und Dolmen bergen noch manches Geheimnis. Aber gewaltig muß das Verlangen nach den Amuletten aus solchen Schädelöffnungen gewesen sein, wenn man um derentwillen die Pietät gegen den Entschlafenen oder gar den heute so fest und allgemein geglaubten „Ahnenkult“ in solcher Weise fast leichenschänderisch beiseite setzte. Oder sollten nur Feindesschädel so verwendet worden sein? —

Spuren einer anderen eingreifenden Maßnahme am Schädel weisen endlich eine Reihe von Funden auf, die den Dolmen Zentralfrankreichs entstammen. Man sieht an Schädeln weiblicher Individuen dort manchmal eine flache Vertiefung von der Stirnhöhe über die Pfeilnaht bis fast zu deren Ende verlaufen, an welche sich hinten eine andere von rechts nach links quer über den Scheitel ziehende Narbenrinne T-förmig anschließt. Ihr erster Beobachter Manouvrier hat dieser eigentümlichen narbigen Exfoliation des Schädels wegen ihrer Form den Namen T-sincipital gegeben. Offenbar hatte man die Schädeldecke durch zwei senkrecht zueinander stehende Schnitte bis auf den Knochen getrennt und diese gewaltige (vielleicht zuerst schon mittelst des Glüheisens hervorgerufene?) gekreuzte Wunde der behaarten Kopfhaut durch Brennen mit einem glühenden Stabe oder durch eine andere reizende Maßnahme künstlich längere Zeit offen gehalten, bis sich die obere Schicht der äußeren Schädeltafel abstieß. — Sollte das ein bei Frauen üblicher Ersatz für die Trepanation sein? Ist es nur Zufall, daß

bisher nur (6 bis 9) Frauenschädel mit dieser Narbenläsion des Schädeldaches gefunden wurden, die vielleicht den Linien der Scheitelung des Haares für den Frisuraufbau folgte? Wurde dieser erhebliche chirurgische Eingriff für andere Zwecke vorgenommen? Tiefe Einschnitte an der Stirn, senkrecht verlaufend, werden heute noch auf manchen Südseeinseln gegen Kopfschmerz und Ähnliches in der Jugend ausgeführt. Haben die Neolithiker mit der Anlegung des T-sincipital ähnliche Absichten gehabt? Das würde doch auch wieder nicht viel anderes sein als ein Ersatz der Trepanation bei Frauen. Freilich hat man auch an Strafmaßnahmen denken wollen.

Ich habe 1908 in der Société française d'historie de la médecine in Paris die Vermutung vorgetragen, daß dieser frühzeitliche Gebrauch der Dolmenvölker Zentralgalliens vielleicht mit einer Kombination von sagittalen und frontalen Schnitten über die Kopfhaut im Zusammenhang stehen möge, welche wie der „Periskythismos" und „Hypospatismos" alexandrinischer Ärzte als Mittel zur Bekämpfung chronischer Schleimflüsse und anderer Augenleiden nach Celsus (VII, 7, 15) in der ganzen alten Welt mit allerlei Modifikationen im Gebrauch war, namentlich in der „Gallia comata", dem inneren Gallien.

Neben den schreckenerregenden unheimlichen Krampfformen war für den Frühmenschen einer niedrigen Kulturstufe kaum ein anderes Leiden mehr zu fürchten als Verminderung oder gar Verlust des Augenlichtes. Gegen solch eine schlimme Möglichkeit ist man wohl am ehesten noch mit dem schweren Geschütz solch eingreifender Operationen vorgegangen — sollte man sagen. Es ist aber bis heute nur eine Vermutung, für die manches spricht, mehr nicht.

Über die Medizin der Steinzeit läßt sich aber so-

viel mit ziemlich großer Gewißheit sagen, daß vielleicht schon in der in künstlerischem Schaffen so hochstehenden Renntierzeit Westeuropas sicher in der Neolithik eine Verbindung von empirisch fortgeschrittener Behandlung von Knochenverletzungen mit einer Art Schienenverbänden und von eingreifenden, wagemutigen chirurgischen Operationen mit hyperphysischer Amulettherapie bestand, die immerhin eine höhere Stufe einer in „ärztlichen" Bestrebungen sich betätigenden Kultur anzunehmen uns zwingen, vor allem, wie angedeutet, in Gallien und besonders in dessen Zentrum, aber auch über die Schweiz, über Germanien und Skandinavien und bis in die Donauländer sich verbreitend, wie uns manche Funde aus diesen in der schwindenden Eiszeit erst stärker besiedelten Länder deutlich erkennen lassen.

Mit dem Ende der Steinzeit ist dieser Trepanationsbrauch und die Amulettverwendung der Schädelrondelle nicht erloschen. Die in der Bronzezeit zunehmende Leichenverbrennung verwischte aber zum Teil ihre Spuren; da und dort finden wir sie aber doch in der La Tène-Periode. So sind noch kürzlich in Galliergräbern zwischen Bern und Thun bei Münsingen trepanierte Schädel aus dem 2. und 3. Jahrhundert vor Christo zutage gekommen. Allmählich ist aber dieser chirurgische Brauch der Schädelöffnung wie der (vielleicht ophthalmochirurgische) des T-sincipital außer Übung gekommen — durch anderes abgelöst worden, das darum vielleicht noch nicht „vernünftiger" war.

# Krankheitsdämonismus und Heilbräuche der Germanen.

(1912).

Tiefsten Eindruck auf die Seele des Frühmenschen machten von je Krankheit und Tod. Mochte es in unheimlicher Langsamkeit unentrinnbar das Leben zum Erlöschen bringen oder in grausiger Plötzlichkeit den Daseinsfrohen niederschmettern — entsetzt erhoben sich beidem gegenüber die drängenden Fragen nach dem W i e dieses Furchtbaren und dem W o h e r.

Verblutungstod und Tod durch Erwürgen hatte die Jagd des Alltags und die Kampfesnot gegen die Feinde kennnen gelernt. Aber wer öffnete im Körper plötzlich die Schleusen der Blutbehälter und ließ den Sippen im Blutsturz enden? Wer verstopfte von innen die Röhren des Atems unsichtbar und ließ das blühende Knäblein unter krampfigem Nach-dem-Halse-Greifen im Erstickungstode enden? —

In der qualmigen Erdhütte hatte es manchmal drückend und schnürend auf der eignen Brust, auf dem eignen Halse gesessen, daß man schreiend vor Angst in Schweiß gebadet erwachte: der furchtbare „Alp“ hatte einen bei Nacht fast erwürgt. So packt uns bei Nacht auch das furchtbare Etwas an, das sich d a u e r n d in unserem Körper niederläßt, nicht flüchtig nur wie der Alptraum bei Nacht oder am Mittag, der schnell wieder von uns weicht. Und doch ist er ein eindrucksvolles eignes Erlebnis. Und ganz ähn-

lich war es ja, wenn im Frühjahr, wenn draußen die Stürme toben, ein Kaltes und Heißes uns überfiel, uns schüttelte und in unruhig jagenden Träumen uns quälte und weit dahin führte zu marternden Erlebnissen, von denen unsere Hausgenossen nichts gemerkt haben wollten: unheimliche Unsichtbare und doch nur allzu Fühlbare, fast Greifbare umgeben uns, lauern auf uns, überfallen uns wie heimtückische Feinde — Krankheitsgeister, Krankheitsdämonen, die von dem unbewußt schaffenden und die Phantasie befruchtenden Kausalitätsbedürfnis je nach den gesehenen und empfundenen Begleiterscheinungen in den verschiedensten Gestalten verkörpert werden. Verdächtig vor manchem Andern war ein Unsichtbares, das in uns und unsern Sippengenossen wie in unsern Feinden lebendig und wirkungsvoll war, das im Tod ihren Körper verließ, sich von ihm trennte — die S e e l e: immer wieder drängt sich dem Frühmenschen der Verdacht auf, daß abgeschiedene Seelen im Heere der Krankheitswesen eine Rolle spielen, Seelen von zu uns Gehörigen und von Feinden.

* *

*

Auch bei den Germanen traten die Seelen der Abgeschiedenen in das große Dämonenheer, das als Elfen (Alpe), Maren, Truden, Schratte, Trollen dahinzieht im Schwarme des Wode und der Holla, geflügelt und allenthalben erscheinend, im wilden Walde hausend. In allerlei Gestalten treten die Krankheitsdämonen gelegentlich auch leibhaftig zutage, in den Krankheiten selbst, als unter der Haut herkriechende, wurmartige Stränge oder als Würmer in Wunden und Höhlen und Ausscheidungen des Körpers. Der sich windende Wurm ist bei den Germanen als Hyposta-

sierung des Krankheitsdämons besonders verbreitet, der Wurm, aus dem er sich verwandelnd als geflügeltes Etwas entflattert, oder die häßliche, kriechende, schleimige Kröte.

Neben dem Mar, dem Totengeist, der die überlebenden Sippengenossen mit Unlustträumen quält oder erotisch im Traum ihnen beiwohnt, oft unter Tiergestalt durch Ritzen und Löcher zur Herdstelle eindringennd, sind es vor allem die Alpwesen, die direkten Gedankenkinder des Alptraumerlebnisses, die Elben, das Elfengeschlecht, die als Krankheitsdämon ihren Elfenzauber üben, namentlich im Fieber. Persönlich wirken sie ihre Elfenkrankheit und feindlich als Elfengeschoß, das sich lähmend bald die Haut („Fell"), bald das Fleisch, bald das Blut, bald die Gelenke und Glieder aussucht, oder als harmloserer Elfenhauch, der uns nur anbläst, und schon schwellen die Glieder, oder gar als gieriges Elfensaugen an Blut und Mark und Beinen, oder als anderes wanderndes Ungemach, das im Flug den Menschen überfällt: dann „sind die Elben an ihm" nach feindlichem Anfall.

Auch andre Krankheitsgeister vergreifen sich feindlich an dem Menschen, wie es auch in den alten Krankheitsbezeichnungen personifizierend zum Ausdruck kommt: Nessia, Nagedo, Stechedo, Troppho, Crampho, Gigichte. Berührungsdämonen machen Rotlauf, Lymphangitis und Milzbrand, Streichdämonen (moonstruck) Gesichtslähmungen und Geistesstörungen, brennende Brandblasen und Gangrän, beißende, kneipende, kratzende, beseichende, die Hautleiden des Krebses, der Blutaustritte, der Krätze, Sommersprossen und phlegmonösen Entzündungen, dringen aber auch in die Tiefe bis zum Magen als Magengeschwür (magobizado). Sie quälen als Reißdämon zerrend an Nerven und Sehnen, schmettern als Schlagdämon in der Apoplexie und im epileptischen Anfall uns nieder,

schlagen mit Blindheit, mit Drüsengeschwülsten an der Wange (Parotitis), bringen als Stoßdämon den Singultus und den Nösch, der Herz und Mutter stößt, als Stichdämon die Lungen- und Brustfellentzündung mit ihrem Seitenstechen und die Insolation, als Würgdämon Erstickungstod (Krupp, Diphtherie), als Knüpfdämonen Rachitis und Phimosen, als Greifdämonen (hardgreip, widgreip) Ohnmachten und Krämpfe der Urämie, Eklampsie und Fallsucht, als Blasdämonen Augenleiden (besonders Blennorrhöe der Neugeborenen), Milzbrandblasen, aber auch Pocken und Pest, die wohl auch als Drachen und Lindwürmer daherbrausen oder aus ihren Höhlen die armen Menschen, Giftqualm speiend, vergehen machen.

Auch andres kleines kurzes Gezeug übt sein unheimlich Wesen gegen uns, wie die Zwerge, die Wechselbälge erzeugen, Lähmungen, Wahnwitz, Mumps und andern „Schuß", „Schlag", „Geflecht" und Krämpfe uns antun und nächtlich uns drücken und würgend belästigen, vor allem aber die schlimmen Fieber uns bringen, so daß im Altenglischen dweorg (Zwerg) geradezu den Fieberanfall bedeuten soll. Böse Dämonische, „Schelme", bringen Seuchen über Mensch und Vieh, die Influenza (skalmo, skelma), den „schwarzen Tod" in aashaften Dünsten, die eine dunkle Vorstellung von der Infektionsgefahr uns vermitteln, die darin steckt, wie die „Schelmenbeine" in den halbverwesten Stieren und Kälbern, als die solche „Pestschelmen" verkörpert werden.

Auch als mehr harmlose Schrätte und Wichte werden die in den Wäldern wohnenden Krankheitsgeister angeschaut und als „Dusel" die Betäubungszustände personifiziert, selbst als gelbe Weiber, gelbbauchige Sälden, die gelbe Hüllen mit gelben Nadeln stricken, gelbe Kittel, die sie als „Gelbsucht" uns über den Leib werfen, oder rote „Pelle" (die „Pellmergen") als

Hautrose oder dickes Fell (die „Schwellmergen") im Ödem, was schon, als direkte Personifizierung eines lokalen Leidens, eine fortgeschrittenere Krankheitsauffassung verrät, die von Anbeginn rein empirisch neben der vor allem die akuten und chronischen Infektionskrankheiten und das ganze Heer der „nervösen" Erkrankungen beherrschenden dämonistischen Krankheitsauffassung herging, die in gotischem Worte daimonareis direkt an die Dämonenvorstellung im Neuen Testament anknüpft und im mittelalterlichen deófolseóc und deófolseócness in Teufelskrankheit und Teufelsbesessenheit ausmündet.

*      *

*

Im Heilen steht auch bei den alten Germanen schlichte Empirie am Beginn alles Tuns, wenn auch die Zeugnisse dieser primitiven Erfahrungsmedizin fast völlig untergegangen sind. Jedoch fast unmittelbar mischten sich auch hier die dämonistischen Vorstellungen und Gedankengänge ein.

Eine Wunde wurde gereinigt und mit heilenden Wundkräutern verbunden; blutete sie stark, so streute man trockne Pflanzenpulver auf und schnürte den Verband fester. Aber das genügte nicht immer, und weil es nicht immer genügte, wandte man die stärkeren Mittel, die wir gleich kennen lernen werden, schon präventiv und sofort in allen Fällen und „für alle Fälle" an, d. h. man gewöhnte sich daran, sie schon von Anbeginn zu gebrauchen, da auch noch andre Zufälle des öfteren im Wundheilungsverlauf sich einstellten, unerwartet und ohne alle sichtbare Ursache, geheimnisvoll und gefährlich, die unangenehmen Wundkrankheiten, die wir heute auf „Infektionen" zurückzuführen gelernt haben, Wundentzündung, Wundrose,

Wunddiphtherie, Hospitalbrand und Wundstarrkrampf. — Alle diese gefürchteten Erscheinungen waren „unheimliche Gesellen", persönliche Einflüsse bösgesinnter Wesen aus der Geister- und Dämonenwelt, wenn sie nicht gar durch böse Einwirkungen übelgesinnter Mitmenschen hervorgerufen wurden, die die böse Geisterwelt mobil oder sich dienstbar gemacht hatten. — Oder hatte man gar selbst in seinem religiösen Verhalten etwas versehen? Hatte man seine Pflichten gegen die gutgesinnten Volksgötter nicht völlig erfüllt, daß sie zur Strafe ein Leid uns schickten, oder dem bösen Elbengezücht, das sie doch sonst im Zaume hielten, die gierig genützte Schädigungsfreiheit gegeben? Für all das mußte man beizeiten und rasch Fürsorge treffen. Um den primitiven Menschen lagerte von allen Seiten das Grauen, das weise Berater, Männer und Frauen, ihm lindern mußten, in Krankenheilungsfragen besonders gerade das Frauengeschlecht.

Übernatürliche Krankheiten, und dazu rechnet alles, was nicht sofort mit den Sinnen ursächlich zu greifen ist, können Götterstrafen sein, die mit Buße zu versöhnen sind, mit blutiger oder unblutiger Opfergabe. Der Opferpriester hält die Seuchendämonen fern vom Volke. Odin ist aber auch der Zaubervater; als Sonnengott verscheucht er die düstere Schar der Nachtgänger, er, der mächtige Elbenverjager, der Alpverdruß. Trotzdem ist ein direktes Opfer an die Alpen auch im Brauche, die ja auch gut gesinnt sein können und Kräuterkunde haben, Kenntnis von Pflanzen, die nachts zu graben sind, und ihren Wirkungen. Die besondere Heilgöttin Eir ist erst spät zur Verehrung gekommen; sie verkörpert die Krankenpflege milder Frauenhand. Odin bleibt doch stets der oberste Heilgott; sein heilender „Wodansfinger" ist lange in fränkischen und englischen Königen mächtig, die von ihm abstammen, als Königshand, die Kropf und Skrofeln

heilte. Vor ihm war das heilende Walten an Gott Thor gebunden, den mächtigen Schützer in Krankheit und Gefahr, den Vernichter der Unholde. Aber Odin der Kluge kannte alle Geheimnisse des Gegenzaubers gegen die Dämonenscharen: „helfende Heilsprüche“, „lange wirkende Lebensrunen“, „helfende Stäbe und Schutzrunen“ und „Stäbe von Heilkraft“.

Damit ist das wichtigste im antidämonischen Heilzauber ausgesprochen, das geraunte, gesprochene, gesungene oder gellend geschriene Wort, das man auf Stäbe oder Rinden oder auf die Haut des Kranken, z. B. seiner Hand, schrieb. In großer Zahl sind aus allen germanischen Stammessprachen solche Zauberformeln, Segenssprüche (charms) überliefert, vor allem auch Sprüche zum Heilen der Wunden, zum Blutstillen und zum Verhindern der Schwellung und des Brandes. So spricht noch Gawan bei Wolfram von Eschenbach nach dem Verbande, altgermanischem Brauche treu „zer wunden wunden segen“. Immer wieder heißt es in den „Blutsegen“ „stant plot fasto“, „verstand, du bluotrinna“. Aber auch die andern Zufälle sind nicht vergessen, „dyn stekent, dyn swillent, dyn killent, dyn vulent, dyn stinkent, dyn swerent, dyn rennent, sholt laten“, ungestörte Heilung befiehlt der mächtige „Segen“ an. Und dergleichen wirkende Wortzauber kennt die Volksmedizin der Frühgermanen für zahlreiche andre Krankheiten. Da gibt es Wurmsegen, die den Nesso-Wurm mit niun nessin chlinon (neun kleinen Nessowürmlein) aus dem Mark durch Adern, Fleisch und „Fell“ aus dem Körper hinaustreiben oder ihn töten oder als Maden aus den Schwären fallen lassen; da gibt es „Fiebersegen“, die alle „ritten“ vergehen lassen oder verjagen, oder Bruch- und Verrenkungssegen, die bei den Streich- und Knetbewegungen gesprochen werden und die verschobenen Knochenenden wieder zurechtschieben helfen, oder Augensegen, die

Fließen, Geschwulst, Schmerzen und Trübung beseitigen, Krampfsegen, die Fallsucht, „wild Geschoß", Podagra, Darmgicht, Kolik, „kaltes Weh" und „laufende" Gicht heilen, Schwindsegen, die alle Arten Abzehrung beheben, Schwellsegen, die Geschwulst, Drüsen (kyrill) wegbringen, Zahnsegen, die Schmerz und Zahnwürmer vertilgen, Geburtssegen, die vor den Knien der Kreisenden gesprochen werden und das Kind heil zutage fördern und die „Nachbürde" beseitigen helfen, wie sie Oddrun in der Edda für Börgny „heftig" singt, unterstützt von den Geburtsrunen, die als „Heilzeichen" auf „Hände und Gliedbinden gemalt werden".

Ähnlich beschriebene Zettel (zouborgiscrib) werden auch gegen Krankheiten in Büchschen (Plechir) umgehengt oder an das kranke Glied gebunden (ligaturae), auch zur Bewahrung vor Erkrankung als Amulette zum „Suchtenbrechen"; Segenssprüche aber dienen zur „Verpflanzung" der Krankheiten an einen andern Ort, zur Transplantation in Bäume, „Astrunen", die man lernen muß, will Arzt man werden, und in Tiere. Solche Charms werden auch beim Einsammeln der Heil- und Zauberkräuter (Wund- und Bannkreuter) gesprochen oder gesungen, desgleichen beim Kochen der Tränke und andern Manipulationen, wie Durchziehen und Durchkriechen von Spaltbäumen, auch direkt über den bewußtlosen Kranken oder beim Umfahren seiner Wunden mit runengeziertem Goldring, wohl auch beim ersten Anlegen der Eisen- oder Bronzeringe um die Glieder als Dämonenschutz, selbst beim Springen durch das Sonnwendfeuer, dessen Rauch man in den Kleidern auffing und zu wahren suchte, um vor Fieber behütet zu sein.

Allerdings wurden alle diese und noch viele andre Heilbräuche vielleicht öfter noch ohne Bannwort geübt. Dafür kamen allmählich neue Gesten, Bekleidungsarten, Ausrüstungsgegenstände in Brauch: Holz-

larven, Hüte, Mäntel, Beutel mit fast spaßhaftem Inhalt wie Klauen, Krallen, Nägel, Haare, Knöchlein und ähnlicher Zauberplunder, wie in aller Welt der Krankheitszauberer (Schamane, Medizinmann) sie verwendet. Auch tauchte man zum Beispiel Götterbilder in Wasser, um diesen eine besondere Heilwirkung zu verleihen, schuf Gebäcke in der Gestalt der Heilmächtigen, die verzehrt wurden. Hölzerne Arme und Beine wurden als Votive in den heiligen Hainen aufgehängt, Zaubersteine mit und ohne Runenbeschriftung (Lebenssteine) wurden als Amulette getragen.

Alles dies war „ärztliches" Heilwissen, Heilübung und Heilbehelf zur Beseitigung vorhandener Krankheiten oder zur Behütung vor dem Befallenwerden von Gesundheitsstörungen. Auch was auf den ersten Blick als einfach natürliche Maßnahme der Krankheitsbehandlung aussah, hatte vielfach doch noch eine abergläubische Beigabe. So befand sich in der Hand des „Arztes", der eine wälzende Bauchmassage bei Baucherkrankungen ausübte, wohl ein Käfer oder andres Tier, das die Krankheit bzw. ihren Dämon aufnehmen sollte, oder beim betäubenden Qualm narkotischer Kräuter, die der Vertreibung der Schmerzdämonen in dem beräucherten Körperteile dienen sollten, wurde ein Spruch leise rezitiert oder ein Zaubervers gesungen. Empirisch in seiner Wurzel ist ja auch der Dämonismus als Krankheitsvorstellung; ein bescheidenes Wirklichkeitsmoment geht selbst hier in alles bloß Vorgestellte über und entfaltet erst sekundär ein wuchernd üppiges Leben, das sich schließlich in ein die Menschheit umlagerndes gewaltiges Heer feindlicher Krankheitswesen auswächst, das seine Gestalten aus einer Art pathologischer Zeichenschau entnimmt, zu welcher allerhand Mißgeburten bei Mensch und Tier das Tatsachenmaterial liefern, das den Alptraumvorstellungen wieder neuen Gehalt zuführt und

immer erneute, scheinbar dokumentarische Bestätigung, wie der beobachtete Darm- oder Ektroparasit dem personifizierenden Krankheitsanimismus. Krankheitsparasitismus und Krankheitsdämonismus stehen in nahem Konnex.

Die Dämonenbeschwörung gilt in der Regel als Zauberleistung für den einzelnen, die ihn vor Einzeldämonen schützen oder ihn davon befreien soll, während das blutige Opfer des Stammespriesters die ganze Sippe vor schädigender Überrumpelung durch die Heere der Krankheitsgespenster behüten soll. Aber es kommen auch fast generelle Beschwörungen der möglichen Dämoneninvasionen vor, „welcher Elf es auch sei".

Alle nur denkbaren Kombinationen der supranaturalistischen Zaubertherapie mit physikalisch-chemischer Pharmakotherapie und Mechanotherapie ziehen sich durch die Jahrhunderte und haben volksmedizinisch selbst heute noch nicht zum ausschließlichen Siege der letzteren auch im Kreise der Germanenstämme und -völker geführt.

---

# Aufgaben, Methoden und Hilfsmittel einer medizinischen Archäologie.

(Ein Vortragsgerüst aus 1907.)

In Anlehnung an die glänzenden rednerischen Darlegungen eines weiland Alexander Conze, Hermann Usener und Brunn läßt sich der Begriff der archäologischen Wissenschaft scharf fixieren, die Johann Joachim Wickelmanns geniale Intuition einst in die Wirklichkeit rief, die dann namentlich unter Ottfried Müller, Friedrich Gottlieb Welcker, Eduard Gerhard und Otto Jahn eine so glänzende Weiterentwicklung nahm. Freilich die höchste Aufgabe, die sich die heutige klassische Archäologie stellt, das volle Verständnis der künstlerischen Seite der antiken Volksseele, berührt die medizinische Historik nur mittelbar, und was wir etwa unter dem Begriff einer medizinischen Archäologie des alten Orients, der Antike, des morgen- und abendländischen Mittelalters und der Renaissance bezeichnen könnten, wird von diesem hohen Standpunkte wohl als antiquarischer Kleinkram erscheinen, hat aber doch mit der im engeren Sinne sog. „Archäologie" Grundlagen und Methoden und Hilfsmittel völlig gemeinsam. Wie sich die Philologie als wichtigste Grunddisziplin aller historischen Forschung in der Sprache und Schrift, im Texte betätigt und wesentlich das Ohr als perzeptiven Sinn in Anspruch nimmt, so stützt sich die archäologische Forschung auf die Anschauung: Auge und Tastsinn sind die Vermittler ihrer Erkenntnis und ihr Forschungs-

gegenstand die Denkmäler. Auch bei der medizinischen Archäologie sind es die „Denkmäler", die zu uns reden, die freilich nur in engster Anlehnung an die überlieferten schriftlichen Aufzeichnungen volles Verständnis finden können, aber doch auch wieder umgekehrt als Realien den Texten die vielfach so dringend notwendige Aufhellung und Ergänzung bringen, wenn man auch sicher zu weit ginge, wollte man etwa im Archäologischen den Geist sehen, der den Buchstaben, der tötet, erst wieder lebendig macht. Dem Studium der Kleindenkmäler des Privatlebens der Vergangenheit, der Hausaltertümer, der hygienischen Volksaltertümer vom medizinischen Gesichtspunkte aus, beispielsweise der Kinderpflege, der Krankenpflege, der Körperpflege überhaupt in jeder Hinsicht, der Kleidung, des privaten und öffentlichen Badewesens, des Geschlechtslebens, des Handels und Verkehrs, der Nahrungsmittelhygiene, des Bestattungswesens usw. ist also die medizinische Archäologie gewidmet. Man wird mit Recht ein Doppeltes entgegenhalten: 1. Du predigst da aber gewiß nichts Neues: durchaus nicht, aber etwas äußerst Nötiges, soll die Geschichte der Medizin volle Erträgnisse geben — und 2., was du da lehrst, ist ja alles medizinische Kulturgeschichte, warum also eine neue Sparte der medizingeschichtlichen Forschung kreïren! Sehr wohl, erwidre ich, aber eben weil das, was man bisher als medizinische Kulturgeschichte bezeichnet und zur Darstellung gebracht hat, sich völlig auf das literarisch-ästhetische Gebiet der Zusammenhänge und Übergänge und gegenseitigen Bedingtheit und Beeinflussung der verschiedenen Wissenschaften beschränkt hat, ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier und heute gar nicht untersuchen, schien es notwendig, dieses wichtige Gebiet dennoch mit großen Zügen zu umreißen und auf seine Methoden und Hilfsmittel, die der großen gesamtarchäolo-

gischen Forschung zu entnehmen sind, hinzuweisen, was dann im Anschluß an diese thematischen Darlegungen in ausgiebiger Weise im weiteren Vortrage geschieht, wobei nochmals eindringlich betont wird, daß auch auf diesem Gebiete der medizinischen Historik die für alle Geschichtswissenschaften gültigen Grundlinien der philologischen Forschung, die „recensio", die Feststellung der durch die Überlieferung gegebenen Tatsachen, und die „interpretatio", deren geistige Durchdringung maßgebend sein müssen, ob man nun Kleinbronzen oder Medaillen oder geschnittene Steine oder Vasen oder Grabreliefs oder Spiegelkapseln oder Terrakotten oder Tempelbauten oder Schnitzereien oder Amulette oder Gebrauchsgegenstände beforscht; auch bei dem speziell medizinischen Instrument, wie bei allem Genannten kommt es im Grunde auf die Erkenntnis der Kongruenz zwischen Form und Gedankeninhalt an, auf die Kongruenz zwischen Form und Zweck.

---

# Altitalische Darstellungen menschlischer Eingeweide als Weihegaben.

(1901.)

Im Herbste 1898 berichtete der damalige Bonner Privatdozent A. Körte (heute Ordinarius in Leipzig) in der Sektion für Geschichte der Medizin auf der Düsseldorfer Naturforscherversammlung über das von dem deutschen archäologischen Institut zu Athen ausgegrabene Heiligtum eines vorasklepiëischen attischen Heilgottes Amynos, in welchem auch zahlreiche Darstellungen „geheilter Glieder" als dem Heilheros dargebrachte Weihegaben aufgedeckt wurden, darunter die eines schwer mit Krampfadern behafteten Unterschenkels. Nach dem Schlusse seines Vortrages legte Körte zwei dem Bonner archäologischen Museum gehörige Terrakotten vor, zweifellos altvejentischer Herkunft. Sie stellten Bruchstücke menschlicher Rümpfe dar, deren geöffnete Leibeshöhle die bloßgelegten Eingeweide zeigte. Körte hielt auch diese Terrakotten für Weihegeschenke aus dem Tempel eines etruskischen Heilgottes. Jede andere Deutung, etwa daß diese Eingeweidesitus Demonstrations- oder Unterrichtszwecken für Ärzte oder gar Opferschauer gedient haben sollten, mußten denn auch entschieden von der Hand gewiesen werden.

Körtes Darlegungen und Demonstrationen wurden von den anwesenden Medizinhistorikern mit lebhaftestem Interesse aufgenommen. Durch die altitalischen Weihegeschenke wurde namentlich der bekannte Königsberger Anatom Ludwig Stieda nachhaltig gefesselt

und zu eignen Studien auf diesem wenig bebauten Gebiet angeregt, die er seitdem veröffentlicht hat.

Der fromme Brauch, in Erkrankungsfällen dem Gotte, von welchem man Heilung erhoffte, eine Nachbildung der erkrankten Körperteile in edlem Metall, in Bronze, Stein oder Terrakotta darzubringen, ist uralt, besteht aber mit geringer Abwandlung in manchen Gegenden als kirchliche Sitte noch heute. Man denke nur an Heines „Wallfahrt nach Kevelaar“:

> Die kranken Leute bringen
> Ihr dar als Opferspend'
> Aus Wachs gebildete Glieder,
> Viel wächserne Füß' und Händ'.
>
> Und wer eine Wachshand opfert,
> Dem heilt an der Hand die Wund',
> Und wer einen Wachsfuß opfert,
> Dem wird der Fuß gesund.

Eine Sammlung solcher Wachsvotivgaben, wie sie heute noch frommer Sinn in Oberbayern verwendet, hatten wir denn auch in der Gruppe „Volksmedizin“ der historisch-medizinischen Ausstellung zu Düsseldorf vorgeführt. Sie werden von hilfesuchenden Kranken an heiligen Orten „geopfert“, bei Wallfahrten, Bittgängen usw. Nur ausnahmsweise werden heute Glieder oder Körperteile als Erinnerungsgaben, als Dankesgaben für die an heiliger Stelle gefundene Heilung gestiftet. Sind doch selbst die als uralte Betätigung solchen Opferbrauches zu erwähnenden fünf „goldenen Ärse“ der Philisterfürsten (1. Buch Samuelis, Kapitel 5) als Vorbeugungsmittel gegen weitere Erkrankungen, als Besänftigungsmittel des zürnenden Gottes Israels gedacht gewesen.

Ganz in gleicher Weise sind auch die Votivgaben menschlicher Gliedmaßen in der Regel aufzufassen, die wir in altgriechischen und altitalischen Tempelruinen finden oder ausgraben, nur ausnahmsweise als

Darstellungen „geheilter Glieder“, als Dankesgaben, in den meisten Fällen als Bittgaben Kranker, welche Genesung suchten. Ja in der Nähe des Tempels berühmter Heilgötter und Heilgöttinnen hat sich nicht selten eine ganze Industrie entwickelt, welche Körperteile in gebranntem Ton usw. in Massen herstellte und den Heilung Suchenden zum Kaufe anbot. Daß auch Gesunde zuweilen Gliedmaßen im Tempel darbrachten, z. B. Fußbilder oder auch Sandalen vor einer Reise oder nach deren glücklicher Beendigung, sei nur nebenbei bemerkt.

Stieda hat nun das ganze ihm zugängliche Material von plastischen Darstellungen einzelner Körperteile des Menschen, welche als Weihegaben gedient haben, aus römischen Museen und Sammlungen übersichtlich zusammengestellt: ganze oder halbe Köpfe, Gesichter (Masken und Halbmasken), Augen, Ohren, Nasen, Lippen, Zöpfe, Arme und Hände, Beine und Füße, Geschlechtsorgane, Skeletteile und Eingeweide. Das meiste derart ist ja zerstreut schon beschrieben und bekannt. Mehrfach besprochen ist auch der Brustkorb in Marmor im vatikanischen Museum, der wohl als „anatomisches Präparat“ bezeichnet wurde, was Stieda mit Recht verwirft und auch andere bestritten haben: auch als Weihegeschenk erscheint er verdächtig, vielleicht ist er, wie Stieda vermutet, aus einem Sarkophagdeckel oder aus einer Wand herausgebrochen.

Kaum je erwähnt sind die Eingeweidedarstellungen, und doch sind sie keineswegs so sehr selten und erwecken ein ganz besonderes Interesse.

Es finden sich in größerer Zahl menschliche Rümpfe beiderlei Geschlechts ohne Kopf und Beine, der Unterkörper oft mit einem Tuche umhüllt; Brust- und Bauchhöhle sind geöffnet, klaffen ohne deutliche Trennung in einem großen Oval und zeigen Lungen, Herz, Leber, Magen, Darmschlingen, Milz, Nieren und Blase in meist

ziemlich roher Nachbildung. Die Eingeweide scheinen in der Mehrzahl der Fälle einzeln in Lehm geformt und in die Leibesöffnung vor dem Brennen des Terrakottarumpfes eingesetzt zu sein. Neben solchen deutlichen oder eben noch kenntlichen Nachbildungen eines menschlichen Rumpfes finden sich gebogene, hohlziegelartige Stücke, deren konvexe Vorderseite den klaffenden Spalt der aufgeschnittenen Leibeshöhle mit den Brust- und Baucheingeweiden zeigt, und endlich platte Tafeln oder Scheiben mit plastischen Darstellungen einer Gruppe von menschlichen Eingeweiden, öfters umgeben von einem doppelten Rande, der in seiner oberen Hälfte noch Andeutungen der durchschnittenen Rippen aufweist. Beschrieben oder besprochen sind diese Eingeweidetafeln noch nirgends.

Die Rümpfe mit geöffneter Leibeshöhle, ebenso die Eingeweidetafeln zeigen in der Anordnung und in der Form der einzelnen Eingeweide erhebliche Abweichungen, doch lassen sich heute schon, trotzdem das Material gewiß kaum annähernd vollständig vorliegt, zusammengehörige Typen unterscheiden, ja einzelne Stücke sind mit anderen erhaltenen vollkommen identisch. Wie verhält es sich aber mit der Naturtreue der Eingeweidedarstellungen? Darf man menschliche Sektionsvorbilder annehmen? Gewiß nicht! Ebensowenig eine etwaige traditionelle Kenntnis aus der Zeit der Menschenopfer her. Schwere Verletzungen in Krieg und Frieden brachten wohl gelegentlich Organe der Brust- und Bauchhöhle zu Gesicht, aber dem Tonbildner haben auch sie gewiß nicht als Modell gedient. Er übertrug die Befunde des geöffneten Schlacht- oder Opfertieres auf den Menschen, ohne sie streng zu kopieren. So finden wir denn die Leber bei diesen Eingeweidebildern allenthalben gelappt, wie sie die „wissenschaftlichen“, aber gleichfalls auf Tiersektionen fußenden Eingeweidesitusbilder der Ärzte noch

bis ins 16. Jahrhundert uns vorführen — ein so grober Punkt, daß ihn die erste Leichenöffnung von allen Abbildungen endgültig hätte verschwinden lassen müssen, wie man meinen sollte; und doch mußte erst ein Vesalius kommen, um mit diesem tausendjährigen Schlendrian aufzuräumen, nachdem er ihn in einem Lehratlas von 6 Tafeln sogar anfänglich noch selber mitgemacht hatte. An ein bestimmtes Tiervorbild lehnt sich die Leberdarstellung der etruskischen Weihegaben nicht sklavisch an (derartiges finden wir nur bei den Lebermodellen für Opferschauer aus Italien und Mesopotamien); der viel gesehene lappige Charakter der Säugetierleber (Schaf, Hund, Affe) ist nur im allgemeinen festgehalten.

Doch auf Einzelheiten wollen wir hier nicht weiter eingehen; diese Eingeweidebilder geben uns die Vorstellungen wieder, welche sich die Etrusker von dem inneren Bau des menschlichen Körpers, von seinen inneren Organen machten, über deren Einfachheit man sich nicht wundern darf; viel klarer denkt das Volk auch heute noch nicht über sein Körperinneres. Daß aber die alten Italier diese ihre Vorstellungen für den Opfergebrauch in den Tempeln der Heilgötter unter Schaffung einer förmlichen Kleinkunst fixierten und verwerteten, ist neu und man kann fast sagen, unerwartet.

Weihegaben einzelner Glieder und sichtbarer Körperteile sind uns ja lange geläufig; Herzbilder gegen körperliche und seelische Herzleiden opfert frommer Sinn wohl noch heutzutage. Auch andere innere Organe trifft man gelegentlich unter den Votivbildern neuerer Zeit, ja selbst ein ganzes „Gelung" kann man in Salzburger Landen in Wachs und Holz noch finden, aber plastische Darstellungen des ganzen Eingeweidesitus als Weihegabe geopfert, das hat man anderwärts noch nicht angetroffen. Der kranke Etrusker brachte solche Bildwerke ja zweifellos dar, wenn er an

inneren Krankheiten zu leiden glaubte, wie er das Bild eines Kopfes, eines Armes, einer Hand, eines Beines, einer Kugelbrust, eines Auges usw. darbrachte, wenn eines dieser Glieder leidend war. Aber warum dem Heilgotte oder der Göttin das menschliche Innere geöffnet darbieten, warum nicht einfach den Rumpf, wenn es darinnen fehlte? Fürchtete man, daß Auge und Heilgedanke der Himmlischen an der Oberfläche oder dem Gerüste des Körpers hängen bleiben könne, wenn man bei Leiden des Brust- oder Bauchinneren den oberen oder unteren Teil des Rumpfes opferte? Der ungeöffnete Rumpf wurde wohl nur bei Veränderungen der Gestalt, bei Verkrümmungen der Wirbelsäule, bei Verletzungen, bei äußerlich sichtbaren Krankheitszuständen an Brust und Bauch als Votivgabe verwendet. Der Etrusker nahm es genau; er fühlte, er hatte ein inneres Leiden, wo, ließ sich nicht immer sagen, also bot er den ganzen Brust- und Bauchinhalt seinem Gotte im Bilde dar, der sollte schon finden, wo es fehlte. Man mußte ihn nur recht eindringlich darauf hinweisen, daß es innen fehle! Gelegentlich scheint man sich ja auch auf den Inhalt einer der beiden Leibeshöhlen beschränkt zu haben, wie einige unversehrte Teiltafeln der Brust- oder Unterleibsorgane wahrscheinlich machen. Ja, ein anscheinend selbständiges Darmschlingenpaket weist wohl auf Verwendung bei Darmkolik, Ruhr oder schwerer Verstopfung. Immerhin fordert es eine gewisse Anstrengung, sich in diesen ungewohnten Gedankenkreis hineinzuversetzen, der unwillkürlich an die Opferschau, wenn nicht gar an Menschenopfer erinnert.

Nachbildungen krankhafter Zustände scheinen bei den Etruskern unter den Weihegaben kaum vorzukommen, obgleich man auch das behauptet hat; sie bilden auch anderwärts die Ausnahme. Wo sich die Industrie des Gegenstandes bemächtigt hatte und

der Kranke, vom frommen Glauben fernher geleitet, erst in der Nähe des Tempels sich ein Abbild des kranken Körperteiles um ein Billiges erstand, da war ja an eine Nachbildung des sichtbaren Krankheitszustandes kaum zu denken. Als Dankesgaben Geheilter, wie sie gelegentlich auch in Etrurien vorgekommen sein mögen, wäre eine Nachbildung des früheren Zustandes eher wahrscheinlich gewesen; doch dann nahm man wohl kostbareres Material, edles Metall, und die Folge war, daß derartige Weihegaben, eben ihres Wertes halber, heute nicht mehr gefunden werden, sondern eingeschmolzen wurden und andere Verwendung fanden. Gegenstand der Forschung sind also heute fast nur Körperteile aus Bronze oder Marmor und vorwiegend aus gebranntem Ton. Ihre Wertlosigkeit hat sie vor dem Untergange geschützt, dem selbst Wachsbilder verfallen sind, wenn sie damals schon in Gebrauch waren.

Doch auch diese Figuren aus gebranntem Ton*), neben denen sich auch die „Formen" erhalten haben, in welche der weiche Ton gepreßt oder gestrichen wurde, diese Erzeugnisse einer handwerksmäßigen Kleinkunst, roh dargestellt, vielfach roh bemalt, nur selten, namentlich in der Behandlung der Köpfe, einen bescheidenen Kunstwert zeigend, besitzen ein hohes kulturgeschichtliches Interesse. Sie verdiennen die Beachtung des Archäologen sowohl als des Historikers der Medizin: Auch sie wären sorgfältiger und vollständiger als bisher zu sammeln und wohlgeordnet aufzustellen in einem endlich einmal irgendwo zu errichtenden historischen Museum der Heilkunde.

*) Abbildungen der oben S. 78 besprochenen Eingeweidevotive sind in größerer Zahl von mir in dem Aufsatze „Medizin und Plastik" (Ztschr. f. Balneologie V [1912], Nr. 16, Fig. 6—15) veröffentlicht.

# Weibliche Generationsorgane als Votivgaben.

(1913.)

Wer zu den weltberühmten Gnadenorten diesseits und jenseits der Alpen auf seinen Studienreisen gelangt, wird nirgends auch die Zeugen frommen Vertrauens vermissen, die sich in Gliedmaßen aus edlem Metall, meist aus Silber, dort aufgehängt finden. Sie legen Zeugnis ab, daß man von der Gottesmutter oder von dem oder jenem Heiligen felsenfest auch die Behebung körperlicher Leiden gläubig erhoffte oder wohl auch für eingetretene Heilung an Fuß und Hand, vor allem am Herzen jubelnd und dankbar ein Abbild nun genesenen Körperteiles als Dauergabe dort zurückließ.

Arme, Beine, Augen und Herzen stellen heute fast das ganze Inventar solcher Weihegaben dar, deren Bilder man auch als Wachsvotive in Massen noch heute findet, die wegen ihrer direkten Verwendbarkeit im Dienste der Gottesverehrung schneller Einschmelzung unterliegen, um so reichlicher aber dafür in den Wachszierläden z. B. am Rindermarkt zu München und anderwärts zu finden sind. Weit seltener sind männliche Gemächte im Handel zu treffen, für Bruchleiden oder Votivkröten, für unterleibsleidende oder unfruchtbare Frauen, und Brüste, die stellenweise wegen der Notwendigkeit des Stillens für das Gedeihen eines ersehnten Erben usw. doch wieder recht zahlreich sind. Früher war man harmloser. Man opferte selbstverständlich die Membra, die dem Ge-

schlechtsverkehr dienen, damit hier nicht böse Kobolde und Hexen ihr störendes Verzauberungsspiel trieben, damit Fruchtbarkeit und Kindersegen dem jungen Glück Beständigkeit sicherten. So hat denn auch im alten Griechenland wie im alten Tuskerland unter der Fülle der Votivgaben, die in den Tempeln der Heilgötter dargebracht und aufgehängt wurden, die Geschlechtssphäre von Mann und Frau eine gewaltige Rolle gespielt. — Die Freuden inbrünstiger Liebe sollten ungestört von der Einwirkung übler Mächte genossen, alle Funktionen der knospenden und der voll entwickelten, einander entgegenjubelnden Körper in ihrer jungen Pracht sollten behütet werden, die üppigen Blüten vom Reife bewahrt, vor dem Fluche des Erkrankens beschützt bleiben. Und wenn die Frucht zu reifen begann, dann sollte auch hier die segenspendende Natur in ihrem stillen Walten ungestört bleiben, sollte das Pfand der Liebe frisch und fröhlich zappelnd zutage treten und an der jungen Brust der blühenden Mutter dauernde Gesundheit in stillen Monaten heran sich trinken. Und die Organe alle, die dem bergenden Hegen und Reifenlassen dienten, und was den Geburtspforten nahe lagert, all das sollte in strotzender Gesundheit bewahrt bleiben bei Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, den sorgenumlagerten Schicksalszeiten im Leben unserer lieben Dulderinnen, der Frauen.

Ein paar hier beigegebene Bilder wollen statt vieler weiterer Worte dem Leser vor Augen führen, wie man in Stein, in edlem Metall, in billiger Terrakotta den bewahrenden und helfenden Himmlischen die Organe vorführte, auf deren Unversehrtheit im Grunde alles ankam, wenn man von den Gaben der Venus, des Priapus, der Hera, der Eileithyien nur frohen Genuß und Freude und Glück haben sollte.

Freilich auf dem Bildchen im Tempel der Hygieia,

das als erstes die Skizze ziert, ist nur Bein und Arm zwischen den Kränzen an der Tempelwand zur Seite des Götterbildes zu erkennen, dem die opfernde, Glück erflehende Frau mit ihrem Kuchen und ihren Girlanden und ihrem Weinkruge, den sie ausgießt zur Spende, hoffnungsvoll sich naht. Aber auch der Schoß, dem der kleine Weltbürger sich entringen soll, der Leib, der ihn schützen soll, er wird der Göttin gewiesen, daß sie ihn weihe und bewahre, wie das schwellende Rund der Brüste, das ihm Kraft und Nahrung spenden soll; den Fruchthalter selbst, den so manche Gefahr bedroht in Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, ihn hat man der Göttin im Bilde geboten, daß sie sich seiner besonders beschirmend annehme. Selbst die Nachgeburt, die so häßlich zögern kann, wenn man nach völliger Befreiung bangend stöhnt — auch sie ist nicht vergessen in der Fülle der Gebilde, die man vertrauend im Tempel aufstellte, vorsorglich wenn die Stunde der Gefahr heranrückte, hintragen ließ, wenn die Not am höchsten gestiegen war, oder in kostbarem Stein mit lobpreisender Inschrift oder in edlem Metalle der Himmlischen bot, wenn sie treulich geholfen in schwerer Bedrängnis — wie man es ihr ja so vertrauend und hoffnungsgewiß, als die Not drängte, auf die göttlichen Knie gelegt: „Isias fleht“, — „Onesima dankt.“*)

*) Ausführlich dargestellt und reich illustriert ist von mir das gleiche Thema in der Monatsschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie Bd. 38, S. 185—199. — Obenstehende andeutende Skizze aus der „Umschau“ 1913 mag in der Perlenreihe des hier Gebotenen, wenn auch ohne das Bildwerk, genügen.

# Das Veroneser Grab eines Arztes aus altrömischer Zeit.

(1910.)

Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß in Verona ein merkwürdiger Gräberfund gemacht worden sei: „Zwei zylinderförmige Steinurnen, in denen Glasgefäße standen, die in einer durchsichtigen Flüssigkeit die Überreste der Toten enthielten.“ Außerdem wurde von „zahlreichen ärztlichen Instrumenten, einer Bronzepinzette, einer Lanzette, einer Schere, einem Holzkästchen für Medizingläser“, als Grabbeigaben gefunden, berichtet, die zu der Annahme berechtigen sollten, daß es sich um das Grab eines römischen Arztes gehandelt habe.

Auch mich erreichte diese Zeitungsnotiz, und sie erregte mein archäologisches Interesse in nicht geringem Grade. Ganz unmöglich klang die Nachricht von einer durchsichtigen (Konservierungs-?)Flüssigkeit, in welcher Knochenreste und Beigaben sich befunden haben sollten. Auch die Schere als ärztlicher Behelf in Römerzeiten erschien nicht gerade sehr wahrscheinlich, ebensowenig das Holzkästchen für Medizingläser. Kurz und gut, da ich mich gerade in Florenz befand, als mir die Kunde zukam, beschloß ich sofort, auf der Heimreise in Verona für ein paar Stunden Station zu machen und mir, wenn möglich, die Sache anzusehen. Gedacht, getan. Ich suchte am frühen Morgen das Museo civico auf, vor dessen Front man einen so wundervollen Blick auf Etsch-Florenz genießt. Meine Vermutung, daß man dort die neugefundenen Schätze geborgen habe,

erwies sich als völlig zutreffend. Kurze Zeit darauf stand ich vor den interessanten Fundstücken, und der liebenswürdige Museumsdirektor ließ mich das Ganze nach Herzenslust untersuchen und gab die gewünschten Aufschlüsse, die er einem weiteren gelehrten Kreis in Kürze zugänglich machen wird in einer wissenschaftlichen Publikation des wichtigen Fundes. Für heute nur ein paar kurze vorläufige Mitteilungen des Medizinhistorikers.

Vier Nischen nebeneinander bargen Totenreste. Zwei sind besonders interessant, die Graburne eines Arztes und einer Frau, vielleicht seiner Gattin. Von Inschriften haben sich keine Spuren gefunden, soviel ich erfahren habe. Schlichte zylinderförmige Steinurnen von schätzungsweise 350 Millimeter Höhe (zu Messungen fehlte mir die Zeit) und 250 Millimeter Durchmesser mit oben leicht gewölbtem, glatt aufliegendem Deckel bargen in ihrem Innern je eine Glasurne in der Form einer Amphora mit kurzem, weitem Halse, auf deren Mündung ein tellerförmiger Deckel, gleichfalls von weißem Glase, fest auflag. Doch schloß er offenbar nicht fest genug, um das Eindringen von Grundwasser oder Tagwasser zu verhüten, das heute noch die beiden Glasurnen fast bis zum Halse füllt, trotzdem man kleine Quantitäten herausgenommen hat, um sie einer chemischen Untersuchung unterziehen zu lassen. Sie hatte das zu erwartende Ergebnis, daß es sich um gewöhnliches Wasser handelt. Offenbar war dies Wasser nachträglich in das zylindrische Ossuarium und in die darin geborgene Glasvase eingedrungen.

Die Glasurnen waren etwa zur Hälfte mit Sand gefüllt, in dem kleine Knochenfragmente lagen, Reste einer unvollkommenen Einäscherung der Leiche. Außerdem fanden sich in der einen Glasvase vier kleine, fast kugelige Gefäße mit niederem Halse, etwa von der Größe einer Knabenfaust, eine ziemlich große Schere von Bronze in der bekannten antiken Form,

ähnlich der heutigen Schafschere mit federndem Bügel, der die ungekreuzten schneidenden Scherenblätter verbindet. Es fanden sich ferner stark zerstörte Reste eines Holzkästchens, das acht Fächer in zwei Reihen nebeneinander enthalten zu haben scheint, alle wahrscheinlich quadratisch und etwa zwei bis zweieinhalb Zentimeter Wandlänge aufweisend: offenbar ein Kästchen zum Verwahren trockener Arzneistoffe wie Pasten, Kollyrien und ähnliches. Zweifellos zum ärztlichen Gebrauch bestimmt war eine mittelgroße, ziemlich schwere Bronzepinzette, wie sie in völlig gleicher Form in allen wohl dokumentierten ärztlichen Instrumentarien angetroffen wurden, namentlich auch in den beiden trefflich beschriebenen galloromanischen medizinischen „Trousses", deren eingehende Kenntnis wir dem weiland Genter Chirurgen Deneffe verdanken. Spatel und Spatelsonden fanden sich nicht, wohl aber ein wohlerhaltener Haken aus Bronze mit einem etwa spannenlangen Griffe, der an dem andern Ende in einen geißfußartigen platten Zweizack ausläuft von etwa 8 mm Spitzenabstand, im ganzen genau so geformt wie die Nagelreiniger, die sich als Toilettenbehelf in Merowingerzeit an den kleinen Gürtelgehängen finden, in der nämlichen Gestalt aber auch auf italienischem Boden als Bestandteil drei- und viergliedriger Gehänge an Fibeln in der Emilia und in Toskana gefunden werden. Welchem Zweck dies zweigespaltene Bronzeinstrument diente (Wundhalter??), will ich heute nicht zu entscheiden versuchen; charakteristisch für das römische medizinische Instrumentarium ist die Doppelseitigkeit, also doppelte Verwendbarkeit dieses ärztlichen Werkzeuges, die fast durchgehends sich findet. Sie begegnet uns auch bei dem letzten Inventarstück des Veroneser Arztes aus Römerzeiten, einem Paar medizinischer Skalpelle, kleiner Operationsmesser von Spannenlänge, die an dem einen Ende eine bau-

chige einseitige Stahlklinge aufweisen, an dem andern Ende eine symmetrisch geformte, myrtenblattartig gestaltete, nach beiden Seiten gleichmäßig gewölbte bronzene Spatelklinge, die zu halbstumpfem Präparieren und Trennen im weichen Gewebe trefflich geeignet war, wie auch der Operateur von heute die neusilberne Gegenseite seines Operationsmessers zum unblutigen Herauslösen lockersitzender Geschwulstteile verwendet. Dies altrömische Skalpell, von den griechischen Ärzten aus Alexandrien, Athen oder Kleinasien nach Rom herübergenommen, war ein überaus vollkommenes operatives Werkzeug. Man trifft den Bronzegriff, ein vierkantiges oder achtkantiges Mittelstück mit dem halbstumpfen doppelseitigen Spatelmesser, wie eben beschrieben, überaus häufig in verschiedener Größe und Breite. Von der eigentlichen stählernen Messerklinge, die in einen Schlitz des Mittelstückes eingelassen war, finden sich fast immer nur ganz spärliche Reste in dem bergenden Bronzespalt. Wir kennen ihre Form fast nur aus den steinernen Reliefdarstellungen ärztlicher Bestecke auf Grabmälern, wo uns ihre starkbauchige Form überrascht. Dieselbe starke Wölbung der eigentlichen Schneide des Messers zeigt auch das eine der beiden Veroneser Messer, stark verrostet, aber im übrigen vollkommen erhalten bis zu seiner starken Spitze und seinem schmalen geraden Messerrücken. Dieses starkbauchige Messer mit seinem gegenseitigen Bronzespatel ist nun fest aneinandergebacken mit einer 5 bis 6 mm dicken Holzscheidewand, an deren anderer Seite sich ebenso festgebacken ein zweites Skalpell befindet, dessen Stahlschneide zwar abgebrochen, aber doch in fast ebenso guter Erhaltung noch vorhanden ist und nur wesentlich schwächere Biegung aufweist. Überaus interessannt ist es, daß also diese beiden Skalpelle offenbar in einem festen Holzetui verwahrt wurden, das eine trennende Scheide-

wand besaß, in welche die beiden Messer derart eingepaßt waren, daß man sie nach zwei Seiten herausnehmen konnte. Und zwar waren in dem Veroneser Etui, auch darin abweichend von den meisten der bekannten Reliefdarstellungen, die Messer gar nicht in gleicher Richtung eines neben dem andern angeordnet, sondern in umgekehrter Richtung derart gegeneinander gelegt, daß das stumpfspitzige Spatelende etwa 5 bis 6 mm über die Stahlspitze des andern Messers vorragte*). Die beiden Messer waren also in solcher Weise ein wenig aneinander verschoben, daß das stumpfe Heft des einen der Klinge des andern zum Schutze diente und ebenso Verletzungen verhütete, wenn etwa das gebrechliche dünne Holzgehäuse zufällig einen Schaden erlitten hätte, — gewiß sinnvoll ausgedacht!

Damit ist der Reichtum des ärztlichen Instrumentariums des Veroneser Arztes aus Römertagen erschöpft; es war nur das notwendigste Gerät eines einfachen Arztes. Die Aschenurne der Frau barg eine Bronzeschere genau wie die oben beschriebene, nur etwas kleiner im Kaliber. Die Schere des Arztes war übrigens gewiß nur Verbandschere und keineswegs zum Operationsgebrauche bestimmt. Außer der Frauenschere enthielt die andere Urne nur einen Gegenstand aus Bein und Bernstein von Spannenlänge, der in der Mitte eine kleine runde Platte von etwa $2^1/_2$ cm Durchmesser zeigte und ein dickeres und ein dünneres stumpfes Ende auswies, offenbar ein Behelf zur Anfertigung weiblicher Handarbeit, dessen Erklärung ich Berufeneren überlasse. Der Einblick in den Berufsbedarf eines spätrömischen Arztes, den uns die erstbeschriebene Aschenurne gewährte, entbehrt aber gewiß nicht vielseitigen Interesses.

---

*) Ähnlich sind sie in dem Holzkästchen des bekannten athenischen Votivreliefs gelagert.

# Galenos, das neue Korpus antiker Ärzte und die heutige Ärztewelt.

(1914.)

Am Ende des gewaltigsten Ringens, das die Menschheit kennt, um Naturerkenntnis und Meisterung der Naturkräfte zum Heile der Kranken und zur Bewahrung der Gesunden steht Galenos. Er faßt zusammen, sichtet und ordnet neu, was über das Wesen des Organischen und seine Lebenserscheinungen in der Mitte des Naturganzen griechische Naturphilosophie und griechische Medizin seit Hippokrates erforscht und durchdacht hat. Er kennt sie alle, auch die nach Entstehung des hippokratischen Schriftenkorpus sich mit Bau und Funktion des Menschenkörpers, mit seinen Veränderungen unter der Einwirkung krankmachender Momente, mit diesen pathogenen Faktoren selbst, mit den Mitteln zur Behebung der Störungen, diätetischen oder pharmakologischen, beschäftigt haben. Er hatte noch die ganze große medizinische Literatur der Hellenen von allen Pflanz- und Pflegestätten an Kleinasiens Küsten, auf seinen Inseln, in Sizilien und Süditalien, in den Lehr- und Forschungshallen Alexandreias, unverkürzt zur Hand und schöpfte aus dem Vollen, doch nicht ohne Nachprüfung in Beobachtung, im biologischen Experiment; aber er schöpfte nach Belieben und schaltete souverän mit seinen Vorlagen, ohne daß wir in den meisten Fällen kontrollieren könnten, ob er etwas und wieviel an selbst Beobachtetem vorträgt und welche Schlüsse er selbst daraus gezogen haben mochte.

Fast zwei Jahrtausende lang hat man alles als sein Eigenes angesehen und ihn als den höchsten Meister altgriechischer Heilkunde verehrt — man hat jetzt zu zweifeln begonnen, sein Wert ist tiefer gesunken oder seine Schätzung wenigstens als zu den Zeiten, da man ihn als überlebt beiseite schob, trotzdem man seine relative Größe noch gelten ließ.

Man tritt heute mit anderen Gedanken an ihn heran. Man sucht auch ihm Antwort zu entlocken über das, was vor ihm war, was er uns direkt kenntlich oder in Verhüllung bewahrt hat. Freilich ist bei ihm die Verhüllung weit dichter als bei den großen Enzyklopädisten der spätalexandrinischen und byzantinischen Medizin, einem Oreibasios, einem Alexandros von Tralleis, einem Aëtios, einem Paulos, obgleich man sich auch dort hat täuschen lassen und manchem dieser Ärzte den Wert weit größerer Selbständigkeit, bedeutender eigener Leistung hat zuerkennen wollen, als er ihm gebührt. Bei Galenos ist das Verhältnis unter allen Umständen ein anderes. Die Einkleidung der Gedanken und der Tatsachenschilderung ist allenthalben sein Eigengut. Leicht handhabt er den Griffel, allzu leicht nur und allzu weitschweifend breit und endlos; in flüssiger, allzu flüssiger Diktion dehnen sich und verflachen sich die Gedanken zu oft öder, unerträglicher Langweile — trotzdem der Mann immer etwas zu sagen hat.

Von seinen Jugendtagen an schrieb er, wo er auch war, und diktierte fast bei jeglicher Beschäftigung. Der dünne Faden seiner rieselnden Worte riß niemals ab. Aber er beherrschte sein Gebiet völlig. Grundlegend unterrichtet bei Mathematikern und Philosophen hat er in Biologie und praktischer Medizin das vorhandene Wissensmaterial voll in sich aufgenommen, nicht nur gedächtnismäßig, sondern wissenschaftlich verarbeitet im Anschauen, Nachschaffen und Nachprü-

fen. Das zeigen besonders seine Anatomie und Physiologie in inniger Verknüpfung.

Wohl hat auch hier die Frage volle Berechtigung, und ihre Beantwortung wird sich immer wieder aufdrängen, wieviel von dem anatomischen Tatsachen- und Beobachtungsmaterial, das er vorträgt, verdankt er seinen Vorgängern, z. B. dem bedeutenden Marinos? — vielleicht alles! Trotzdem lehrt uns schon die Art, wie er in den „anatomischen Encheiresen" den Leser gleichsam an der präparierenden Zergliederung, an dem vivisektorischen Experiment teilnehmen läßt, daß er das ganze anatomische Detail, wenigstens am Tierkörper, nachkontrolliert hat. Man erkennt aber dabei auch sofort die enge Verbindung, in der bei ihm Bau und Funktion in der Lehre stehen und in der Forschung und die große Gefahr Galenischer Denk- und Darstellungsweise mit ihrer teleologischen Zurechtlegung alles Beobachteten, schnell fertig und wenig in die Tiefe dringend, und darum weitere Forschung überflüssig erscheinen lassend.

Ein flacher Rationalismus und Dogmatismus beherrscht nicht nur Morphologie und Funktionslehre, sondern die ganze Medizin des Galenos, bei der es uns allerdings wieder versöhnen kann, wenn wir sehen, wie sich in seinem Schrifttum der genetische Prozeß seiner eigenen Fortentwicklung in sicherer Methodik und ehrlichem Streben ausspricht, wie er im eigenen Einarbeiten und Erfahrunggewinnen von den theoretischen Gebieten, zu deren Erfassung sein Riesenfleiß und sein scharfer Verstand ihn sofort in den Stand setzen, beginnt und gewissenhaft, im Wachsen eigener Erfahrung, zu den praktischen Fächern weiterschreitet. Und Erfahrungen in reichem Maße zu sammeln, dazu war er allerdings in der Lage, in der Chirurgie der Verletzungen während seiner jahrelangen Dienste als Gladiatorenarzt zu Pergamon, in intern Medizinischem

auf Grund seiner ausgedehnten Praxis allenthalben und besonders in der Weltstadt Rom, wovon er überall in seinen Schriften ein weidliches Aufhebens macht mit der in hervorragendem Maße ihm eignenden Selbstgefälligkeit der vorderasiatischen Graeculi. Nach Rom hatte es ihn gezogen, wie so viele seinesgleichen, wie den Falter ins Licht, wie eine schöne Frau in den Bereich staunender Augen der Männer. Was er von seinen dortigen Erfolgen selbst erzählt, muß zwar mit prüfender Skepsis betrachtet werden; aber ohne Zweifel ist er in höheren Gesellschaftskreisen und selbst bei Hofe ein vielgesuchter Arzt gewesen. Vorträge und Demonstrationen, wie er sie in großem Maßstabe und unter starkem Zustrom des gebildeten Laienpublikums hielt, halfen seinem Ruhme kräftig nach. Er wählte dazu besonders biologische Fragen von allgemeinerem Interesse, über Bau und Funktion des Wirbeltierkörpers, die er in teleologisch gestimmter Weise naturphilosophisch-vivisektorisch mit den Funktionen und auch dem Bau des Menschenkörpers identifizierte. Seine platte, den allgemeinen Menschenverstand als Richter willkommen heißende und die Zweckmäßigkeit der Einrichtung durch den Weltschöpfer betonende Darstellungs- und Erklärungsweise der Physiologie eignete sich besonders gut zu solcher Laienbelehrung. Und auch in seiner Pathologie sah es ähnlich aus.

Auf dem Gesamtgebiete der normalen und pathologischen Biologie, wie auf dem der praktischen Medizin herrschte damals in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christo, ein schlimmer Wirrwarr. Durch divergente Bestrebungen der verschiedenen, für das ganze griechische Geistesleben charakteristischen „Schulen“ mit ihrer jeweilig einseitigen, jedenfalls stark ausschließlichen Betonung bestimmter Erkenntniswege, Methoden, biologischer Vorgänge, Naturerscheinungen, Agentien und Grundsubstanzen der an-

organischen und organischen Körperwelt, wie sie sich in der Medizin beispielsweise in der „empirischen", „methodischen" und „dogmatischen" Schulrichtung, in Humoralpathologie, Solidarpathologie und Pneumatopathologie betätigen, war in der gesamten Heilwissenschaft des späten Hellenismus eine starke Unruhe schon fast zum Dauerzustande geworden. In diesem Kampfe der Meinungen hielt Galenos sich durchaus nicht von einer Parteinahme fern. Er nahm mit Nachdruck seinen Standpunkt und zog gegen andere Richtungen scharf vom Leder, wie er denn von der streitsüchtigen Manier griechischen Gelehrtentums einen starken Durchschuß besaß, trotzdem ihm der Vater in der Hoffnung, daß mit diesem Kinde Frieden und Ruhe in sein durchzanktes Haus einziehen möge, den Namen Galenos, „der Friedfertige", auf den Lebensweg gegeben hatte. Aber sein scharfer Verstand hatte ihn auch getrieben, alle Zeitrichtungen, wie die der Vergangenheit, an der Quelle zu studieren, und er nahm so neben deren Theoremen auch all ihre Forschungsergebnisse in sich auf und verarbeitete sie alle mit seinem ordnenden Griechengeiste als seinen eigensten Besitz und gestaltete sie gleichsam neu aus seinem Innern heraus. Und all dieses Erarbeitete schuf er schließlich um zu einem großen, durch ihn selber einheitlichen Gesamtgebäude der Medizin auf hippokratisch-dogmatischer Grundlage, wie er selbst sie zu durchschauen glaubte. Daß er sich dieser dogmatischen Schulrichtung anschließen würde, war von vornherein klar, aus seiner ganzen Veranlagung und geistigen Struktur heraus. Die Grundlage seines Systems ist die humorale Anschauung, die in den flüssigen Bestandteilen des Körpers die wichtigsten Faktoren alles pathologischen Geschehens sah in einer Form, die ihr des Hippokrates Schwiegersohn Polybos abschließend zu geben versucht hatte. Daß er dabei einer Art hippo-

kratischer Erneuerung von Grund auf sich befliß, sicherte ihm einen um so größeren Wirkungskreis. Für uns ist Galenos eben als solcher Erneuerer und zugleich abschließender Zusammenfasser im Moment des beginnenden Niedergangs der Medizin und Gesamtbiologie des klassischen Altertums von so besonders großer Bedeutung; wir müssen es immer wieder als besonderen Glücksfall für die historische Forschung begrüßen, daß gerade vom Schrifttum des Galenos soviel uns erhalten ist, wenn wir es auch sofort wieder beklagen werden, daß wir diese reiche Erhaltung seiner Geistesarbeit eben der verhängnisvollen Einwirkung verdanken, welche Galenos auf die Ausgänge der Antike vom vierten Jahrhundert an und durch das ganze Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein ausgeübt hat.

Wer aber die Biologie und Medizin des klassischen Altertums an der Quelle studieren und aus rein historischen oder irgendwelchen erkenntnis-theoretischen oder methodischen Gründen in sich aufnehmen will, der wird mit Notwendigkeit immer wieder zu Galenos geführt werden. Darum und aus einer ganzen Reihe anderer Gründe beginnt auch das „Korpus der griechischen Ärzte", das jetzt zu erscheinen anhebt, in glücklicher Weise mit einer Anzahl von Galenbänden, deren erster Halbband jetzt vor uns liegt.

* *

*

Doch dies hervorragende neue, aber lange schon vorbereitete Unternehmen verdient in vollem Maße, daß wir uns mit ihm etwas eingehender beschäftigen. Was will das Corpus medicorum graecorum? Es dokumentiert sich ganz ausschließlich als philologisches Unternehmen; kein einziger Medizinhistoriker oder

sonst ein Mediziner ist in der Leitung desselben, noch weniger natürlich unter dem Stabe der Mitarbeiter, dem die Recensio der Autoren anvertraut ist. In keiner einzigen Frage glaubt die Leitung auch nur des Rates eines Mediziners zu bedürfen, getreu dem Schlagworte, das als Parole der griechischen Philologie ausgegeben wurde: „Die Historie muß sich die antike Medizin erobern" und in engster Auslegung derselben. Die Tatsache sei hier einfach registriert, ohne daran Kritik zu üben, wie leicht es auch wäre, da sich die Philologie zum Nachweise der Berechtigung ihres Vorgehens eine Charakterisierung der Medizinhistorik zurechtgelegt hat, welche in ihrer Verallgemeinerung den Tatsachen durchaus nicht entspricht.

Aber großzügige, erstklassige Arbeit wird an eine bedeutungsvolle Aufgabe gewendet, das ist gewiß. Gleichzeitig beginnt die moderne Medizin und Naturwissenschaft sich darauf zu besinnen, daß das, was für alle Gebilde in der Natur, vor allem für die belebten, was für das gesamte Gebiet der biologischen Forschung uneingeschränkt gilt: nur in seinem Werden, in seiner Entwicklung ist jedes Objekt der Biologie voll zu erfassen — daß dies auch für die biologische Naturwissenschaft als solche gilt, wie auch für jede „exakte" Naturwissenschaft. Diese gesamten Naturwissenschaften und so auch die Medizin stellen doch gleichfalls ein seit vielen Jahrhunderten, ja seit mehr als zwei Jahrtausenden bestehendes lebendiges Gebilde dar, das gleichfalls nur in seiner Entwicklung voll erfaßt und verstanden werden kann. Das berühmte Goethe-Wort: „Die Geschichte einer Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst" gilt nicht nur heute noch, es ist sogar noch einer gewissen Erweiterung fähig. Für exakte wie biologische Naturwissenschaften, mit in erster Linie für die Medizin als angewandte Biologie, ist die historische Erforschung die Wissen-

schaft selbst eine notwendige Ergänzung ihres Tagesbetriebes, der auf Fortschritt und Vertiefung vor allem gerichtet ist. Nur die volle Kenntnis des Entwicklungsganges garantiert der Naturwissenschaft im weitesten Sinne die Dauer des Fortschrittes und die Vermeidung allzu grober Irrwege der Forschung.

Und für die gesamte Naturwissenschaft einschließlich der Heilwissenschaft ist aus diesem Gesichtspunkte heraus von geradezu unvergleichlichem Werte eine einzige große Periode in ihrer Geschichte, die mit der modernen Naturwissenschaft ernsthaft verglichen werden kann.

Wohl ist für den Spezialforscher der Geschichte der Naturwissenschaft von kaum zu übertreffendem Reize, sich in die schüchternen Anfänge eines vorwissenschaftlichen Betriebes der Natur- und Heilkunde bei primitiven und bei frühe schon hochkultivierten Völkern am Euphrat und Nil oder am Ganges und Jang-tse zu vertiefen. Wohl ist es lockend, sich mit der Wunderblüte der arabisch-persischen Naturwissenschaft und Medizin in der Hochperiode des Islâm zu befassen und den Duft dieser üppig wuchernden Renaissance antiken Wissens in sich zu saugen — sehnsüchtiger lockend vielleicht noch, sich mit Erfolg durch die Dornenhecken hindurch zu winden, welche um das spröde Knöspchen des abendländischen Mittelalters so dicht gewachsen sind, das man auch heute noch so hochmütig verachten zu dürfen glaubt, während es doch die zarten Reiser zukunftssicher umhegt, aus denen die Fruchtbäume heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnis wuchsen, die sogar die hochragenden Stämme hellenischen Naturerfassens überwachsen sollten. Langsam, gar langsam ist es herangewachsen, und zögernd hat es Zellschichten um Zellschichten aneinandergefügt; aber schließlich ist

es doch zu Ehren gekommen, zu höheren sogar als alle Chaldäerweisheit und alle Wunderblüten des Islâm. Darum soll man seine Anfänge nicht über die Achsel ansehen. Aus dem Aschenbrödel ist die Königstochter geworden, und wer zu sehen versteht, vermag auch schon durch das löchrige Sackgewand von Salerno den Reiz der jungen Glieder zu erspähen. — —

Aber das sind Intimitäten für den Fachmann, „Biterolfisch Waldlatein" —, für die großen Zusammenhänge geistiger Kultur und ihren Wert für das Heute kommt es kaum in Betracht, wird niemals wieder Wirkung werden. Es ist wirklich so, wie ich oben schon andeutend aussprach, von geradezu einzigartigem Werte ist und völlig ausschließlich die erste große Periode wissenschaftlicher Erschließung und Erfassung der Natur, die vor $2^1/_2$ Jahrtausenden begann und mit ihren Ausklängen rund ein Jahrtausend währte. Nur sie ist der modernen Naturwissenschaft an die Seite zu setzen, nur sie ganz allein. Nur ihre Erzeugnisse können — samt der Grundlegung des Modernen vom 16. Jahrhundert an — mit wirklichem Nutzen für die heutige Forschung und Lehre noch gelesen werden als Muster und Warnung zugleich.

Die moderne Naturwissenschaft ist in die Mannesjahre eingetreten. Sie hat ihre Jugendstürme hinter sich, die sie allein aus eigener Kraft, aus sich heraus bestehen konnte und mußte, sie ist nachdenklicher geworden und reifer, und neben der ruhigen, unermüdlichen Weiterarbeit auf tausend Forschungswegen tun denen, die führend am Werke sind, stille Stunden der Einkehr und Besinnung not. Sie mögen sie damit füllen, daß sie die Entwicklung ihrer eigenen Wissenschaft verfolgen, die Phasen ihres Aufstieges sich gegenwärtig halten und die Lebensarbeit und Lebensgestaltung und das geistige Ringen ihrer großen Pfad-

finder — aber auch die Perioden des Stillstandes und des Niederganges, indem sie deren Ursachen nachspüren. Der Verkehr mit den Klassikern der Naturwissenschaft der letzten vier Jahrhunderte sei der Quickborn der modernen Forscher in den Stunden der inneren Sammlung und Einkehr. Daneben aber sollten sie zeitweisen vertrauten Verkehr pflegen, ab und zu nur, aber doch immer wieder einmal, mit der jungen Wissenschaft der Hellenen, die doch zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit wirklich Ernst gemacht mit der wissenschaftlichen Erforschung der Naturdinge, die auch ihre Jugendstürme hatte, ihr reifes Mannesalter und — ihre Zeit des Alterns und Herabsinkens! Vor der Gefahr einer flachen Nachahmung ist die moderne Naturwissenschaft gefeit. Aber tieferes Verstehen unseres eigenen Strebens werden wir entnehmen aus diesem unvergleichlichen ersten Anlauf, der so Vieles schon erringen durfte, und glänzende Vorbilder und ernste Mahnungen, wohin kühnes Theoretisieren führen kann und hartnäckiges Verharren selbst auf genialen Irrwegen.

Wohl dem modernen Naturforscher, der die großen Alten sich zu Freunden macht, sie sind Fleisch von seinem Fleisch, seines Strebens und Irrens, seiner Freude und seiner Enttäuschungen Genossen! Dann mag das Wort wieder gelten: „Was griechisch ist, kommt schließlich zu Ehren“, es wandelt auf freien Höhen, auf Wegen, die die Naturforschung nie hätte verlassen sollen! — —

---

# Heilwunder von Kosmas-Damianos und Kyros-Johannes.

(1905, 1906.)

Prüft man das gesamte überlieferte Material über die heilenden Wundertaten der beiden Anargyroi, so ergibt sich, daß die Heiltaten dieser christlichen Märtyrer (wie auch in anderen Fällen) an uralte Asklepiosheiligtümer (schon am Orte ihres Todes als christliche Blutzeugen zu Aigai in Kilikien und später am Orte der ersten Heilzeugnisse ihrer Gebeine zu Kyrrhos) mit unbezweifelbarer Tatsächlichkeit anknüpfen. Weit wichtiger noch und gleichzeitig Ergebnis wie Bestätigung der ersten Tatsache sind die ganzen Begleitumstände, unter welchen sich namentlich in Konstantinopel die 30 Wunderheilungen der Überlieferung vollziehen, wo ihre Verehrung nach der Heilung des von den Ärzten angeblich aufgegebenen großen Kaisers Justinian geradezu ins Ungemessene stieg. Wir treffen in den Heilungsberichten völlig unverkennbar die Gebräuche in den alten Heiltempeln des Asklepios (und der Dioskuren) in Kleinasien und Griechenland wieder. Man glaubt sich beim Eintritt in die Hallen des Tempelschlafes und beim Erscheinen der Zwillingsbrüder im Traume und bei den Heilhandlungen, die sie vornehmen, zurückversetzt in die alten griechischen Kultstätten, nach Epidauros und anderen Heiltempeln. Der Erkenntnisquell, der in solchen alten griechischen und lateinischen „Miraculis" sprudelt, vermag uns auch neue Klarheit zu vermitteln und Ergänzungen zu bieten für θαύματα und ἰάματα in den antiken Asklepiostempeln, deren direkte Fortsetzung sie auch in den Äußerlichkeiten bilden.

Völlig ähnlich war es auch mit den Heilwundern in Menuthis.

Wie aus den Mirakeln der heiligen Zwillingsbrüder Kosmas und Damianos gar manche Einzelheiten für den Heilbetrieb der Asklepieien als historischer Gewinn zu buchen ist, so bringt das Studium der Wunderheilungen des Kyros und des Johannes in Menuthis im Kirchlein der Evangelisten neben dem uralten Isistempel, der weithin den Schiffern sichtbar am Meere lag und als Heiltempel bis in weite Ferne Ruf genoß, wertvolle Aufschlüsse über den Heilbetrieb in den Isieien. Die äußerst kritiklos, aber mit großer Begeisterung aufgezeichneten Heilwunder am Altare, der die Gebeine der Märtyrer barg, zeigen den Tempelschlaf auch dort in steter Blüte wie allerwärts beim Ausgang der Antike, den Tempelschlaf, der bald direkt die Heilung vermittelte, so daß man genesen erwachte, bald in seinen Träumen Weisungen enthielt, was geschehen solle. Auch hier sehen die Inkubanten die Heiligen, Genesung und Rat spendend, durch die Reihen der Schlafenden wandeln. Oft beginnt die Heilung schon auf der Wallfahrt zum Tempel und ist bei dem ersten Überschreiten der Tempelschwelle nach der Ankunft schon vollendet, ohne jede weitere Handlung der Märtyrer, oft unter Bekehrung der Kranken von Irrlehren in religiöser Dogmatik. In andern Fällen tritt die Heilung nach Berührungen seitens der Märtyrer ein, selbst unter Kneten, Reiben und Abtasten oder durch das Anblasen. Recht häufig werden Einreibungen mit dem Öle der heiligen Lampen oder anderen Keroten und Salben verordnet oder Waschungen des kranken Körperteiles in der heiligen Quelle oder im Tempelbade, in dem sich die ganzen Einrichtungen antiker Thermen befunden zu haben scheinen. Auch andere äußerliche Maßnahmen, wie Brotumschläge, Lehm-, Linsen-, Käse-,

Olivenkernkataplasmen, selbst geriebenes Glas, mit Wasser und Honig und anderen Dingen übergelegt, werden zur Heilung vorgeschrieben, ferner allerlei innere Mittel, wie Wassertrinken, Weintrinken, Essen von Brot, Feigen, Lauch, Zitronenstücken. Tierteile werden gelegentlich innerlich wie äußerlich angewendet: Kamelkot, Krokodilfleisch, Schlangenfleisch, aber auch gesalzenes Wachtelfleisch, Schweinsbauch und Kalbfleisch. Daß dies alles und manches andere mit der Schulmedizin eines Hippokrates, Galenos und des damals in besonderen Ehren stehenden (Pseudo-)Demokritos irgend etwas zu tun habe, dagegen verwahren sich die Heiligen und ihr wunderfroher Chronist ausdrücklich und aufs allerentschiedenste. Ja ein Arzt, der jene Ansicht vertrat, wurde dafür empfindlich gestraft, als er später in der Not die Hilfe der Heiligen erbitten mußte. Spöttische Polemik gegen ärztliche Unzulänglichkeiten geht durch den ganzen Wunderbericht. Operationen wie in den Asklepieien und dem Tempel des Kosmas und Damianos zu Byzanz begegnen uns in den Wunderberichten aus Menuthis nicht, wohl aber allerlei indirekte Handlungen, wie Anweisung zur Auffindung des an allen Gliedern durchbohrten Zauberfigürchens, das den Kranken im Banne hielt, Stockschläge, durch befohlene Handlungen provoziert, die dann zum Platzen einer Geschwulst der Schädelkapsel führen, durch welches Würmer oder Fliegenlarven frei werden. Geben uns diese Heilungsberichte aus der Wende des 6. zum 7. nachchristlichen Jahrhunderts derart manchen Einblick in die Heilbräuche in den Isieien, so bilden sie zugleich auch eine beachtenswerte Ergänzung unserer Kenntnis der medizinisch-kulturgeschichtlichen Verhältnisse im hellenistischen Ägypten am Ende der Antike.

# Ärzteschulen.

(1918.)

Es ist ein mehrdeutiger Begriff, der mit dem Worte Ärzteschulen verbunden wird. Fast jeder Mann von ausgeprägter Persönlichkeit und zielweisender Leistung hat „Schule gemacht". Viele haben bei Lebzeiten einen stets wechselnden Schülerkreis um sich versammelt und auch noch nach ihrem Tode in ihrer „Schule" weitergewirkt.

Wie weitverbreitet an deutschen Hochschulen ist nicht beispielsweise zurzeit die Curschmannschule in den führenden Lehrstellen der deutschen Klinik! Wie weithin herrschte noch vor wenigen Jahrzehnten die Virchowschule auf den Lehrstühlen der pathologischen Anatomie! Fast mit Ausschließlichkeit, und auch heute noch, zählt sie hervorragende Epigonen zu den ihren. Und wenn wir tiefer schürfen in die Vergangenheit — war nicht, ja ist nicht noch die Schule des großen Rheinländers Johannes Müller weit über die Medizin hinaus ausschlaggebend im Grunde? Während etwa die „Tübinger Schule" eines Wunderlich und Griesinger und die „rationelle" Medizin eines Henle und Pfeuffer oberflächlichem Blicke nur Augenblickswert gehabt zu haben scheinen.

Gewiß waren die widerstreitenden Schulrichtungen in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts von fördersamster Gesamtwirkung für die deutsche Medizin. Das Gleiche kann man unbedingt in noch weiterem Horizont behauptenn von dem Kampfe der iatrochemischen und physiatrischen Schulen von

Hohenheim bis zu de le Boë und Sennert und von Harvey-Des Cartes bis zu Baglivi und ihrem Ausgleiche in Pitcairne, Sydenham und Boerhaave usw.

Und gehn wir in die Antike zurück, so ist der jahrhundertelange Schulstreit der Dogmatiker, Empiriker, Methodiker trotz reichlicher dialektischer Rechthaberei doch nicht der unwichtigste Faktor wissenschaftlichen Fortschrittes in Hellenentum und Hellenismus gewesen. Doch ich wollte diesmal nicht eigentlich darauf hinaus, welchen Fortschrittswert die einzelnen widerstreitenden Schulrichtungen in der Geschichte der Heilkunde haben, wenn auch das sich einmal noch für die heutige Medizin recht sehr wird nutzbar machen lassen und darum auch einmal in durchgreifender Darstellung vorgeführt werden sollte. Aber wir sind in der Grundlegung noch nicht genügend vorgeschritten, und drängende Tagesfragen der Historik haben in den vergangenen Jahren der Kriegswirrnis auf einige Zeit von den Plänen grundlegender historischer Auseinandersetzung abgedrängt. Darum sei für diesmal, mehr von Grund auf, von anderen Ärzteschulen in kurzen Linien die Rede, sofern darunter der primäre, elementare Unterricht der jungen Ärzte in ihrer Wissenschaft verstanden wird.

Wie dieser am Euphrat und Tigris gehandhabt wurde, davon wissen wir noch nichts Rechtes. Zwar hat es bestimmt schon rund 2000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, also vor 4000 Jahren, in Babylonien einen Ärztestand gegeben, trotzdem Herodot noch anderthalb Jahrtausende später das Gegenteil berichtet. Im Hammurabigesetz treffen wir auf den Arzt (asu) in gefestigter, wenn auch nicht allzu gehobener Stellung, der für seine Leistung Entlohnung erhält und bei Mißerfolgen mit Strafe bedroht wird. Das setzt eine

geregelte Ausbildung voraus, deren Lehren nach kanonischer Richtschnur festlagen. Zweifellos ruhte diese Lehre, wie jede sonstige Wissenschaft, in der Hand der Priesterschaft, die auch in die ärztliche Praxis durch Prognosenstellen verschiedener Art und auch anderweitig eingriff, ohne, wie es scheint, selbst eigne Heilpraxis zu betreiben. Der „Arzt", der nach dem Hammurabikodex hochnotpeinlich zur Verantwortung gezogen werden konnte, war bestimmt kein Priester. Die auf rund 2000 Tontafeln heute noch uns erhaltene ärztliche Literatur (zur Hälfte in Berlin, zur andern in London) ist ein unpersönliches Kastenwissen in den Händen der Priester, das durch sie verwaltet und wohl auch gelehrt wurde. Wir kennen aus Urkunden und Briefen schon eine Anzahl Ärztenamen vom Euphrat, aber keinen medizinischen Autor oder auch Lehrer.

Fast das nämliche läßt sich von Ägypten sagen. Auch hier eine in den Tempeln aufgezeichnete medizinische Lehre, ein Kastenwissen ohne Autorennamen, dessen Papyrusaufzeichnungen wir heute nach den Namen der glücklichen Finder und ersten Bearbeiter oder nach ihren Fundorten auseinanderhalten: Papyrus Ebers, Papyrus Brugsch, Kahun-Papyri usw. Über den Unterricht bei den Priestern wissen wir vom Nil etwas mehr als vom Euphrat. Wir erfahren von Tempelschulen in Heliopolis, Memphis, Theben usw., wo neben anderem Wissen auch Medizin gelehrt wurde; daß es auch besondere Ärzteschulen gegeben habe, ist nicht mit einwandfreier Bestimmtheit bis heute erwiesen. Wohl aber erfahren wir von priesterlicher Krankenbehandlung und davon, daß man den Arzt (oder Oberarzt) fleißig zu den Kranken holte; ob dies aber ausschließlich Priesterärzte gewesen sind, ist noch ungewiß.

Auch bei den Juden lagen manche ärztliche Funktionen, wie die Aussatzschau, in den Händen der Prie-

ster, die aber keineswegs eine solche Macht hatten wie bei den Ägyptern. Der r o p h e , der ausübende Arzt, war kein Priester; wo er seinen Unterricht erhielt, wissen wir nicht. Einzelunterweisung vom Vater auf den Sohn, von einem erfahrenen Meister an seinen Jünger ist für Babylonien, Ägypten und Israel wahrscheinlich. Eigentliche Ärzteschulen bestanden bei den Juden nicht. In den Spätzeiten des Hellenismus, bei den Talmudisten, treten die Ärzte meist in der Mehrzahl auf, also doch wohl als Ärztekorporationen.

Vor den Zeiten der Hellenen scheint man also über den Zustand eines Kastenwissens bei allen Völkern Vorderasiens und der Mittelmeerländer nicht hinausgekommen zu sein. Der Einzelarzt, der auch als Autor hinter seinem Werke steht, tritt fast gleichzeitig bei den alten Indern und bei den alten Hellenen auf. Damit gewinnt auch der Unterricht, der eigentlich während der ganzen Antike der Unterricht e i n e s Lehrers in der Medizin geblieben ist, eine starke persönliche Note, die durchaus nicht immer nur dem Fortschritt diente, aber doch im wesentlichen einen starken fortschreitenden Auftrieb bedingte. Ich übergehe die indische ärztliche Lehrtätigkeit, die vor allem an die großen Namen eines S u š r u t a (6. Jahrhundert v. Chr.) und C h a r a k a (2. Jahrhundert n. Chr.) sich knüpft. Wenden wir uns zu den Ärzteschulen der Hellenen, die, gleich der gesamten hellenischen Wissenschaft, der Medizin für alle Zeiten vorbildlich wurden, deren Wirkung bis auf den heutigen Tag lebendig blieb! —

Auch hier ist eine anfängliche Herleitung aus dem Priestertum unverkennbar. Mit der Zeit tritt aber wissenschaftlich eine völlige Lösung ein, eine Neugeburt der hellenischen Medizin aus dem Mutterschoße der ionischen Naturphilosophie, aus dem auch alle andere

Wissenschaft entsproß. Praktisch hat aber Lehre und Übung der Heilkunde nicht allenthalben völlig von den Asklepiostempeln und dem Asklepiadendienste sich gelöst, auf den vielleicht der älteste ärztliche Standesehrenkodex zum Teil zurückgeht. Der sogenannte „Eid des Hippokrates" ist der Asklepiadeneid von Kos, das ethische Grundgesetz der lehrenden Schule.

Auf die älteste der griechischen „Ärzteschulen", die allenthalben um das Ostbecken des Mittelmeers saßen wie junge „Randkulturen" auf den reichen, ungeordneten Kulturmassen orientalischer Vorzeiten, auf die Schule von Kyrene im östlichen Teile von „Kleinafrika", mag das nahe Ägypten nicht ohne Einfluß gewesen sein. Man mag dort die Erfahrungsmassen Altägyptens verwendet und umgeprägt haben: wir wissen es nicht. Höheres geistiges Leben herrschte in Kyrene erst in den Tagen des Sokrates. Die wissenschaftliche Blüte der Kyrenaiker war besonders durch die Ausfuhr des Allheilmittels Silphion, einer Narthexart, bedingt, deren Bild die kyrenischen Münzen zierte. Die als ärztliche Praktiker noch im 5. Jahrhundert berühmten kyrenischen Ärzte waren am Ruhme dieses Pflanzenmittels gewiß nicht unbeteiligt — wie glücklich ärztlicher Ruhm und blühender Drogenexporthandel ineinander zu greifen vermögen, hat später ja auch Holland erfahren.

Besonders wichtig für die Vermittelung und den Ausbau vorderasiatischer medizinischer Erfahrung und deren Kodifizierung zur Griechenmedizin hinüber mag die frühe Ärzteschule von Rhodos gewesen sein, der gesegneten Insel, auf der sich so mancher Kulturfaden zwischen dem Hellenentum und dem näheren und ferneren Osten knüpfte, den man jetzt mit viel Glück und Scharfsinn bloßzulegen bestrebt ist. Über die Medizinschule ist leider jede nähere Kunde erloschen. Um so mehr wissen wir von der Schule des nahen Knidos auf

der südwestlichen Landzunge Kariens und der ihr vorgelagerten Insel Kos, deren Stadt gleichen Namens sich dem Festlande zuwendet. Im Wetteifer dieser beiden Schulen erwuchs im 6. und 5. Jahrhundert vor dem Beginn unserer Zeitrechnung die hellenische Medizin, wie wir sie aus Aufzeichnungen beider Lehrrichtungen im hippokratischen Schriftenkorpus noch heute besitzen. In Kos zogen ärztliche Forschung und Unterricht zweifellos Vorteil von der Verbindung mit dem dortigen Asklepiostempel, zu dem die Kranken von weither gesegelt kamen. Als Vermittlerin koischer Ärzte nach auswärts tritt uns die Stadtverwaltung von Kos urkundlich entgegen, daß sie aber auch auf die Ausbildung der jungen Ärzte irgendwelchen Einfluß nahm, könnte man nur vermuten. Es spricht aber alles dafür, daß auch dort, wie allenthalben bei den Hellenen, diese Ausbildung ausschließlich die Sache rein persönlicher Abmachung zwischen dem Schüler und seinem Lehrer war und blieb. Zu Platons Zeiten war ein Schülerhonorar an den Lehrer üblich.

Ungefähr gleichalterig mit der Blüte von Knidos und Kos war die der älteren Ärzteschule zu Kroton, an der Ostseite des südwestlichen Landzipfels von Italien und die etwas jüngere sikelische von Akragas und Syrakus, die erstere pythagoreisch gerichtet, die letztere auf den großen Empedokles begründet, beide in Anatomie, Diätetik und auch Pflanzenkunde bedeutend, und auch die Athenische Schule eines Diokles von Karystos auf der Insel Euböa befruchtend.

Lehrtätigkeit im größten Stile und auf lange Zeiträume hin entfaltete die medizinische Schule von Alexandreia (die Stadt gegründet 331), auch sie aber im Museion und Sarapieon durch die Ptolemaier weit mehr, wenn nicht fast ausschließlich als Forschungsinstitut gedacht, als Akademie, die den berufenen Gelehrten

in Prunkgebäuden Wohnung und Verpflegung und Zusammenkunftsräume, Büchersammlungen und naturwissenschaftlich-medizinische Arbeitsstellen bot, wo Anatomie und Physiologie vor allem einen Aufschwung nahmen wie nie zuvor. Um die großen Meister Herophilos und Erasistratos besonders drängten sich Scharen von Schülern. Durch Herophilos erhielt auch die pharmakologische Forschung ihren führenden Auftrieb, für die Alexandreia als größter Umschlagplatz des Drogenhandels aus dem Orient die gewiesene Stätte war. Wenn auch die Herophileërschule später an die syrische Küste nach Laodikeia (gegenüber der Insel Kypros) auswanderte, so ist doch Alexandreia bis zu den Tagen der Araberherrschaft Pflegestätte der Medizin und des medizinischen Unterrichts geblieben und hat auch unter den großen Empirikern des 3. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. eigentlich alle Fächer der Heilkunde führend gepflegt, alle anderen Stellen ihrer Förderung an syrischen und kleinasiatischen Fürstenhöfen (Seleukiden, Attaliden, Mithradates) überstrahlend und sich dauernd auch Rom gegenüber behauptend, wo allerdings, besonders durch Asklepiades und seine Schüler „methodischer" Richtung bis in die Tage des Soranos und Galenos der medizinische Unterricht hervorragende Vertreter fand, begünstigt schon durch Cäsar, mehr noch durch manche seiner kaiserlichen Nachfolger. Zu Zeiten aber hat Alexandreia immer wieder einmal Rom überflügelt, z. B. unter Rufos, dem Dogmatiker. Auch dort war die „Methode" eingezogen und hatte bedeutende Vertreter gefunden neben der Pneumatik und der von allerwärts das Gute nehmenden Ekelektik jener Tage. Leider war der fördersame Wettstreit aller dieser Schulrichtungen, anfangs ein wichtiges Moment hellenischen Fortschrittes, allmählich zu unfruchtbarem Hader ausgeartet, was auch dadurch kaum entscheidend geändert wurde, daß

die römischen Kaiser durch besoldete Lehrer den Jugendunterricht in Athen, Konstantinopel und auch in Alexandreia in festere Form brachten, unsern heutigen Universitäten recht ähnlich, besonders im 4. Jahrhundert n. Chr. Alexandreia überragte auch in dieser neuen Gestalt, nicht nur als alte berühmte Medizinschule, wenn auch besonders als diese, schließlich alle anderen Universitäten, auch Athen, zuletzt noch unter dem großen medizinischen Enzyklopädisten Paulos von Aigina, der selbst noch in Araberzeiten hineinragte und lehrte.

Auch die syrischen Pflegestellen antiker Wissenschaft zu Nisibis und Edessa wirkten, und länger noch als Alexandreia, in die Zeit der Araber hinein. Dort hat man vorher schon begonnen, auch medizinisches Lehrgut des Hellenismus in syrische Sprache zu kleiden, aus der es dann ins Arabische übersetzt wurde. Direkte Übersetzung aus dem Griechischen ins Arabische bildete aber dort seit dem 8. Jahrhundert die Regel. Hervorragende Pflege hat das medizinische Studium in der syrischen Übergangszeit und in der Periode der Verschmelzung persischer und arabischer Kultur des Islams an der „Accademia hippocratica“ zu Gondêschapur in den Vorbergen des persischen Chusistan und ihren großen Krankenanstalten gefunden, später in Bagdâd und Kairo mit ihren gewaltigen Hospitälern und Bibliotheken, denen sich schließlich das Magrib und Andalus, Marokko und Spanien anschlossen. Große klinische Lehrer wie ar-Râzî schufen die Vorbedingungen für systematische Musterleistungen lehrhafter Darstellung eines 'Alì ibn al Abbâs und ibn Sînâ, deren umfassende Handbücher als Gesamtdarstellungen der medizinischen Wissenschaft fast ohnegleichen sind in der Weltliteratur und für Jahrhunderte Lehrbehelfe auch des Abendlandes wurden.

Konnte sich so in bewundernswertem Aufstieg, aus-

gebildet und angeleitet an altüberkommenen Lehrstellen des Späthellenismus, die Medizin des Islâm in wenigen Jahrhunderten zu stolzer Höhe entfalten, so war im Abendlande der Weg weit dornenreicher und voller Hindernisse. Ärztliche Schulen, wie in Edessa, Nisibis, Gondêschapur oder gar Alexandreia, hatten dort niemals bestanden, und was in Rom von einzelnen Griechenärzten im Unterricht privatim Treffliches geleistet wurde, blieb im brodelnden Kessel der zentralen Weltstadt ständig in der Gefahr des Verlöschens, war an keine Akademie, wie im Museion zu Alexandreia, oder gar an eine späte Universität gebunden, überlebte daher selten den einzelnen Lehrer. Nach den immer erneuten Stürmen der Völkerwanderung waren nur da und dort kümmerliche Reste der mehr elementaren alten Rhetorenschule geblieben, die auch in Ostgotenzeiten Italiens zur Medizinschule nirgends gediehen, ebensowenig an den immerhin auch literarisch interessierten Fürstenhöfen der Westgoten in Spanien und der Vandalen in dem spät noch medizinisch lebendigen Kleinafrika. In Italien hatte Cassiodorus, dessen Familie aus Syrien stammte, aus Erinnerungen an syrische Hochschulen sich schon in den Tagen seines Reichskanzleramts unter Theoderich und dessen Nachfolgern mit dem Plane einer Universitätsgründung in Rom getragen. Nach seinem Rücktritte vom Amte (540) schuf er südlich des alten Kroton auf seinem Landgute Vivarium bei Squillace in Kalabrien eine Pflegestätte christlicher Wissenschaft zur Vermittlung von Griechenweisheit, wobei auch die Medizin griechisch, wie in lateinischen Übersetzungen, ein wenig zu ihrem Rechte kam. Nach dem Vorbilde dieser groß gedachten, aber immerhin bescheidenen mönchischen Pflegestelle am ionischen Meere in der alten Magna Graecia und deren Organisationsplan göttlicher und weltlicher Wissenschaften in seinen „Institu-

tiones", nicht nach den Anweisungen des heiligen Benedikt, der die Wissenschaften übersah, hat dann in Frankreich und Deutschland, unterstützt und angeleitet von Iren und Angelsachsen, die karolingische Renaissance in Palast- und Klosterschulen, z. B. Fulda, Reichenau und St. Gallen auf deutschem Boden, auch die Heilkunde schüchtern zu pflegen begonnen, wessen zahlreiche St. Galler und einige Reichenauer und Kasseler Handschriften noch Kunde geben und zerstreute Handschriften Frankreichs noch vor der schulgemäßen, fortgeschritteneren Pflege namentlich in Chartres und Tours, aber auch anderwärts. Alles dies hat in den Händen der Kleriker gelegen, während die Klöster Italiens in jener Zeit sich gegen alle Pflege der Wissenschaften noch für Jahrhunderte ablehnend verhielten und die Kathedralschulen dort sich gleichfalls auf die direkte Vorbildung für den Kirchendienst beschränkten. Doch in einigen Städten Nord- und Süditaliens hatten die Langobarden, anknüpfend an verblaßte antike Vorbilder, Laienschulen geschaffen, deren eine namentlich in Benevent mit 32 Lehrern der Profanwissenschaften, denen die Medizin gewiß nicht fehlte, im 9. Jahrhundert geblüht haben soll. Ärztliches Lehrwesen bestand nachweislich an einer offenbar gleichfalls von Laien betriebenen Schule des angehenden 9. Jahrhunderts, über deren Anfängen noch dichtes Dunkel schwebt, in Salerno an dem weit offenen Meerbusen südlich des neapolitanischen Golfes. Man hat sie vom Benediktinerkloster Monte Cassino, 120 Kilometer nördlich gelegen, ableiten wollen. Mit Unrecht, denn ärztlicher Schulbetrieb bestand schon in Salerno, als zu Monte Cassino noch alle Wissenschaften schliefen. Einfluß des nahegelegenen Benevent ist möglich, aber nicht nachgewiesen. Jedoch noch weiter südlich liegt das alte Elea und daran anschließend das alte „Großgriechenland", wo damals griechische Sprache wieder

recht lebendig geworden war und bis in das 14. Jahrhundert auch im täglichen Verkehr und Handel lebendig blieb. Auch altes operatives Können war in abgelegenen Bergtälern in ärztlicher Familientradition dort und auf dem gegenüberliegenden Sizilien bewahrt worden, das in späterer Zeit auch weiterhin Namen und Wirkung gewann. Literarisch hat Salerno vor dem Ende des 11. Jahrhunderts kaum irgendwelche Besonderheiten, verglichen mit diesem ganzen, nicht nur politisch unter schwachem byzantinischem Einfluß stehenden Süditalien, wo bis weit in das Mittelalter hinein noch Übersetzertätigkeit aus dem Griechischen in ungelenkes Latein in Übung war, fast bis zu ihrer Wiedererweckung ebendort im 13. und 14. Jahrhundert. Hat doch noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts der Engländer Adelard von Bath, von Salerno südwärts reisend, „in Graecia majore" von einem griechischen Philosophen, sehr bewandert in Medizin und Naturwissenschaften, Belehrungen über Magnetismus erhalten. In Salerno aber blühte im 10. und 11. Jahrhundert ärztliche Kunst in bescheidener Übung. Dort lagen die Verhältnisse ähnlich günstig wie weiland auf der Insel Kos und in Knidos. Heilkundiges Gildenwesen in täglicher Übung, schützende Höhen mit Wäldern bedeckt, durchzogen von Wasserläufen, Mineralquellen in der Nähe, ein Bischofssitz, der zum Erzbistum erhoben wurde, ein Wallfahrtsort, der ständig Heilbedürftige anlockte, ein Hafen mit ziemlichem Verkehr nach der Levante, der sich während der Kreuzzüge noch heben sollte.

Nahe Salerno saß aber jahrhundertelang noch eine andere Kulturmacht, deren Heilwissen wir schon berührt haben, die Sarazenen, seit 827 auf Sizilien und bald stellenweise auch auf dem Festlande, deren Herrschaft erst zu Ende des 11. Jahrhunderts wieder beseitigt wurde, ohne daß ihre Kultur damit erlosch.

Weitschauende Normannen- und Staufenfürsten ließen ihr bis weit ins 13. Jahrhundert hinein Pflege angedeihen, und gerade von Salerno aus begann sie ihren geistigen Eroberungszug in das Abendland auf medizinischem Gebiete. Dort gewährte in den Tagen, da schon das Sarazenentum seinen letzten Kampf um den südlichsten Zipfel Siziliens, um Syrakus, kämpfte, der Normannenherzog Robert Guiscard, wie berichtet wird, einem Flüchtling aus Kleinafrika, dem Arzt Konstantin aus Karthago, Unterschlupf. Dieser hatte sich (angeblich auf weiten Reisen in Ägypten und Syrien) reiche Kenntnis muslimischer Medizin erworben und kam mit Handschriften früher arabischer Ärzte des 10. und 11. Jahrhunderts und griechischer Ärzte hierher. Wieviel er in Salerno persönlich gewirkt hat, steht nicht fest; allzuviel dürfte es nicht gewesen sein. Er zog sich bald zu stiller Arbeit auf den Monte Cassino zurück, wo der hervorragende Abt Desiderius aus Langobardenblut jetzt alle Wissenschaften förderte und auch den Weitgereisten in seinen Orden aufnahm. Aber kaum waren Konstantins Bearbeitungen arabischer und griechischer Schriften, die schnell ihren Weg durch ganz Europa machten, in Salerno bekannt geworden, so begann dort, wo man sie mit offenen Armen aufnahm, in den nächsten Jahrzehnten nach Konstantins Tode (1087) ein reges literarisches Leben. So ziemlich die ganze medizinische Literatur Salernos, die vorübergehend Weltruf genoß, ist bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden, das meiste in den ersten Jahrzehnten desselben, unter dem ganz überwiegenden Einflusse Konstantins. Nun wurde Salerno auch literarisch die Lehrstelle Europas. Die Werke des „Kassineser Mönches“ und ihre salernitanischen Um- und Ausarbeitungen gingen über die Berge nach Deutschland und Frankreich und wurden dort treuer bewahrt als in Italien. Hier hat besonders die junge

Hochschule von Bologna sich die Aneignung des neuen Salernitaner Lehrgutes in eigenen Ausarbeitungen angelegen sein lassen; hier traf es bald auch mit neuem arabischem Lehrgute zusammen, das ein Jahrhundert nach Konstantin von Toledo aus in Übersetzungen Gerhards des Lombarden (von Cremona) und seiner Schule in Massen nach Westeuropa und Italien zu strömen begann, zuerst nach Montpellier und Paris.

In Montpellier, der zweiten berühmten Ärzteschule des Mittelalters, die im 12. Jahrhundert das Haupt zu erheben beginnt, liegen die Anfänge gleichfalls im Dunkel. Auch hier ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß ferne Nachklänge aus Römerzeiten in der alten Narbonensis in praktischer Übung wieder Gestalt gewannen. Jedenfalls kommt die Pflege der Medizin dort mit dem Eindringen der neuen Übersetzungsmasse aus Toledo hoch, nach dem auch dort schon Konstantin und Salernitanisches (nicht unwidersprochen) Eingang gefunden hatten. Man empfand das Neue aus Toledo in seiner fortgeschrittenen Form vielleicht vorübergehend als Eigenes, zumal Konstantin älteres, also überholtes islamitisches Wissensgut übermittelt hatte. Auch mag ja schon früher durch Vermittlung von spanischen Juden und anderen Kennern arabischer Medizin ärztliches Wissen der „Mauren“ vor Gerhards Übersetzungen in Montpellier bekannt gewesen sein. Jedenfalls erlosch eine vorübergehende Animosität Montpelliers gegen Salerno bald wieder in der allgemeinen Hochschätzung arabischen Wissens, die trotz mancher kleinen Gegensätzlichkeiten einzelner Hochschulen in breitem Strome sämtliche abendländische Universitäten des Mittelalters durchflutete, deren bescheidene Vorläufer auf dem Teilgebiet der Heilkunde die „Civitas Hippócratica“ zu Salerno, das ohne päpstlichen Stiftungs-

brief begonnen hatte und vielleicht auch die Medizinschule zu Montpellier gewesen sind.

Mit der Begründung zahlreicher Universitäten im 13., 14. und 15. Jahrhundert wird die Ausbildung der jungen Ärzte eine gemeinsame Aufgabe dieser Aller. Nach besonderen „Ärzteschulen" war nun kein Verlangen mehr. Sie gingen unter in der selbstverständlichen Pflege auch der medizinischen Ausbildung an der mittelalterlichen wie der neuzeitlichen „Universitas literarum", und wo heute noch „Ärzteschulen" sich erhalten haben oder neu geschaffen worden sind, da müssen wir die auf ihnen erhaltene Ausbildung gegenüber der an den Universitäten errungenen als minderwertig bezeichnen.

---

# Lorenz Fries.

(1908.)

Lorenz Fries von Colmar hat infolge seines Familiennamens seit Pantaleons Prosopographia als Niederländer (Friese) gegolten, doch hat man ihn auch als Straßburger schon in der Mitte dieses Jahrhunderts in Anspruch genommen. Er ist in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts im Elsaß, wahrscheinlich in Colmar, geboren. Schon aus seiner frühesten Jugend teilt er kindliche Erlebnisse im Elsaß und im benachbarten Schweizerland mit. Wahrscheinlich in Schlettstadt vorgebildet, hat er in Montpellier studiert, wo er auch den Doktortitel erhalten haben wird. Eine Anfrage meinerseits (zur Bekräftigung dieser zweifellosen Tatsache) in Montpellier ist freilich ohne Antwort geblieben. Bis 1518 war er Arzt in Colmar und ist von dort in Unfrieden geschieden. Er war dann 8 Monate Stadtarzt in Freiburg im Uechtland, wie aus einer dort noch vorhandenen Gehaltsquittung des „Dr. Laurentius" hervorgeht und er selbst in seiner Schrift über den Sudor anglicus berichtet. Im März 1519 ist er nach Straßburg übergesiedelt. Im folgenden Jahre ist er durch seine Vermählung mit einer Straßburger Glaserstochter dort Bürger geworden. Im Jahre 1525 hat er das Bürgerrecht wieder aufgesagt und ist wieder nach Colmar gezogen, wo er 1528 (Februar) mit Paracelsus zusammentraf. Im September 1529 finden wir ihn in Diedenhofen (Villa Theonis), im Juli und August 1530 in Metz, wo er spätestens 1531 gestorben ist. Das ist es, was bisher über das Leben des Arztes festzustellen

war. Seine zahlreichen Schriften waren fast vollzählig in der Düsseldorfer historischen Ausstellung aufgelegt (s. den Katalog dieser Ausstellung!).

* *

*

## Die erste Weltkarte mit dem Namen Amerika.

(1900.)

Unter der Spitzmarke: „Wer hat Amerika getauft?" bricht das Feuilleton der Allg. Zeitung vom 4. Juni eine Lanze für die Taufvaterschaft Martin Waldseemüllers, dessen Verdienst um die Namengebung trotz modernster Aufstellungen tatsächlich unanfechtbar ist. Nur über das erste Erscheinen des Namens Amerika auf einer Weltkarte stimme ich mit dem Verfasser des genannten Feuilletons nicht ganz überein.

Durch vereinte Arbeit Matthias Ringmanns und Martin Waldseemüllers war in St. Diè an der Meurthe dem geographischen Werke des Ptolemäus in Text und Karten eine neue Gestalt gegeben worden. Ohne ihre beiden Namen zu nennen, hatte der Straßburger Verleger Johann Schott ihr Werk in größtem Format und splendider Ausstattung 1513 erscheinen lassen, in etwas gekürzter Gestalt 1520 in zweiter Auflage auf den Markt gebracht. Diese neuen großen Lorbeeren seines großen Konkurrenten ließen einen anderen betriebsamen Straßburger Verleger nicht ruhen — Johannes Grieninger. Auch er mußte seinen Ptolemäus haben und betraute einen durch seinen „Spiegel der Arznei" und andere kleinere, im Grieningerschen Verlage erschienene Schriften seit einigen Jahren zu Ruf und Namen gekommenen damaligen Straßburger Arzt, Lorenz

F r i e s v o n K o l m a r (der als „Iatromathematiker" durch seine mathematisch-astronomischen Studien wenigstens teilweise zu einer solchen Arbeit vorbereitet war), mit der schleunigen Ausführung dieses Planes. Nach angestrengter anderthalbjähriger Arbeit erschien der Grieninger-Friessche Ptolemäus am 12. März 1522, im Format gegen Schott etwas reduziert, aber gleichfalls opulent ausgestattet. Die Karten waren ebenfalls meist etwas verkleinert und um drei neue vermehrt, so daß der Friessche Ptolemäus nun 50 Karten zählte statt der 47 Waldseemüllers, 50 Karten, die bei Willibald Pirkheimer (1522) und Michael Servet (1535 und 1541) wiederkehren und erst durch Sebastian Münsters Karten verdrängt werden. Eine dieser drei neuen Karten, den „Orbis. Typus. Universalis. Juxta. Hydrographorum. Traditionem" hat Fries durch den Zusatz in der Überschrift „1522. L. F." ausdrücklich als sein Eigentum gekennzeichnet, und diese neue Seekarte weist denn auch in der Tat manche Änderungen gegenüber der gleichfalls beigegebenen Waldseemüllerschen Weltkarte auf, die man allerdings vielfach nicht als Verbesserungen ansehen kann, wenn es auch einen Fortschritt bedeutet, daß Fries z. B. mit den drei ostindischen Halbinseln aufräumt. E i n Verdienst aber darf diese Friessche Seekarte unbedingt beanspruchen, nämlich dies, den Waldseemüllerschen Namen „America" zum erstenmal auf eine im Druck erschienene Weltkarte gesetzt zu haben, während Waldseemüller selbst auf seiner Seekarte dem neuen Lande gar keinen Namen gegeben hatte, ebensowenig auf seiner von Fries reproduzierten Spezialkarte von Amerika, der „Tabula Terre Nova(e) F. D. W. [fecit Doctor Waldseemüller]". Auch in der „Schrift" auf Friesens Meerkarte ist der Name Amerika mit Europa, Asien und Afrika gleich behandelt, also auch dadurch als vierter Weltteil dokumentiert.

Daß übrigens Fries, der so manches Eigene, wenn auch nicht immer Bedeutende zu der Arbeit seiner Vorgänger Ringmann und Waldseemüller hinzugetan hat, fremde Lorbeeren nicht eigensüchtig pflücken wollte, beweist die ausdrückliche Erklärung am Schlusse des 7. Buches vor Beginn der Kartenreihe, daß Martinus Ilacomylus, pie defunctus, der Zeichner der Karten sei: „Huic igitur et non nobis (si bonae sunt) pacem et custodiam in celesti Jerarchia ... exopta“ — eine späte Gerechtigkeit, beschämend besonders für Herausgeber und Verleger des Straßburger Ptolemäus von 1513 und 1520.

* *

*

## Lorenz Friesens Meerkarte in 12 Blättern aus dem Jahre 1525.

(1902).

Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Blätter, daß es Professor P. Josef Fischer in Stella matutina bei Feldkirch gelungen sei, die beiden so lange vergeblich gesuchten Weltkarten des deutschen Kosmographen Martin Waldseemüller aufzufinden. Neben den bald zu erwartenden näheren Mitteilungen über diesen glücklichen Fund dürfte der Bericht über ein anderes Kartenwerk von Interesse sein, welches sich an eines der Waldseemüllerschen Werke enge anlehnt und gleichfalls verschollen war.

Schon während der Fertigstellung seines „Ptolemäus“, der im März 1522 die Presse verließ, hatte sich der unermüdliche Straßburger Verleger Johannnes Grieninger auch mit der Herausgabe einer anderen Arbeit Martin Waldseemüllers beschäftigt, mit dessen „Carta marina“. Er wünschte dies gewaltige Werk in handlichem Formate neu herauszugeben und einen popu-

lären Kommentar beizugeben, zu dessen Illustrierung er zahlreiche Städtebilder un „frömd Folk" hatte zeichnen und schneiden lassen. Daß erstere nicht frei erfundenes Künstlerwerk sein sollten, ergibt sich aus dem Eifer, mit welchem Grieninger immer und immer wieder eine Ansicht von Lissabon von seinen Geschäftsfreunden Hans Koberger und Willibald Pirkheimer erbittet, welche sie „durch die koufflüt wol zu wegen bringen" könnten. Bedenklicher steht's freilich um die Bilder zur Völkerkunde.

Für die Revision und Verkleinerung der Waldseemüllerschen Meerkarte und für die Verabfassung der populären Erklärungsschrift warb Grieninger wieder den fleißigen Doktor Lorenz Fries aus Kolmar, der sich der neuen Aufgabe mit Feuereifer unterzog. Die Karte selbst scheint im Februar 1524 fertig gewesen zu sein, doch erschien sie mit dem erläuternden Text erst am 7. September 1525.

„USlegung der Mer || carthen oder Chartha Marina || Darin man sehen mag, wa einer in der welt sey, und wa ein ietlich || Land, Wasser vnd Stat gelegen ist. Das als in dem büchlin zefinden."

Diese „Auslegung" füllt 32 Folioblätter und trägt am Ende die Druckernotiz:

„Getruckt zů Straßburg von || Johannes Grieninger, vnd || vollendet vff unser Lie- || ben Frawen abent der geburt. Im. Jar || 1.5.2.5"

Im Jahre 1527 und 1530 sind neue Auflagen in immer gekürzterer Gestalt und spärlicher im Bildschmuck erschienen.

Soweit war mir der Sachverhalt seit Jahren bekannt. Fries sagt im Vorwort ausdrücklich, daß er „die gemelten Carten in zimlicher grösse, nach rechter kunst und gewisser messung der Geometry gesetzet, Nit das ich da mit verkleineren oder minder achten wölle, die andern, so vormals vßgangen von dem wytberümp-

ten Martino Waldseemüller ... Aber darumb das die selbig Meerkart nit ydem anmůtig oder tůgenlich von wegen irer übrigen lenge und breite", und gibt im Laufe seiner Auslegung gelegentlich eine Masse Details über seine kartographische Leistung, beispielsweise, daß die Zahlen der Längengrade auf dem oberen Rande, die der Breitengrade auf dem linken Seitenrande eingetragen wären, daß aber die Karte selbst ein Netz von Linien für die Schiffahrt nach Waldseemüller enthalte, daß die von Christen bewohnten Inseln mit Kreuzen bezeichnet seien, daß der untere Kartenrand die vergleichenden Maßstäbe deutscher, italienischer und französischer Meilen biete, daß endlich rundum auf dem weißen Rande der Karte die 32 Winde in deutscher Sprache prangten; ja, er gab zum Schlusse eine Anweisung, wie die 12 Teilblätter seiner Seekarte zu einer großen Wandkarte zusammenzukleben oder auf Leinwand aufzuziehen seien. Doch das alles konnte uns natürlich für die Karte selbst keinen Ersatz bieten. In keiner der mir bekannten großen Kartensammlungen war auch nur eine Spur, ein Teilblatt zu entdecken. Sollte ich es machen wie Nordenskiöld mit der unauffindbaren Weltkarte und Seekarte Waldseemüllers und ihre Existenz überhaupt leugnen? Ein letzter Versuch, den ich nochmals in München im vergangenen Sommer (1900) unternahm, eine Bitte, nochmals die dortigen alten Kartenbestände nach der genau beschriebenen und im deutschen Titel nach der „Uslegung" fixierten Karte zu durchmustern, hatte unerwarteten Erfolg: Die an alten Druckschätzen so reiche Münchener Hof- und Staatsbibliothek besitzt auch dieses Kleïnod, und zwar in tadellosester Erhaltung, in einem Exemplar des letzten Druckes von 1530 (Mapp. I, qu.).

Der Titel ist im einzigen bisher aufgefundenen Exemplar ein lateinischer, steht auf dem oberen Rande

über dem Rahmen der Windköpfe und lautet, aus den Unzialen übertragen, folgendermaßen:

„Carta marina navigatoria, Portugalienses navigationes atque totius cogniti orbis, terrae marisque formam naturam situs et terminos noviter recognitos et ab antiquorum traditione differentes haec generaliter monstrat. 1525.“

Auf Blatt „dd“, in einem der vielen mit verzierten Rändern versehenen Schildchen der Karte, steht in Buchdruck folgende Verlegernotiz:

„Das löblich werck anzög || ung der gantzen welt. ist getruckt zu straßburg von || Johannes Grienynger vff Palmabent in dem iar || 1530. mit Keserlicher und hispanischer maiestat pri = uilegien durch gnaden erlangt. nit nach zetrucken in v. iarn by. x. mark golds inhalt brieflicher vrkund.“

Doch auch der Verfasser hat sich an schwer auffindbarer Stelle genannt. Auf Blatt „ddd“ steht in Holz geschnitten ein abermaliger Titel:

„Carta marina vniversalis emendata et veritati restituta a Laurentio frisio anno 1530.“

Auf 12 Folioblättern in Holzschnitt vervielfältigt, ging also diese Grieninger-Friessche verkleinerte Nachbildung der Waldseemüllerschen „Carta marina“ dreimal in die Welt; ob Exemplare gedruckt wurden mit dem deutschen Titel: „Ein merkart der portugalischen und gantzen erkanten welt schiffungen des ertreichs und mers, gestalt, natur gelegenheiten und gegnen, nüwlichen widerumb gebessert, und von dargebung der alten vnder schiden ingemein anzögend“, den Fries im 1. Kapitel seiner „Uslegung“ mitteilt, als „oben darvff mit großen buchstaben geschrieben“, vermag ich nicht zu sagen. Genug, daß es endlich gelungen ist, der kartographischen Seltenheit habhaft zu werden.

Fries hatte sich von der praktischen Brauchbarkeit

seiner wichtigen Arbeit Großes versprochen und seinerseits alles getan, um der Verwendung in der Praxis entgegen zu kommen. So fügt er ein alphabetisches Register bei (beginnend mit „America, dz nüw lant, dz vor 25 iaren unbkant nieman dauon gewüßt auch kein zwölffbot [Apostel] darein kumen ist"), welches die Lage der Städte usw. nach Längen- und Breitengraden angibt, damit man den gesuchten Ort mittelst zweier über Kreuz gespannter Fäden finden könne, und gibt genaue Anweisung, wie man aus dem Abstand zweier Städte auf der Karte deren wirkliche Entfernung bestimmen und daraus die Dauer der Reise im voraus abmessen könne. Studiert man aber seine Karte genauer, so kann man die Vertrauensseligkeit des Autors in den durch seine Karte zu stiftenden Nutzen nur belächeln. Denn selbst die Länderkonturen sind, was schon bei der kleinen Friesschen Weltkarte von 1522 im Atlas zum Ptolemäus jedem Beschauer höchst befremdlich auffallen mußte, in den bekanntesten Gegenden, so bei der italienischen und griechischen Halbinsel, nur ganz schematisch, offenbar höchst flüchtig und vielfach völlig falsch gezeichnet. Wappen, Königsbilder, auch Tiergruppen und ethnographische Skizzen stören die Übersichtlichkeit, mehr noch zahlreiche kleine Schilder mit Inschriften in Buchdruck. Das ganze Blatt „aaa" wird nur von einem großen und zwei kleineren, reichverzierten Rahmen ohne jede Inschrift eingenommen. An den Kompaß- bzw. Schiffahrtslinien wehen allenthalben die Wimpel Spaniens und Portugals.

Der Name „Amerika" findet sich (im Gegensatz zur Weltkarte von 1522) auf dieser Seekarte Friesens n i c h t, statt dessen auf einem embryonalen Lappen der Südostecke von Nordamerika die offenbar versehentliche falsche Inschrift „Terra de cuba partis affricae" statt „americae" (oder Asiae??). Die Nordküste von Süd-

amerika zeigt einen großen Halbmond (!) und die Inschriften „Dz nüw erfunden land“ und „Terra noua“ mit Beuteltier und Kannibalenlager. Menschenschlachtbänke finden sich wie im Texte der „Uslegung“, an verschiedenen Stellen der Karte in wechselnd phantastischer Zeichnung — Grieningersche Liebhabereien! Recht abenteuerlich wirkt auch die große Insel „Terra noua conterati“ (Cortorati) mit ihren großmächtigen Pappelbäumen mitten im Atlantischen Ozean („Oceanus occidentalis“, „das mer gegen Nidergang“) zwischen dem 80. und 100. Längengrad.

Beachtenswert ist dagegen, daß sich hier wie auch auf der kleinen Weltkarte Friesens von 1522 nur zwei indische Halbinseln finden, während der Waldseemüllersche Ptolemäus von 1513 und 1520 deren noch drei aufwies. Als Zeichen der merkantilen Bestimmung seiner Seekarte hat Fries in die Ecke rechts unten (also etwa in die Gegend Neu-Guineas oder Australiens) eine große Tafel in zwei Kolumnen gesetzt, welche über die Herkunft der in Calicut (Kalkutta) gehandelten Gewürze und über die Münzen und Gewichte jener Länder Aufschluß gibt.

Um die ganze Karte läuft ein dreifingerbreiter Rand mit Windköpfen in Wolken auf sternbedecktem Himmelshintergrunde, neben den Windköpfen auf 38 Täfelchen die Windnamen. Auf diesen Windkopfrahmen folgt am oberen Kartenrande eine Leiste mit Gradeinteilung von 10 bis 360 (Längengrad); jeder dieser Abschnitte von Zehnern ist am Rande nochmals in 10 Abschnitte von 5 Millimeter Länge geteilt. An der linken Seitenkarte findet sich die Leiste der Breitengrade von 70 im Norden bis 50 im Süden, jeder Breitengrad etwa 8 Millimeter messend. Der erste Längengrad fällt auf die Grenze des Bekannten Landes im Westen, geht also durch den Golf von Mexiko, während von der Kartengrenze rechts die Ostgrenze Asiens

im Norden nicht erreicht wird, so daß erst mit dem 40. Grade nördlicher Breite eine Landgrenze vom Kartenrande sich ablöst und nach Südwesten streicht, etwa von der Mündungsgegend des Flusses „Quiritinia“ an beginnend in „sinarum regionis pars“. Doch das geht schon zu sehr ins kartographische Detail. Eingehende Untersuchung von historisch-geographisch fachmännischer Seite hat diese Friessche Arbeit gewiß verdient.

Mich haben die Studien zu meiner Lorenz-Fries-Monographie auch auf dies wenig bebaute Gebiet der historischen Kartographie geführt. Für die Würdigung der Leistung Friesens mit dieser Meerkarte ist natürlich der Vergleich mit Waldseemüllers Carta marina vom Jahre 1516 entscheidend, der bisher ein Ding der Unmöglichkeit schien, aber durch P. Fischers Entdeckung im Schlosse Wolfegg in Württemberg plötzlich in die nächste Nähe gerückt erscheint.

---

## Hohenheims literarische Hinterlassenschaft.

(Vom Historikerkongreß, Rom 1903.)

Wenn ich einer von der Sektionsleitung an mich ergangenen Anregung folgegebend auch meinerseits an dieser illustren Stelle vor der ganzen wissenschaftsgeschichtlichen Welt das Wort ergreife, so kann ich naturgemäß nur über Paracelsus sprechen. Man wird auch nichts anderes erwartet haben. Mein Name in der Wissenschaft ist nun einmal mit dem des Theophrastus von Hohenheim unlösbar verbunden.

Doch auch abgesehen von dieser rein persönlichen Beziehung Hohenheims zu mir, verdient es dieser große Arzt aus der Zeit des Erwachens der Wissenschaften vor allen, daß sein Name hier in der ewigen Stadt, in welcher Paracelsus vor bald 400 Jahren geweilt hat, von deutscher Seite bei dieser feierlichen Gelegenheit genannt werde: denn an Universalität naturwissenschaftlichen Denkens und Schaffens, an Originalität und Genialität des weltumspannenden Geistes hat das ärztliche Deutschland in allen Jahrhunderten seines Standes in der Wissenschaft keinen Größeren, den es ihm voranstellen könnte.

Deutscher in seinem ganzen Wesen ist überhaupt kein Gelehrter zu nennen als dieser schwäbische Adelige, den eine schweizerische Mutter gebar. Als echter Sohn seines Volkes ist er von großen Wanderungen durch ganz Europa heimgekehrt, unverwelscht und unverfälscht — nehmen Sie ein paar orientierende Worte eines Volksgenossen über sein schriftstellerisches Lebenswerk, über sein kostbares wissenschaftliches Vermächtnis an die Menschheit freundlich auf!

*

Aus schwäbischem Adelsgeschlechte entsprossen, geboren Ende 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz, aufgewachsen seit 1502 zu Villach in Kärnten unter der Hut des ärztlichen Vaters, hat Hohenheim italienische, deutsche, französische Hochschulen besucht (hat ca. 1515 in Ferrara zum Doct. med. promoviert) und ist nach langen Wanderungen und Fahrten durch Spanien, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen, Polen, Ungarn, Kroatien kaum dreißigjährig wieder heimgekehrt.

Ums Jahr 1525 taucht er, nach vorheriger Niederlassung in Salzburg (1524), in deutschen Landen am Oberrhein auf, wo er Kranke heilend und Schüler unterrichtend bald da, bald dort sein Wesen treibt.

Wann er begonnen hat, seine Erfahrungen, seine aus beständiger Beobachtung geschöpften neuen Ideen niederzuschreiben, ist ungewiß.

Sicher hat er schon frühe einzelne medizinische oder chemische oder sonstige eigene Beobachtungen oder wichtige Mitteilungen anderer sich aufgezeichnet. Auf solchen gelegentlichen Wanderschaftsnotizen beruhen zum Beispiel die bei Joh. Homelius zu Pettau in der Steyermark zurückgelassenen beiden Manualia, die man als eigentliche „Schriften" Hohenheims nicht betrachten kann.

In frühen Jahren scheint er sich mit dem Plane eines großen Gesamtwerkes über interne Pathologie und Therapie getragen zu haben, welches unsicherer Überlieferung nach 53 Bücher zählen sollte. Aus diesem großen Entwurf sind uns nur drei ausgearbeitete Bücher erhalten; das 6. Buch von den tartarischen Krankheiten, das 7. Buch von den Krankheiten die der Vernunft berauben und das 9. Buch von den Kontrakturen, welche wie Stichproben erkennen lassen, daß Hohenheim,

weit davon entfernt, nach dem alten Schlendrian seiner Zeit a capite ad calcem sein Thema abzuwandeln, verwandte Krankheitsformen grupenweise zusammenstellte und in ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen und darzustellen versuchte. An Dispositionen und übersichtlichen Entwürfen über Geplantes ist sonst im handschriftlichen Nachlasse Hohenheims kein Mangel; schade, daß uns gerade zu diesem großen Werke jede Übersicht über die geplante Anordnung völlig verloren ist.

Eng hieran anzuschließen scheinen sich die in doppelter Bearbeitung erhaltenen elf Traktate vom Ursprung und Ursachen der Wassersucht, Schwindsucht, Farbsuchten, Kolik, Schlag, Taubsucht, Würmer, Stuhllauf, Podagra, Fallsucht und des kalten Wehes.

Doch schon mit größeren Entwürfen trug er sich in der vorbasilianischen Zeit. So gehen die großartigen „paramirischen" Konzeptionen über allgemeine Krankheitsätiologie, wie sie in der Lehre von den fünf Entien des Paramirum primum uns entgegentreten, schon zweifellos in diese Zeit zurück. Ja, es scheint mir, als ob dieses vielleicht gewaltigste aller theoretischen Werke Hohenheims in einem Guß vor Basel bereits vollendet worden wäre und im Jahre 1529/30 höchstens die letzte Feile erhalten hätte. Jedenfalls atmet es ganz den jugendlichen Enthusiasmus des vorwärtsstürmenden Neuerers.

Auch die Archidoxen, das Grundwerk der neuen spezifischen Heilmethode auf chemischer Basis, sind in in dieser drängenden Jugendzeit verfaßt, zugleich mit den Büchern De Renovatione und Restauratione und dem ersten Buche vom langen Leben. Auch eine deutsche Kräuterkunde hat er in

seinem Herbarius damals entworfen und meteorologische und Bäderschriften vorbereitet.

Mitten in diesen schriftstellerischen Arbeiten traf ihn zu Straßburg oder zu Neuenburg am Rhein die Berufung nach Basel, welche seine Autorentätigkeit auf andere Wege wies.

Noch waren sie ja nur zum kleinsten Teile auch nur entworfen, geschweige ausgeführt, die „medicinae, et physices et chirurgiae, libri, quorum et ipse auctor", die er seinen Baseler Universitätsvorlesungen zugrunde legen wollte.

Nur die 7 Bücher De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium waren vielleicht schon im Entwurfe vorhanden, da sie sich den eben genannten, allgemein pharmakologischen und therapeutischen Schriften direkt anschließen, wenn sie auch einen mehr überleitenden als reformatorischen Charakter tragen, also zur Einführung des Hörers in das neue, fremde Anschauungsgebiet besonders gut dienen konnten.

Zu Vorlesungszwecken ausgearbeitet hat Hohenheim weiter die Bücher De Praeparationibus, von der arzneilichen Bereitung der anorganischen und pflanzlichen Heilstoffe, deren Kollegienheft in der Mitte abbricht; dies Thema kam also wohl im Wintersemester 1527/28 zum Vortrag.

Auch über Purgiren und Aderlassen hat er ein kurzes Kolleg vorbereitet und, anscheinend unter Anknüpfung an die oben genannten „eilf Traktate", in den 14 Büchern der Paragraphen als aphoristische spezielle Pathologie und Therapie eine Auslese häufiger Krankheitsformen kursorisch abgehandelt, während er in dem Liber de Icteritiis eine andere Erkrankungsform ausführlicher herausgreift und in den zwei Büchern De morbis ex tartaro oriundis eine erschöpfende monographische Klarlegung

dieser wichtigen, von ihm neu aufgestellten ätiologischen Krankheitsgruppe zum Vortrag bringt, indem er kurze lateinische Leitsätze diktiert und einen weitläufigen deutschen Kommentar anfügt.

In einem besonderen Kolleg, während der sonst vorlesungsfreien Hundstage 1527, hat Hohenheim die Semiotik des Harns und Pulses vorgetragen, weiterhin kommentierend über die Aphorismen des Hippokrates und anscheinend auch über die Poëmata Macri de virtutibus herbarum gelesen.

Als Doktor beider Arznei hat er auch die Chirurgie nicht vernachlässigt und, während die intermedizinischen Vorträge teilweise noch lateinisch gehalten wurden, rein deutsch ein Kolleg über Verletzungen der verschiedenen Gewebe und Organe und eines über äußere chirurgische Krankheiten gehalten, welche uns beide in mehrfachen Nachschriften überliefert sind und einen bedeutenden Reichtum eigener Erfahrung und selbständige Anschauungen auf diesen chirurgischen Gebieten erkennen lassen.

Wahrlich, wenn man bedenkt, daß die ganze Baseler Lehrtätigkeit Hohenheims im höchsten Falle $1^1/_2$ Jahre, wahrscheinlich sogar nur 10 Monate gedauert hat, so muß man sagen, daß Paracelsus in dieser kurzen Zeitspanne, wie so oft in seinem Leben, geradezu fieberhaft schriftstellerisch tätig gewesen ist. Und nebenbei hat er zahllose Kranke besucht, auch mit seinen Schülern, und botanische Exkursionen veranstaltet, wie überliefert wird.

Doch damit noch nicht genug! Auch die übrigen wissenschaftlichen Entwürfe haben neben diesen Ausarbeitungen für die Baseler Lehrvorträge nicht geruht: die freie schriftstellerische Arbeit ging rastlos weiter.

Hatte die Lehrtätigkeit den gewissenhaften Mann naturgemäß dazu geführt, die Summe seiner Erfah-

rungen, das Fazit zu ziehen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, wieweit er denn nun mit dem Ausbau seiner eigenen Gedanken in Theorie und Praxis gekommen sei, so sehen wir nun die Fülle seiner Beobachtungen, Anschauungen und Abstraktionen sich in immer neuen chirurgischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Abhandlungen ergießen, immer neue Gußformen füllend mit dem Edelmetall seiner neuen Naturbeobachtung aus den Schmelzöfen seiner schaffenden Phantasie.

Aber auch jetzt ist er nicht „fertig"; ewig bleibt er ein Werdender. Immer wieder wird aus der Beobachtung in der freien Gottesnatur, im Laboratorium und am Krankenbette neues Edelerz gewonnen, stets wieder von neuem die alten Formen eingeschmolzen und neue Werke gebildet, wie zum Beispiel die Tartarusschriften und die Wundarznei in ihren verschiedenen erhaltenen Gestalten dartun.

In Basel entstanden neben den Vorlesungskonzepten vor allem die fünf Bücher De vita longa, ein dunkel gehaltenes Werk über Lebensverlängerung und Krankheitsbekämpfung durch wirkungsvolle Therapie. Auch die Niederschriften De Podagricis scheinen bis in die Baseler Zeit zurückzugreifen, zum Teil sogar in noch frühere Zeit; in ihnen finden sich namentlich schon Vorstudien zu den Paramirum II und zum Paragranum.

Als letzte Baseler Arbeit möchte ich die Bertheonea betrachten, den ersten Entwurf einer allgemeinen chirurgischen Pathologie und Therapie, der ein Torso geblieben ist, hauptsächlich von Wert als Fixierung seines damaligen Standpunktes in der Auffassung der Wundinfektion und Wundheilung, der Entstehung der Verschwärungen und Abszeßbildungen usw. und durch die kulturgeschichtlich interessante Vorrede.

Einen Teil dieser allgemein-chirurgischen Gedanken hat Hohenheim in Kolmar unter teilweiser Benutzung des schon vorliegenden Textes in Zusammenhang monographisch ausgeführt in den 7 Büchern Von den offenen Schäden.

Ein anderes, damals zur Chirurgie gezähltes, Gebiet hat er gleichzeitig in Angriff genommen und in einer ganzen Reihe von Schriften behandelt, die Syphilis, die ihn $1^1/_2$ Jahre lang in hervorragendem Maße, ja scheinbar fast ausschließlich, beschäftigt hat und in einer ganzen Reihe von Einzeldarstellungen ihre Erledigung fand — Vom Holz Quajak, Drei Bücher von der französischen Krankheit („Imposturen"), Acht Bücher von Ursprung und Herkommen der Franzosen, Spitalbuch — nachdem er in Kolmar zu Dedikationszwecken das ganze Gebiet in zehn Büchern zum erstenmal in einem Zuge zu schildern versucht hatte.

Daß neben der Syphilis in den Jahren 1528—1530 kein anderes Thema ihn beschäftigt habe, darf man jedoch nicht annehmen. Zunächst hat er seine Studien in den Schweizer- und Schwarzwaldbädern, die er großenteils schon in vorbasilianischer Zeit gemacht hatte, endgültig zusammengefaßt und den Büchern Von den natürlichen Bädern ihre heute noch erhaltene Gestalt gegeben. Weiter berichtet die Sage aus der (angeblichen) Heimatstadt seiner Familie, Eßlingen, von reicher alchemistischer Tätigkeit Hohenheims im Jahre 1529; doch selbst angenommen, daß dieser legendären Überlieferung etwas Tatsächliches zugrunde liegt, so scheinen mir die paar erhaltenen praktisch alchemistischen Schriften, falls echt, wesentlich älteren Datums zu sein.

Dem Zeitgeschmacke entsprechend hat Hohenheim im Jahre 1529 die erste astrologische Praktik erscheinen lassen, wie ich daraus schließe, daß dieser

„Practica gemacht auf Europen" ein Nachwort an die „Astronomos" beigegeben ist, welches programmatisch seinen allgemeinen astrologischen Standpunkt klarlegt. Vielleicht hat er in der Eßlinger Notlage diesen Gedanken gefaßt. Jedenfalls ist er diesem Brauche der jährlichen Prognostikationen von nun ab fast regelmäßig treu geblieben, mindestens bis zum Jahre 1539, also volle 10 Jahre: er scheint an diesen Spielereien seiner geistreichen Laune besonderen Gefallen gefunden zu haben. Das Honorarergebnis wird man dabei kaum in Rechnung ziehen können.

Auch Epilepsie und Hysterie scheinen ihn 1528—29 beschäftigt zu haben; wenigstens weisen die Schriften De Caduco und De Caduco matricis stark in diese Zeit, ebenso die Vorarbeiten zum Paragranum. Gerade von dieser Schrift sind besonders zahlreiche erste Ausarbeitungen und Konzepte uns erhalten, die teilweise noch in voller unmittelbarer Lebendigkeit an die Baseler Schlußkatastrophe anknüpfen, während die fertige Gestalt des bedeutenden Werkes, in welchem er in scharf pointierter Weise als die allgemeinen Grundlagen ärztlicher Kunst: Naturerkenntnis (irdische und kosmische Physik), Scheidekunst und reine, menschenfreundliche Gesinnung aufstellt, aus dem Frühling 1530 stammt. Dies grundlegende Werk führte ihn direkt dazu, die allgemeine Krankheitsätiologie von neuem zu bearbeiten, die er im „Volumen medicinae Paramirum" schon Jahre vorher festgelegt, aber nun bei den Untersuchungen über die Entstehung der Lustseuche vielfach gestreift und in neue Beleuchtungen gebracht hatte. Das in St. Gallen 1531 in der Hauptsache fertiggestellte Paramirum II hat denn auch eine durchaus andere Gestalt angenommen, ist wesentlich konkreter, mehr nach praktischen Gesichtspunkten gefaßt, wenigstens mit dem hochfliegenden, konsequent durchdachten philosophischen Jugendwerke

verglichen. Doch will ich auf Einzelheiten nicht eingehen.

Zu Ende des Jahres 1530 schiebt sich dann die Nördlinger Pestschrift (Zwei Bücher von der Pestilenz) ein, welche wohl Eingebungen des Augenblickes oder dem Wunsche von Nördlinger Freunden ihre Entstehung verdankt, wie die Kometenerscheinungen der Jahre 1531 und 1532 eine Anzahl kleiner Kometenschriften und Verwandtes ins Leben riefen.

Bittere eigene Not, konfessionelle Streitigkeiten ringsum, durch beide verkörpert „der Menschheit ganzer Jammer" enführten nun für Jahre zwar nicht den „armen Kranken" ihren treuen Arzt, aber der Medizin ihren fleißigsten schriftstellerischen Arbeiter (1532 bis 1535).

Das Mare magnum der philosophischen und theologischen Spekulation verschlang ihn mit seinen Wogen. Jedoch will ich das Ergebnis dieser Abkehr von der Medizin — eine lange Reihe hochbedeutender theologischer Abhandlungen — heute nicht weiter berühren.

In diesen Jahren erneuter Bergeinsamkeit ist auch das Volumen primum suae philosophiae de divinis operibus et secretis naturae in 23 Büchern entstanden, ingleichen das Volumen secundum de vita beata. Vielleicht sind auch die durchaus originellen Bücher über die Bergsucht (die Bergkrankheiten) in diesen Jahren fertiggestellt oder wenigstens neu durchgesehen worden; denn er erwähnt ihrer öfters gerade in den nächstkommenden Jahren und mag von Innsbruck aus auch seine alten Lehrstätten in den Bergwerken der Grafen Füger im Oberinntal von neuem besucht haben (1534—35).

Wieder auftauchend aus dem Meere des Elends und der theologischen Weltverlorenheit trifft ihn unter dem

Brenner die heranrückende Pest, der er das populäre Pest-Büchlein an die Stadt Sterzing entgegenhält (1535).

Tartarusforschungen und Heilquellenstudien im Engadin und in Pfeffers vollenden das Bekehrungswerk, und im Sommer 1536 bringt er die ersten beiden Bücher der großen Wundarznei über Wundheilung und Verschwärungen zum Druck, gießt seine Tartarus-Erfahrungen und -Gedanken in ihre letzte Gestalt (für Pfarrer von Brandt in Eferdingen), packt in Mähren zum letzten Male die Franzosenkrankheit an (als 3. Buch der großen Wundarznei, das ein Torso blieb) und beginnt im selben Sommer 1537 seine Astronomia magna oder philosophia sagax der großen und kleinen Welt, gleichfalls das Ergebnis einer langen Kette von Vorarbeiten und gleichfalls nicht völlig zu Ende geführt, trotzdem in seiner weltumspannenden Totalität eine seiner genialsten Konzeptionen, wenn auch ins okkulte Gebiet weit hinübergreifend. Die neun Bücher De natura rerum stellen in ihren möglicherweise echten Teilen eine kecke Mystifikation dar — „ich bin des trocknen Tons nun satt"! — wie bequem sich auch ihr okkultistisches Gepräge an den Eferdinger Okkultistenverkehr und die „Philosophia sagax" anzuschließen scheint.

Durch neue Kämpfe mit der Mißgunst der Wiener Kollegen wird Hohenheim unsanft auf den realen Boden zurückgestoßen und schreibt in den heimatlichen Kärntner Bergen, schneidig wie mit der Klinge des Schwertes, seine sieben Defensiones und den Labyrinthus Medicorum, in welchem uns seine ganze wissenschaftliche Persönlichkeit, der ungebeugte Kämpfer für die klar erkannten Prinzipien des Fortschrittes noch einmal in ungeschwächter Kraft und Frische als echter Reformator der Heilkunst entgegen-

tritt in seiner ursprünglichen Grobkörnigkeit und bergquellenklaren Reinheit und Tiefe.

Auf die letzten beiden Lebensjahre des Reformators in und um Salzburg lassen sich mit einiger Bestimmtheit nur einige theologische Niederschriften verweisen, und wir sind am Ende mit diesem chronologischen Überblick über Hohenheims literarische Hinterlassenschaft, der auch im Medizinischen das Erhaltene kaum zur Hälfte erschöpft — und wie gewaltig ist schon dies kurz skizzierte Ergebnis seines Schaffens, das für ein langes Leben schon erstaunlich genug wäre, um so staunenerregender für ein so kurzes, das mit 47 Lebensjahren sein Ende fand und unter den widrigsten Verhältnissen beständigen Hin- und Herwanderns sich erschöpfte!

* *

*

Naturgemäß ist dies ruhelose Wanderleben, das ja so gar nicht passen will zu wissenschaftlicher Schriftstellerei, auf den Überlieferungszustand der literarischen Hinterlassenschaft Hohenheims nicht ohne einschneidende Einwirkung geblieben.

Wie rasch Hohenheim auch gelegentlich produziert haben mag, so hat er es doch durchaus nicht leicht genommen mit seinem literarischen Schaffen. Im Gegenteil! Immer und immer wieder hat er dasselbe Thema, das ihn einmal gefesselt hatte, von neuem zur Hand genommen, um es immer größerer Vollkommenheit entgegenzuführen.

Wir haben auf diese Art zahlreiche Einzelschriften in mehrfacher Ausarbeitung vor uns aus den verschiedenen Perioden seines Schaffens, leider nicht immer unter Wahrung der für den Schaffenden selber wünschenswerten Kontinuität. Und daran tragen die

Unterbrechungen und Fährnisse des ewigen Wanderlebens hauptsächlich die Schuld.

Nicht nur, daß er frühere Entwürfe und Ausarbeitungen ab und zu als Dedikationen an einflußreiche Personen verwendete, daß er eben fertige Werke in der Hoffnung, die Drucklegung dadurch zu erreichen, an hochmögende Stadtpotentaten hingab und, wenn die Hoffnung trog, nachher nicht einmal selber ein geschriebenes Exemplar mehr besaß; er hat auch manches Manuskript an einzelnen Raststätten bei zuverlässigen Leuten, wie er meinte, in Verwahr gegeben, ohne daß er dessen später wieder habhaft werden konnte, und manches andere wurde ihm wohl auch entwendet oder geriet in anderer Weise in Verlust, um gelegentlich nach langen Jahren in der Gemeinde seiner Jünger wieder aufzutauchen und in durchaus unfertiger Gestalt weiter abgeschrieben oder wohl gar in Druck gegeben zu werden.

Daneben sind aber auch Ausarbeitungen überliefert, welche deutlich die Spuren der Weiterentwicklung und Umarbeitung in den verschiedensten Stadien aufweisen, so daß sich gut erkennen läßt, wie Hohenheim mit der Form der Darstellung gerungen, wie er gelegentlich ärgerlich, wenn's nicht vom Fleck gehen wollte, die Feder hinwarf und die Weiterarbeit auf eine bessere Stunde verschob, wie er nicht nur Form und Ausdruck glättete und klärte, sondern auch die heftigen Stimmungsergüsse zürnenden Augenblicks, die er feuersprühend aufs Papier geworfen oder stürmisch vorsprudelnd seinen Schülern diktiert hatte, in klar gestaltenden Zeiten seelischer Ruhe endlich maßvoll für die Veröffentlichung in überlegter Fassung milderte und festlegte.

Aus allen Stadien der Fertigstellung und Gestaltung sind uns derart größere und kleinere Abhandlungen, Abschnitte und Fragmente erhalten, verhält-

nismäßig Weniges in dem bei Beginn der Arbeit erschauten Zustande der Vollkommenheit, in dem er es an Mit- und Nachwelt hinausgeben wollte.

Das muß man vor allem bei der Sichtung und Beurteilung und Wertung von Hohenheims schriftstellerischem Nachlaß festhalten. Das öfters Verletzende, Derbe oder in anderer Weise Anstößige in seinen sog. „Werken“ beruht vornehmlich auf diesen Umständen, ebenso die stellenweise Ungelenkheit und Unverständlichkeit des Ausdruckes, ein wie guter Stilist Hohenheim auch anderwärts wieder ist. Ja, er hat ebenso redlich um die Form seiner Abhandlungen gerungen wie um die Erfassung und Ausgestaltung seiner hochfliegenden und weitschauenden Gedanken und um das körperliche und seelische Wohlergehn der ihm anvertrauten Kranken. Ein ehrlicher Wahrheitssucher und -kämpfer auf allen Gebieten seiner Betätigung!

Aber, wie gesagt, für die Beurteilung und namentlich für die Herausgabe seiner Schriften sind, was über den Zustand ihrer Überlieferung gesagt wurde, ganz besondere Schwierigkeiten, die prinzipiell beachtet und im einzelnen jederzeit streng festgehalten werden müssen.

Nur die fertigen Werke sind gerechterweise der Wertung seiner literarischen Persönlichkeit zugrunde zu legen, wenn auch in eine künftige Gesamtausgabe seiner Werke alle die vorläufigen Entwürfe und Ausarbeitungen als wichtig für die Art seines Schaffens und für das Verständnis der Entwicklung seiner Ideen werden Aufnahme finden müssen mit ausdrücklicher Betonung ihres nur relativen Wertes wegen ihrer unfertigen oder nur ein Durchgangsstadium darstellenden Gestalt.

Einer derartig abwägenden, nachprüfenden, sich

liebevoll versenkenden und sich führen lassenden Bearbeitung und Aufweisung werden auch zahlreiche der immer wieder betonten Widersprüche und Inkongruenzen seiner Lehre von selbst sich lösen. Ein anderer Teil fällt unter den Gesichtspunkt der von Tag zu Tag sich weiterziehenden Entwicklung eines nimmer rastenden, stets schauenden, suchenden und grübelnden Geistes, dem jede Stunde neue Ausblicke bringt und jeder Krankheitsfall neue Belehrung bietet, während die schaffende Phantasie des zusammenfassenden und gestaltenden Denkers das ewig Fließende der neu zuströmenden Erfahrungen immer wieder ummodelt und weiterbildet, wenn auch die Grundanschauungen der neuen Weltbetrachtung immer wieder neu durch die wechselnden Erscheinungen des Lebens in Mensch und Natur durchblinken und Bestätigung zu finden scheinen.

Dieses unablässige Ringen nach Erkenntnis in der Seele des Reformators, auf höchster Temperatur gehalten durch das heiße Verlangen seines brennenden Herzens, der leidenden Menschheit Hilfe zu bringen, hat er selbst einmal, bald am Ende seiner Schaffensbahn im Sommer 1536 in der Einleitung zur großen Wundarznei mit eindringlichen Worten in schlichter Größe geschildert, aber trauernd müssen wir sagen, wenn wir den unfertigen Zustand so mancher seiner mitten aus gärender Zeit überlieferten Abhandlungen betrachten:

Hätte ein widrig Geschick dem stürmenden Eiferer und drängenden Neurer nicht in der ewig schönen Stadt an der Salzach ein frühes Ende bereitet, hätte er mit der olympischen Ruhe eines höheren Alters sein Wissens- und Denkgebäude harmonisch ausführen können, wie anders schaute uns heute das wissenschaftliche Antlitz Hohenheims an!

Um so mehr aber bleibt uns Nachlebenden, namentlich uns deutschen Ärzten, zu tun, um aus dem Wuste des gedruckten und handschriftlichen Nachlasses den Großen unserer Vergangenheit neu entstehen zu lassen, und da ist — fast schäme ich mich, es hier vor dem Ausland, das für die wissenschaftlichen Heroen seiner Vergangenheit auch in Medizin und Naturwissenschaft in monumentalen Gesamtausgaben aus öffentlichen Mitteln schon so Hervorragendes getan hat, auszusprechen — da ist für Hohenheim eigentlich fast alles noch zu tun!

Wohl hat vor mehr als 300 Jahren ein erlauchtes deutsches Fürstengeschlecht in mehreren seiner Mitglieder, angeweht von der Größe des Mannes, für den Lebenden und für seine Hinterlassenschaft ewig Preiswertes geleistet — für Jahrhunderte die Schuld des deutschen Volkes vorausbezahlt, indem es den wertvollsten Teil seines schriftstellerischen Nachlasses in Verwahr nahm und eine opulente Ausgabe seiner medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Werke ermöglichte, ehe es zu spät war — das erlauchte Haus der Wittelsbacher.

Heute aber scheint mir dies auf Zinseszins angelegte Dankeskapital bis auf den letzten Heller verausgabt: die jetzige Generation muß dringend Hilfe schaffen, daß durch die treue Arbeit sachkundiger und sprachkundiger Gelehrter in erneuter Gestalt erstehe das Lebenswerk eines der größten Geister jener an Geistesgrößen so reichen Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, der, seiner Zeit um Jahrhunderte vorauseilend im stolzen Fluge seiner Gedanken, erst von der heutigen fortgeschrittenen Wissenschaft völlig begriffen zu werden beginnt in seiner überragenden Größe — Theophrast von Hohenheim.

---

# Hygienische Gedanken und ihre Manifestationen in der Weltgeschichte.

(1911.)

Altvertraute Kindheitserinnerungen und lieblich ausgesponnene Dichterphantasien fernster und jüngerer Prägung bringen uns schmeichelnd den Gedanken nahe, daß, wenigstens auf hygienischem Gebiete, wie man es für manche Menschenweisheit noch vor wenigen Jahrhunderten allen Ernstes lehrte, der Höhepunkt aller Kenntnis und deren üppigste Betätigungsfülle am Anfang der Menschheit zu suchen sei, daß hier wenigstens „der Weisheit Anfang" mit dem Anfang aller Dinge so ungefähr zusammenfalle.

Am längsten spukten solche Lehren bekanntlich in der Scheidekunst, von der man noch im 17. Jahrhundert annahm, daß Tubalkain ihr größter Meister gewesen sei, und daß auch der weise Salomo, als er seinen Tempel baute, noch weit mehr von den Geheimnissen der Chemie verstanden habe als etwa der große „Geber", Paracelsus, Andreas Libavius und Basilius-Thölde zusammengenommen.

Auch diese Irrmeinung ist ja zuletzt an ihren eignen Widersprüchen gestorben. Aber in der Hygiene, der gesundheitsgemäßen, von Krankheiten freien Lebenshaltung, da müßten denn doch unsere Urahnen an der Ostsee, am Golf von Biskaya oder am Pamirgebirge, die Anwohner des Euphrat oder des Nil vor ungezählten Jahrtausenden uns die besten Lehren geben können! Man tut noch recht vielfach so, als ob das ganz

einwandfrei und selbstverständlich wäre. Dem so lange schon erhobenen und so oft wiederholten Schlagwort von der „naturgemäßen Lebensweise" wird kaum ein Gutberatener etwas Triftiges entgegenzuhalten wagen. Wahrlich, es ließe sich ein ganzes Buch darüber schreiben, und so ziemlich sämtliche Weltanschauungen und eine stattliche Reihe bewunderter Philosopheme würde darin zur Vorführung gelangen müssen, eine lange Kette von glänzendsten Edelsteinen großer Namen aus dem Entwicklungsgang des Menschengeistes würde darin an uns vorübergleiten — ein Buch darüber, wie oft schon seit Jahrtausenden in der Geschichte der Ruf ertönt hat in unzähligen Variationen: „Zurück zur Natur!"

Ich will nun nicht etwa die Ketzerei begehen, diesem Rufe alle und jede Berechtigung abzusprechen, wenn hierbei auch n o c h mehr leeres Stroh gedroschen zu werden pflegt, als man gemeinhin sich klar macht, ich will nur darauf hinweisen, daß auch in der Vor- und Frühgeschichte der Menschheit paradiesische Zustände langen, leidensfreien Lebens und späten, unbeschwerten Alterns durchaus nicht an der Tagesordnung waren.

Gewiß, auch damals war manches besser als heute, aber durchaus nicht alles. Wir staunen zum Beispiel mit Recht, wenn wir lange Reihen von frühägyptischen und frühnubischen Schädeln betrachten, über die tadellose Erhaltung der Zahnreihen, wenn auch die häufig zu beobachtende überstarke Abnutzung der Gebisse uns ein wenig stutzig macht: einfache, bekömmliche Nahrung, aber vorwiegende Pflanzenkost und viel Zellulose und starke Verunreinigung durch harte Sandteilchen! — Sehr nachdenklich werden wir aber, wenn wir beim Oberägypter und Nubier vor fünf-, sechs-, siebentausend Jahren an der Mehrzahl aller Skelette Erwachsener Spuren einer Krankheit finden, die heute nur unter den allerungesundesten hygienischen Verhält-

nissen sich einstellt, und auch da kaum jemals in so hohen Graden, wie sie damals einen erschreckend hohen Prozentsatz aller Lebenden schon vom dritten Lebensjahrzehnte an befiel, Glieder und Rücken steif, ja fast völlig unbeweglich machte, daß die Bedauernswerten frühe schon hilflos wurden, auf die Barmherzigkeit ihrer Angehörigen angewiesen: Knochen- und Gelenkgicht (Osteoarthritis deformans) hat in jenen „goldenen“ Zeiten die Menschheit beiderlei Geschlechts in einer Häufigkeit und Heftigkeit heimgesucht, von der wir uns kaum eine rechte Vorstellung machen können in unserem durch die „verfeinerte Kultur“ auf der einen und die „Verelendung“ auf der andern Seite so „verderbten“ Zeitalter. Ständiges Leben an, auf und im Flusse hat die Menschen schon damals krank gemacht, mehr vielleicht noch das Wohnen und Schlafen auf feuchtem Boden, in nassen Gruben und Höhlen.

Absichtlich ist mit einer Schilderung nahe den Tropen begonnen worden, wo man ja lange ausschließlich die Wiege des Menschengeschlechts unter Palmen sah. Doch der hygienische Koeffizient, den man aus den Lebensbedingungen der Frühwohner Nordeuropas durch das Studium ihrer Knochenreste zu ziehen vermag, ist nur unwesentlich verschieden von den Ergebnissen der Forschungen am Nil. Die geringere Achtsamkeit der prähistorischen Forschung nördlich der Alpen auf pathologische Knochenbefunde hält bisher das Material in bescheideneren Dimensionen, aber was ernsthaft untersucht ist, weist genau in die gleiche Richtung. Die „Höhlengicht“ Rudolf Virchows bei Mensch und Tier ist schon älterer Besitzstand historischer Pathologie; aber auch die Frühgermanen, die ihre Helden in den langen Steingängen der „Riesenstuben“ bestatteten, haben in einem gewaltigen Prozentsatz an gichtigen Knochen- und Gelenkleiden ge-

litten, die fast neunzig von hundert Erwachsenen erreicht. Die Nährweise an Nil und Ostsee war bestimmt die denkbar verschiedenste, aber im Wohnungswesen herrscht völliger Parallelismus in einem Gesichtspunkt, in dem der Feuchtigkeit, ob man nun in Pfahlbauhütten über Seespiegeln wohnte oder in Landhütten, die metertief in die Erde gingen und nur allmählich, für die Schlafräume wenigstens, aus der Erdgrube sich hoben, die dann von der Steinzeit zur La-Tène-Zeit immer mehr sich verflachte. Ein bescheidener Fortschritt vielleicht, aber ein wichtiger.

Macht nun beim Wohnungswesen das Klima scheinbar nur einen geringen Unterschied, so ist das bei der Kleidung etwas andres. Mag man von der gesundheitsgemäßen, leichten Kleidung der Ägypter, Babylonier oder gar der Griechen schwärmen, so muß man doch die Weisheit der nordalpinen Völker Früheuropas richtig einschätzen, die sie, dem Klima entsprechend, den Mann in wärmende Hose und Wams, das Weib in langen Hüftrock und Jacke stecken ließ. Sind doch vielleicht gar die Griechen in ähnlicher Gewandung von Norden eingerückt und haben erst im wärmeren Klima die leichte, bequeme Mittelmeer- oder subtropische Tracht des einfachen Zeugstückumwurfes kennen und unter den neuen Verhältnissen schätzen gelernt — eine Warnung vor vorschnellem Generalisieren in Kleidungsfragen für alle Regionen der Erde, selbst wenn man den Polarkreis ausschließen würde!

* *

*

Auch rein hygienisch betrachtet stellt die klassische Antike, stellen Hellas und Rom einen kulturellen Hochstand von fast unvergleichlicher absoluter Höhe dar.

Als Herrenvolk (mit einer Unterschicht von Arbeits-

sklaven) stellte der Hellene zum ersten Male in der Weltgeschichte und in noch nicht wieder erreichtem Umfang und Grade die gesamte Erziehung der Knaben und stammweise auch der Mädchen unter den Gesichtspunkt der harmonischen Ausbildung aller körperlichen Fähigkeiten zur Erzielung eines Höchstmaßes von Kraft, Gewandtheit und Selbstsicherheit, von physischer Vollkommenheit und Schönheit. Grundsatz war tägliche Übung von früher Jugend auf bis in die reifen Mannesjahre hinein unter Aufsicht erfahrener und geübter Leiter, die bald auch das Training nicht nur wirkungs- und zielsicher zu regeln, sondern auch klug zu individualisieren und aus jeder jugendlichen Körpereinheit das höchstmögliche Leistungsmaß in ständigem Hinblick auf die Gesamtkräftigung herauszuarbeiten wußten. Der Pädotrib wurde zum Gymnasten, der die Normalfunktionen des ganzen Körpers zu verstehen suchte, wetteifernd mit der Ärzteschaft, die den Wert der Gymnastik für eine gesunde Körperbeschaffenheit durchschaute und aus den Rüstkammern ihres anatomisch-physiologischen Wissens die Richtschnur entnahm für die Beurteilung der Leistungskraft des Einzelnen und unter Zuhilfenahme der gesamten Diätetik daraus die Normen fand für Verwendung der Gymnastik als Verhüterin von Gesundheitsstörungen und als Helferin bei der Wiederherstellung gestörter Körper- oder Organfunktionen. Die Gymnastik wurde so unter dem fördersamen Wetteifer der Berufsgymnasten und Ärzte zur Wissenschaft von der Körperübung und Körperkräftigung, zur Bewegungs- und Arbeitshygiene, wie wir sie heute mit allen Hilfsmitteln moderner Methodik und instrumenteller Exaktheit erneut von Grund aus zu schaffen beflissen sind.

Mit diesem zentralen Bestreben des Hellenentums, mit der Körperkräftigung durch tägliche Pflege der Gymnastik, hängt ein großer Teil auch der übrigen

Körperpflege zusammen, vor allem die Hautpflege in Waschen und Baden, in Schwimmen und Massage, die gesamte Körperreinigung einschließlich der Haarpflege und der Kleidung, aber auch ein guter Teil der Regelung der Gesamtdiätetik in der Nahrung und den Getränken, in Ruhe und Schlaf und im Geschlechtsleben, wie denn die Regelung der Funktionen des letzteren bei der Gymnastik der Mädchen ohne jede Prüderie Ziel- und Angelpunkt bildet — gesunde Nachkommenschaft.

Auch weitere Fragen der Hygiene bildeten wichtige Gegenstände der Sorge für die Staatsleitungen der Hellenen. Anlage der Städte, ihrer Straßen, Besonnung der Häuser, Wasserversorgung und Beseitigung der Abwässer wurden erwogen und zielbewußt geregelt, namentlich in den kulturellen Hochperioden der „Tyrannenzeiten". An vieles konnten die Römer mit ihrer eminenten Begabung für die Lösung großer Aufgaben der öffentlichen Hygiene direkt anknüpfen, bei denen die Sorge für Reinheit des Getreides und des Trinkwassers fast als religiöse Staatsaufgabe von Anbeginn gelten kann. Wasserzuleitung, Kanalisation, Straßenbau, Städtebau, Nahrungskontrolle, Heizung, Badewesen waren in den Zeiten ihres Weltreiches in einer Vollkommenheit geregelt, vor der wir heute noch respektvoll uns verneigen. Aber der Römer hat auch schon in seinen kleinen Anfängen eine Sinn für fundamentale Nahrungsreinheit in Verbindung mit dem Kulte der Vesta und Juturna bewiesen, der sich kühnlich neben das setzen kann, was als kultische Nahrungshygiene des Orients mit Recht schon lange gepriesen wird. Wir werden uns gleich damit befassen, es muß aber vorher noch einmal für die griechisch-römische Antike betont werden, daß auch sie zwar zum Teil in der Kulthygiene in ihren Reinheitsbedürfnissen wurzelt, daß sie aber diesem zielgewissen Kinderstande

früh entwachsen ist und sich direkte hygienische Ziele stellte, in genialer, großzügiger Weise an ihrem Ausbau arbeitete und Ergebnisse zutage förderte, die in Vereinigung mit einer ärztlich-wissenschaftlichen Regelung des gesamten Lebens des Einzelnen, ewig bewundernswert bleiben werden als der erste genial konzipierte und mit Genialität durchgeführte Versuch einer privaten und öffentlichen Hygiene mit klar erkannten Zielen indirekter Krankheitsbekämpfung durch Erhöhung der Kraft und Widerstandsfähigkeit zweier ganzer Völker gegen krankmachende Einflüsse vielfacher Art.

* *
*

Was will demgegenüber die gepriesene Kulthygiene der Ägypter, Babylonier und selbst der Juden besagen, die niemals direkt und mit Absicht das Hygienische ins Auge gefaßt hat, bei der es in vorhellenistischer Zeit höchstens als Anhängsel, als kaum beachtetes Nebenergebnis in die Erscheinung trat. Die Legende von einem Moses, der mit tiefster Weisheit und zielsicherer Klarheit von Anfang an sein Volk in religiöser Einkleidung vor vielen tausend Jahren auf den Weg der Hygiene geleitet hätte, hält in keiner Weise der historischen Kritik stand; sie steht der Wahrheit ebenso fern als etwa die Annahme eines hygienisch vollkommenen Naturzustandes an den Anfängen der Menschheit. Die hygienischen Verdienste der Vorderasiaten, vor allem der Semiten, um die Menschheit sind enorm, aber sie liegen auf völlig anderem Gebiete, wie wir noch sehen werden.

Von dem Negativen nur ein paar Worte vorher! Zunächst geht es nicht mehr an, die Kulthygiene des Judentums derart als singuläre Erscheinung aufzufassen wie früher, als sie noch die einzige und einzig-

artige erhaltene Stichprobe eines ganzen Kulturkreises war, der unter dem Schutte der Jahrtausende lag, nun aber energisch wieder ans Tageslicht gezogen zu werden begonnen hat, ständig neue Aufschlüsse uns spendend, wenn wir auch in allem noch in den Anfängen stehen. Mitten in dem großen Völkerverkehr, der vom Euphrat zum Nil flutete und rückflutete, ist das kleine Judenvolk zu erfassen, wie es all den mächtigen Kulturströmungen preisgegeben war und vieles aus ihnen aufnahm und in sich verarbeitete. Was wir heute als Fixierungen altjüdischer Kulthygiene vor uns haben, ist überdies fast alles nachexilisch, stammt also zum Teil aus der Zeit, da das Volk Israel den Einflüssen der stammes- und denkartverwandten Hochkulturen am Euphrat und Tigris viele Jahrzehnte lang ausgesetzt gewesen war; eine Scheidung der Äußerlichkeiten des Brauches auf ihre Herkunft ist darum naturgemäß schwer. Und gar in der Zeit, da man den Talmud aufzuzeichnen begann, da hatte das Judenvolk im Ärztlich-Hygienischen jahrhundertelang unter dem Einfluß der griechischen Wissenschaft gestanden und daraus sich assimiliert und weiter gebildet, wofür es in seiner Eigenart Aufnahmefähigkeit besaß. All dies ist bei der Würdigung und Wertung der Hygiene der Juden stets gegenwärtig zu halten — ohne daß damit irgendwie eine Minderwertung ihrer Leistung motiviert werden dürfte; nur die Originalität im einzelnen gewinnt damit vielfach ein andres Gesicht.

Bei allen Völkern des Altertums ist von Anfang die Fleischnahrung, soweit Haustiere in Frage kommen, Opfernahrung; damit ist allerwärts, am Nil wie am Euphrat, am Jordan wie am Tiber und Kephissos eine Opfertierschau verbunden gewesen, die sich meist in Spitzfindigkeiten nach einer bestimmten Richtung hin im wesentlichen erschöpfte, aber auch Erfahrungstat-

sachenmaterial zusammentrug, vor allem in Mesopotamien, das einer hygienischen Fleischbeschau immerhin vorarbeitete und — einer geschäftigen Deutungskunst vom Standpunkt späterer gereifthygienischer Erkenntnis freiesten Spielraum gewährte. Dasselbe gilt von der kultischen Reinheit, die zwar, wie schon angedeutet, zum Beispiel bei den Hellenen nicht weniger entwickelt war wie bei den Orientalen am Euphrat, Jordan und Nil, dort aber später in ihrer griechischen Weitergestaltung zur bewußthygienischen Reinlichkeitspflege in den Tagen des Hellenismus (auch auf das Judentum) unverkennbaren Einfluß gewann. Selbst die kultische Unreinheit der Frau in besonderen Fällen ist auch hellenisches Frühgut — und es ist eine befreiende Tat edelster Art für die ganze Frauenwelt, die als Markstein ihrer Emanzipation von unwürdiger Bevormundung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, daß Papst Gregor der Große den jüdischen Atavismus im christlichen Brauch beseitigte und den Besuch der Kirche durch Wöchnerinnen oder Menstruierende in die freie Entscheidung der Einzelnen stellte, die ganze Frage damit der „Kulthygiene" entrückend. Doch zurück von dieser Abschweifung!

Daß die Beschneidung des Mannes den Juden aus Ägypten überkommen ist, steht heute außer Zweifel, ebenso ihre Herkunft für beide Geschlechter aus dem inneren Afrika. Das würde ihr natürlich ihre objektive hygienische Bedeutung nicht nehmen, so wenig wie jedem andern Brauch, der in völlig differenten Gedankenkreisen wurzelt, deshalb seine objektive Wirkung in der Richtung der Hygiene abgestritten werden kann, weil ihm die subjektive hygienische Prägung abgeht. Aber die hygienische Bedeutung der Beschneidung des Mannes wird mit dem Tage im Altertum gering, an dem die Nichtexistenz der Syphilis vor Ko-

lumbus in der Alten Welt, die heute allgemein angenommen wird, bewiesen ist. Angeborene Bildungsfehler, wie die Phimose, als Argument für eine generelle Beschneidung des Mannes anzuführen, heißt die Frage auf ein andres Gebiet verschieben. Die auf dem gleichen kultischen Boden erwachsene Beschneidung der Frau hat noch niemals jemand als hygienische Maßnahme proklamiert. Daß das Judentum nicht auch diesen ägyptischen Priesterbrauch herübernahm, erklärt sich leicht daraus, daß die Frau im Tempelkult der Juden damals keine Rolle spielte, ja den Tempel gar nicht betreten durfte; es liegt aber auch die Frage nahe, ob im Volke Israel eine Periode gewesen ist, in der nur der Priesterstamm beschnitten war, oder ob von Anfang an das gesamte Volk durch seine Beschneidung als ein priesterliches charakterisiert werden sollte.

Doch man verstehe mich nicht falsch! Alle diese Fragen der Kulthygiene sind für den Historiker der Hygiene wie für jeden Kulturhistoriker von allergrößtem Interesse. Keine aber ist als ein historischer Markstein in der hygienischen Geschichte der Menschheit zu betrachten, der der Gymnastik des Griechenvolks, der hygienisch klaren Wissenschaft des Griechentums und der öffentlichen Sanitätsbestrebungen der Römer in Wasserversorgung usw. ebenwertig an die Seite gesetzt werden dürfte. Aber aus dem Semitentum, speziell aus dessen geistiger Blüte, dem Judentum als Träger, Vermittler und Ausreifer der Gesamtgedanken des Semitismus, stammen zwei der größten hygienischen Gedanken der Menschheit und ihre zielsicheren Manifestationen — der wöchentliche Ruhetag und die direkte Krankheitsbekämpfung durch natürliche Maßnahmen.

Das erstere wird jedermann sofort einleuchten, wenn es auch als hygienische Offenbarung von weit-

tragendster Bedeutung noch nicht mit voller Klarheit bisher erkannt und ausgesprochen zu sein scheint. Einen Vorläufer hat der jüdische Sabbat wohl auch schon in babylonischer Kultur besessen. Der siebente, vierzehnte, einundzwanzigste und achtundzwanzigste Tag jedes Monats galt dem Sternglauben der Babylonier als Unglückstag, ja, es kam praktisch noch ein fünfter Ruhetag zu diesen vier in jedem Monat hinzu, da auch der neunundvierzigste (7×7.) Tag als unglücklicher galt, den man vom Anfang des vorhergehenden Monats gerechnet jedem Monat einfügte. An solchen Unglückstagen sollten Speisen nicht gebacken und gebraten, derart zubereitete nicht genossen werden, keine Kleider gewechselt, kein Opfer, keine amtliche Handlung, keine ärztliche Behandlung vorgenommen werden, kurz, der Tag war zur Ausführung jedes Vorhabens ungeeignet. Durch alle diese Verbote wurde der Unglückstag teilweise zu einem öffentlichen Ruhetage — teilweise, und es scheint, als wenn hieraus die Anregung entflossen sei. Aber wenn auch, was hat das Judentum daraus gemacht, welche Fülle von Segen, geistig und körperlich, ergoß sich über das Judenvolk aus diesem seinem heiligen Tage, seinem Ruhetage. Mehr als alles andre hat der Sabbat ihm die Kraft gegeben, sich unter andren Völkern zu behaupten, mehr als alles; und die Wohltat dieses Ruhetages hat es der christlichen und der islamischen Religion weiter gegeben; es hat damit dessen hygienischen Segen über den größten Teil der Erde ausströmen lassen, der unermeßlich ist. Wenn das Judentum der Menschheit nichts weiter geschenkt hätte als diese Fixierung jedes siebenten Tages als Ruhetages, man müßte es kühnlich allein um dessen Willen als einen der größten hygienischen Wohltäter der Menschheit bezeichnen.

*　　*
*

Und nun das Zweite, die direkte Krankheitsbekämpfung, was will das besagen? Dazu muß ich etwas weiter ausholen!

Es ist eine überaus interessante Tatsache, daß die griechische medizinische Wissenschaft, die von so unvergleichlicher Bedeutung für die Gesamtentwicklung der Menschheit geworden ist und ihren größten Ruhmestitel darin erblicken kann, daß sie die Erforschung der natürlichen Krankheitsursachen an Stelle der supranaturalistischen Dämonenmedizin setzte, die den gesamten vorhippokratischen Orient und Okzident mediterran wie nordalpin beherrschte und heute noch einen großen Teil der Erde in ihrem Banne hält, daß die Griechenmedizin scheinbar gerade aus dieser natürlichen Krankheitsentstehungslehre heraus für die Tatsachen der Krankheitsansteckung, der direkten Krankheitsübertragung blind war. Woher ein so grell in die Augen springender Mangel bei so viel Schärfe in der Erfassung der Naturvorgänge? Gewiß, dem Griechentum waren diese Tatsachen nicht völlig entgangen, wie schon der Bericht des Thukydides über die athenische Pest dartut, aber die griechische ärztliche Wissenschaft ging daran vorbei. Vielleicht, weil eine natürliche Erklärung unmöglich erschien, wo das Volk mit „bösem Blick" und verwandten Vorstellungen schnell fertig sich behalf.

Am Euphrat treffen wir dagegen frühe schon auf die Vorstellung von einer langwierigen, sehr selten der Heilung zugängigen Krankheit, die mit Veränderungen auf der Haut einhergeht und von dem davon Ergriffenen auf Gesunde übergehen kann. Ja wir finden früh schon im babylonischen Kulturkreise aus dieser Erkenntnis den Schluß gezogen und in die Tat übersetzt: Die von dieser Krankheit Befallenen müssen aus dem Verkehr der Gesunden ausgeschlossen werden. Der mit iššubbu (Aussatz) Befleckte wurde in

die Wildnis gestoßen. Näheres über diese Dinge fehlt uns noch aus babylonisch-assyrischen Originalquellen, wie oft auch die Tatsache durch die Überlieferung durchblickt. Aber wir haben im Alten Testament eine methodisch ausgebildete Schau der von einer solchen Krankheit Befallenen durch den Priester, der je nach dem Untersuchungsergebnis den Kranken vorübergehend oder dauernd vom Verkehr der Gesunden absonderte und bestimmt erst nach zweifellos eingetretener Besserung oder Heilung zum freien Verkehr wieder zuließ. Zwar ist es noch unentschieden, weil unentscheidbar, ob mit der Zaraath des 3. Buches Mosis der Aussatz, die Lepra und nur die Lepra, gemeint ist; darin jedoch ein harmloses Leiden zu sehen, heißt eine ernste, strenge Maßregel eines der hervorragensten Gesetzbücher der Menschheit zu einer blöden Farce erniedrigen. Jede vorurteilslose, sachverständige historische Prüfung wird zu dem Ergebnis kommen, daß der größte Teil der von den Bestimmungen des 13. Kapitels des Levitikus Betroffenen im Altertum wirklich an Lepra gelitten hat; der hygienische Gedanke der Isolierungsnotwendigkeit solcher an einer übertragbaren chronischen Krankheit Leidenden ist durch das jüdische Gesetz der Menschheit geschenkt worden, das ist das historisch Wichtigste; und noch mehr als das, im Levitikus werden Reinigungsmaßnahmen für infizierte Häuser angeordnet, die zum Rüstzeug der modernen Seuchenbekämpfung gehören. Dabei scheint es mir wenig zu verschlagen, daß die sog. Zaraath der Häuser mit der Lepra bestimmt nichts zu tun hat, und daß die modernen Maßnahmen sicher keine direkte Entlehnung aus dem Levitikus darstellen. Daß die Zufluchtsstätte des mit der Lepra befleckten Königs Azarjah-Uzzijah ein Leprosorium im mittelalterlichen Sinne gewesen sei, ist unbeweisbar und völlig unwahrscheinlich. Doch bleibt die Tatsache be-

stehen, daß die gesamte Vorstellung von Übertragung schwerer Krankheit durch das Zusammenleben mit davon Betroffenen und die daraus gezogene Konsequenz der Isolierung der Kranken auf religiösem Wege dem Abendlande vermittelt wurde.

Als der Aussatz in die antike Welt von Osten her hereinbrach und zur Kognition der griechischen Ärzte, besonders Alexandriens, kam, beantworten diese sein Auftreten mit trefflicher Fixierung seiner Symptomatik, ohne in die epidemiologischen Fragen tiefer einzudringen oder von Absonderungsmaßnahmen prophylaktischer Art zu berichten. Ägypten aber, wo der Aussatz sich erst in hellenistischer Zeit stärker verbreitet und festgesetzt hat, bildete nun für den Westen seine hauptsächlichste Ausfallspforte und ist heute einer seiner intensivsten Betätigungsfelder. Von Ägypten her zog die Lepra in schleppendstem Epidemiengang durch Nordafrika, setzte im kontinuierlichen Völkerfortschreiten über die Meerenge von Gibraltar und breitete sich in Spanien aus, während gleichzeitig im ständigen Völkerfluten übers Mittelmeer nach Italien, nach Südfrankreich ihre Keime getragen wurden und über Byzanz in die Balkan- und Donauländer. Namentlich im südlichen Gallien, aber auch weiter ins Keltenland hinein, über das sich germanische Überschichten gelegt hatten, wurde das Maschengewebe der Lepraerkrankungen immer enger gebreitet, und hier begann man, nachweisbar im 6. Jahrhundert, daran zu denken, die sich immer mehr verdichtenden Epidemienfäden, die übers Land zogen, zu zerreißen oder zu durchschneiden. Erleuchtete Kirchenfürsten der Christenheit entnahmen aus dem steigenden Jammer des Volkes an der Hand des Priesterkodex des alten Bundes die Aufgabe, hier einzugreifen: die Führerin der Völker des Mittelalters verstand ihre Pflicht. Das Konzil von Lyon 583 ging zuerst daran, das freie Wandern der Leprakranken zu

beschränken! Das Longobardengesetz zeigt im Edictus Rothari, welche Fortschritte dieser Gedanke in sechzig Jahren gemacht, die Bestimmungen des großen Karl das nämliche anderthalb Jahrhunderte später; die Leprosenverordnungen des dritten Laterankonzils (1179) bedeuten für die Kirche einen gewissen Abschluß. Die Feststellung der Erkrankten ward in den Territorien der geistlichen wie der weltlichen Fürsten in Frankreich und Deutschland zur allgemein durchgeführten Maßregel; allerwärts hatte man Isolierungsstellen geschaffen, die langsam zu vielen Tausenden wurden, wohin die zweifellos Leprösen und die Verdächtigen gebracht wurden, die ersteren für den vollen Rest ihres Lebens bürgerlich tot. Mit unbarmherziger Konsequenz wurde dies Isolierungssystem durchgeführt und jahrhundertelang durchgehalten mit vollem Erfolg. In diesem zähen Ringen von Jahrhunderten, wozu die Richtschnur aus dem jüdischen Priesterkodex entnommen war, ist der Okzident der Lepra Herr geworden. Von dieser geistigen Fackel geleitet, hat er die erste große Tat direkter Krankheitsbekämpfung vollbracht: die methodische Vernichtung der Lepra durch konsequente Unschädlichmachung aller von ihr Ergriffenen als Aussaatquelle des Krankheitsgiftes — Licht von Osten in lebendige Energie umgesetzt von Völkern Europas, während im Orient die Krankheit trotz lahmer Isolierungsversuche unbehindert weiter ihre Geißel schwingt!

*       *
*

Endlich hat dasselbe Licht, das auch den Ärzten des Abendlandes aufgegangen war, wie den Ärzten des Islâm, in einem zweiten großen Kampfe seine Leuchtkraft bewährt, der einen erneuten Ruhmestitel des

Mittelalters bildet in dem großen Abwehrkampfe gegen eine akute Infektionskrankheit, die wieder einmal als Würgengel über das Mittelmeer von Osten kam, die Pest. Aufgeschreckt durch den „schwarzen Tod" in der Mitte des 14. Jahrhunderts haben in den kommenden Jahrzehnten am Ende dieses und zu Anfang des 15. Säkulums die Leitungen italienischer und südfranzösischer Städte, allen voran Venedig und Marseille, das ganze System der Gesundheitskontrolle der einlaufenden Schiffe, der Beobachtungsstationen, der Isolierlazarette und selbst Desinfektionsmaßnahmen geschaffen, die die beginnende Neuzeit übernahm und noch die heutige Seuchenabwehr in geklärter und geschärfter, wenn auch relativ wenig veränderter Gestalt weiter übt. Auch suchte man in den ergriffenen Städten mit Energie Ordnung zu schaffen, ohne allerdings Konsequenz und Zielsicherheit in gleichem Maße zu betätigen wie bei der Einschleppungsabwehr, für die nur drei Daten als Beleg hier stehen mögen: 1374, als abermals Pesteinschleppung droht, versagt Venedig allen verpesteten und verdächtigen Schiffen, Menschen und Waren den Eintritt in die Stadt; 1377 weist Ragusa in Dalmatien alle Reisende aus verpesteten Orten ab, falls sie nicht einen Monat lang an zwei dazu angewiesenen Stellen sich aufgehalten haben und seuchenfrei geblieben sind; 1383 errichtet Marseille seine erste Quarantänestation, in welcher nach scharfer Schiffskontrolle alle Menschen und Güter von verpesteten und verdächtigen Schiffen vierzig Tage abgesondert, gelüftet und durchsonnt werden. Das sind die Grundlagen der Seuchenabwehr des Mittelalters, die Ärzte und Behörden in gemeinsamer Arbeit geschaffen haben in Weiterentwicklung der Gedanken, welche die Leprabekämpfung hatte lebendig werden lassen.

*   *
*

Und nun noch ein Letztes, was zu den großen hygienischen Gedanken und Taten der Vergangenheit gerechnet werden darf, das allmählich sich durchsetzte und Segensgestalt gewann, der christliche Barmherzigkeitsgedanke, der in den Versorgungsstädten für Bedürftige, Betagte, Schwache und Kranke zum Ausdrucke kam, die edle soziale Blüte des jungen Christentums, die auf jüdischem Baume erwuchs, aber in selbstgewiesener Richtung sich entfaltete seit den Tagen Basileios des Großen von Kaisareia, ein Gedanke, der in seiner Betätigung frühzeitig zu Byzanz mit griechisch-ärztlicher Wissenschaft enge Fühlung nahm, wie uns erhaltene Ordnungen des ärztlichen Krankenhausdienstes aus den Zeiten der Komnenen dartun, während in Westeuropa die Krankenheilung erst weit später die Hauptaufgabe der Spitäler wurde. Ihre hygienische Bedeutung war trotzdem auch vorher schon enorm, zumal die Hospitäler doch nur einen Teil der christlichen Wohltätigkeitsanstalten des Mittelalters und der neueren Zeit bilden, die in klaren Zusammenhängen Vorschule und Wegweisung für unser gesamtes, heute so weit entwickeltes System sozialer Wohlfahrtseinrichtungen wurden, das einen der ersten Ruhmestitel praktisch hygienischer Art in der Neuzeit darstellt. Er setzt sich ebenbürtig neben die wissenschaftlichen Leistungen, welche die moderne naturwissenschaftliche Medizin auf dem Gebiete der Hygiene geschaffen hat, wie vieles sich auch unbewußt mit altgriechischer privater Hygiene berührt, während des wissenschaftliche Erfassen des Infektionsgedankens in jeder Hinsicht als neuzeitlich bezeichnet werden muß, da es im Grunde seine erste klare Fassung durch Girolamo Fracastoro (1546) erhalten, in Ignaz Philipp Semmelweis und Josef Lister seine großen, genialintuitiven Interpreten in der Praxis und in Louis Pasteur und Robert Koch seine wissenschaftlichen Meisterforscher und Rätsellöser gefunden hat.

---

# Historik und Seuchenforschung.

(1910.)

Gewiß ist der Entwicklungsgang, den die bakteriologische Aufhellung der Krankheitsätiologie in den letzten Jahrzehnten genommen, bewundernswert. Ebenso bestimmt dürfen wir auf diesem Forschungsgange noch weitere Klärung in reichem Maße erhoffen, zumal wenn sich dieses junge wissenschaftliche Geistesgewebe vor früher Verknöcherung bewahrt, deren Spuren, wo sie blitzartig im Strome der wissenschaftlichen Diskussion zutage treten, eben durch dieses vorübergehende Manifestwerden wohl schon den Anstoß zu ihrer organischen Eliminierung in rein physiologschem Vorgange geben werden. Der fortschrittlich gesinnte historische Wächter am Strome der Zeit begleitet die bakteriologische Arbeit unserer Pioniere der ätiologischen Aufklärung mit beifälligen Gedanken und Wünschen und begrüßt jeden weiteren Schritt vorwärts mit hellem Frohlocken. Auch wenn zeitweise die bakteriologischen Forschungswege gar zu fern der Klinik verlaufen, fühlt er keine allzu beklemmende Sorge. Sagt er sich doch, die Wege führen ja im Zwang und Drang der Wahrheits- und Wirklichkeitsgründung unfehlbar wieder zusammen!

Etwas bedenklicher stimmt den Historiker, wenn er pflichtgemäß die wissenschaftliche Arbeit des Tages überschaut — und der wahre Geschichtsforscher wird sich dieser Verpflichtung, Umschau zu halten im wissenschaftlichen Leben seiner Zeit, keinen Tag entziehen, wie intensiv auch die Arbeit im eignen „Laborato-

rium" (= Arbeitsraum) sein mag! — das heute leider übliche, faßt geflissentliche Außerachtlassen eines anderen innerlich verwandten und ergänzenden Forschungsgebietes. Denn ihm scheint die Epidemiologie neben der ätiologischen Erforschung der Biologie der Krankheitserreger im bakteriologischen Laboratorium, unterm Mikroskop, auf dem Nährboden, im Versuchstier und im Krankenraume der Klinik, am Objekt der augenblicklichen biologischen Betätigung der Mikroorganismengenerationen des Tages, an der Reihe der erkrankten Individuen und den Reaktionen ihrer Organe und Gesamtorganisationen gegen die Vernichtungstätigkeit der Keime oder dem Unterliegen gegenüber ihrer Wirksamkeit, noch aus etwas Drittem zu bestehen, aus dem peinlichen Verhör der Quellen der Vergangenheit, welche uns doch das Nämliche offenbaren wie die Klinik und Bakteriologie von heute, in gewissem Sinne das Nämliche und doch auch wieder ein Anderes, Neues: die Lebensbetätigung früherer Generationen von annähernd identischen Krankheitserregern unter teilweise anderen Bedingungen, wobei auf allen Seiten gern zugegeben werden mag, daß diese früheren Bedingungen im allgemeinen als „günstiger" für die Krankheitserreger bezeichnet werden können. Ob dies absolut zutrifft, — bedarf freilich noch einer besonderen umfänglichen Untersuchung oder vieler Untersuchungsreihen ad hoc, die ja dann doch wohl historische sein müßten.

Gern wird sich jeden Tag die historische Erforschung der epidemischen Krankheiten helleuchtende Fackeln bei der Bakteriologie und Klinik des Tages holen. Aber hat nicht auch die Historik Momente von einiger Leuchtkraft, deren völliges Beiseitelassen sich auch für die Praxis der Bakteriologie und Klinik vielleicht, für die Gesamtepidemiologie ganz bestimmt eines Tages recht bitter rächen könnte, rächen vor allem

an dem Objekt der Krankheitserreger, an der „leidenden“ Menschheit, die von den Epidemien heimgesucht wird?

Hat darum nicht auch der Historiker, der dies erkannt zu haben glaubt, und der historisch orientierte Kliniker und Epidemiologe das Recht, seine Stimme zu erheben, nicht am Ende gar die Pflicht, sich vernehmlich zu machen, zur Warnung? — —

* *
*

Sollte denn der Entwicklungsgedanke, der die gesamte Biologie heute in so führender Weise beherrscht, gerade in der Epidemiologie keine Bedeutung haben? Sollten gerade diese niedrigen einzelligen Organismen, die als Krankheitserreger heute entlarvt sind, in ihrer Gesamtbiologie völlig unveränderlich in allen übersehbaren Jahrtausenden sich erhalten, vor allem ihre „pathogenen Eigenschaften“ stets genau in der gleichen Weise betätigt haben? Das wäre an sich schon eine Frage von grundlegender Bedeutung nicht nur für die Gesamtpathologie, sondern fast nicht minder für die gesamte Entwicklungslehre überhaupt!

Und auch wenn wir von dem Auftreten „neuer“ Krankheiten ganz absehen, sollte es nicht schon von großem Interesse sein für die heutige Wissenschaft, mit den erheblich fortgeschrittenen Methoden der jetzigen historischen Forschung festzustellen, wann bestimmte akute oder chronische Krankheiten nachweisbar zum ersten Male aufgetreten sind, in welcher Kulturperiode, unter welchen physischen und kulturellen Bedingungen.

Sollte es sich nicht lohnen, die Schilderungen von Epidemien und einzelnen Erkrankungsfällen, die helläugige Beobachter in und außerhalb der ärztlichen

Zunft vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden entworfen haben, erneut zu prüfen und mit dem klinisch-epidemiologischen Wissen von heute zu entscheiden, ob jeder einzelne Zug, wie das Gesamtbild, dem gegenwärtig zu Beobachtenden noch völlig entspricht?

Sollte es sich nicht lohnen, das ungeheure Material von pathologisch-anatomischer Seite zum Reden zu bringen, das die Ausgrabungen allerorten in Skeletten und Mumien in Ägypten, in Peru und anderwärts zur Erschließung uns vorgelegt haben? Sollte sich das nicht lohnen, zumal die histologische und bakteriologische Untersuchung auch hier Ergebnisse zu bringen beginnt, die alle Erwartungen völlig in den Schatten stellen!

Sollte es sich nicht nutzbringend erweisen, auch den Wert der wechselnden Maßnahmen vergangener Ärzte- und staatlicher Organisatoren-Geschlechter am Maßstabe der Erfolge zu prüfen und an den Ergebnissen unseres fortgeschrittenen epidemiologischen Verständnisses erneut zu ermessen? Oder ist es ganz ausgeschlossen, daß die Vergangenheit in manchem auch hier Lehrmeisterin sein könnte? Dann ist aber sicherlich aus der Geschichte der Epidemien in weit größerer Klarheit, als es bisher schon erkannt wurde, die Erfahrung zu entnehmen, daß und in welcher Weise die Verderblichkeit und Gefährlichkeit der einzelnen Epidemien dem Wechsel unterworfen ist, ebenso ihre pathologische Phänomenologie in Komplikationen und Nacherkrankungen, daß also das biologische Verhalten der einzelnen Generationen der Krankheitserreger eine gewisse schwankende Betätigungsbreite besitzt, in der eventuelle Ansätze zur Umänderung nachzuprüfen vielleicht möglich wäre, vielleicht in Richtungen, die mit den heutigen epidemiologischen Anschauungen, Schlagwörtern und Moderichtungen durchaus nicht völlig identisch sind.

Und so ließe sich noch mancherlei umschauend anführen, was dem Gesamtziele veranschaulichend Ausdruck gäbe, dem Gesamtziele:

Aufklärung zu schaffen über die bei früheren Epidemien beobachteten epidemiologischen und klinischen Erscheinungen unter Benutzung sämtlicher historischer, bakteriologischer, klinischer, statistischer wie aller allgemein epidemiologischen Methoden von heute und Herleitung der hieraus zu gewinnenden Ergebnisse für die heutige Erfassung und Bekämpfung der Infektionskrankheiten.

Es würde zu weit führen, jedenfalls für den Augenblick keine besonderen Vorteile bringen, wollte man sich heute schon in die Aufstellung besonderer Einzelziele einlassen. Mit mancher Kritiklosigkeit, die in der historischen Pathologie so mitgeschleppt wird, muß im Vorbeigehen oder im Verweilen ad hoc aufgeräumt werden, aber das wird immer Nebenaufgabe bleiben müssen.

---

# Frühpathologische Fragen und Vorfragen. Tuberkulose in vorgeschichtlicher Zeit.

(1910.)

Der Geschichte ist seit einigen Jahrzehnten in der Vorgeschichte eine Genossin erwachsen. Anfangs von der Zunft über die Achsel angesehen und heute noch manchmal in phantastische Flügelgewande des Dilettantismus sich zu kleiden liebend, hat sie es doch verstanden, langsam alle Beachtung sich zu erringen. An Schärfe der Kritik und Strenge der Methodik darf sie sich von der älteren Schwester nicht übertreffen lassen, ist auch ihr Quellenmaterial großenteils verschieden. Was kann es verschlagen, wenn durch fortschreitende Durcharbeitung und Aufarbeitung des prähistorischen Stoffes der Vorgeschichte ihr Gebiet durch die „Frühgeschichte" eingeengt wird? Der denkende Prähistoriker wird die weiterschreitende Aufhellung mit Freude begrüßen, wenn er jedes Vorwärtsdringen der Erkenntnis auf seinem wie auf den Nachbargebieten willkommen heißt. Sind doch auch im Reiche der würdigen Muse Klio Arbeitsmethoden und Materialverwertung wesentlich erweitert worden und der Spaten wie die Realien der Altertumskunde längst gleichberechtigt neben die Prüfung des schriftlich Überlieferten getreten, das ja anderseits der Prähistorik, wenn nicht alles trügt, gleichfalls nicht völlig zu fehlen scheint. Sind uns doch auch beispielsweise die etruskischen, hettitischen und zentralamerikanischen Inschrif-

ten fast noch ebenso stumm wie die frühesten Kritzeleien und Markierungen auf prähistorischen Steinen, Wänden und Geräten.

Auch für die Geschichte der Krankheiten gibt es eine Früh- und Vorgeschichte. Sie gehen zunächst sogar vielfach noch weiter hinab als in der allgemeinen Völker-, Staaten- und Kulturgeschichte. Doch das ist großenteils Sache der Anschauung, vor allem der Methodik, vielfach sogar der konkreten Fragenstellung.

Wann beginnt die Geschichte einer Krankheit? Was ist hier Frühgeschichte? Was Vorgeschichte? Will man sagen, die Geschichte der Masern z. B. beginnt mit dem Tage der strengen Differenzierung ihres gesamten Krankheitsbildes von dem aller anderen exanthematischen Fieber verwandter Erscheinungsformen? „Streng genommen" hätte das ja wohl einige Berechtigung. Noch strenger genommen könnte man wiederum sagen, beginnt die Geschichte einer Infektionskrankheit erst mit dem Tage, an welchem ihr organisierter „Erreger" glücklich aufgespürt und in seiner bakteriologischen Gesamtbiologie völlig aufgeklärt ist. Jawohl, und bei den Masern befinden wir uns also dann noch in der Frühgeschichte oder gar Vorgeschichte? Und wer garantiert uns denn, daß wir bei den in ihren organisierten Erregern bekannten Infektionskrankheiten vor ferneren biologisch-ätiologischen Überraschungen sicher sind? — Also das ist wirklich mehr als billig „Geschmackssache", zeigt uns aber, wie hier überall Vorsicht und Nüchternheit und kritische Erwägung vonnöten ist.

Trotzdem ist die wissenschaftliche Festlegung des Krankheitsbildes, seiner differenzial-diagnostischen Abgrenzung einer der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte einer Krankheit, aber es entsteht dann sofort die weitere Aufgabe mit unabweisbarer Notwendig-

keit, das wenn auch verhüllte Auftreten der betreffenden Krankheitseinheit durch die gesamte medizinische Literatur früherer Perioden bis zu deren ersten Anfängen ergänzend zu verfolgen und klar zu legen — oft ein schweres Stück historisch-kritischer Arbeit, nicht nur, weil alle ärztlichen Schriftsteller stets die pathologischen Erscheinungen durch die Brille ihrer Gesamtmeinungen zu sehen pflegten, sondern vor allem, weil das objektive Erkennen eines Tatbestandes und seine schlichte Wiedergabe in der Schilderung eine schwere Kunst ist.

Zu sehen und Geschautes wiederzugeben, hat kein Volk der Vergangenheit besser vermocht als das Volk der Griechen, und bessere Beobachter als die Ärzte aus der Schule des Hippokrates, ihn selbst an der Spitze, hat es kaum gegeben. Nun, man lese einmal aufmerksam fünf seiner Krankengeschichten und versuche es, sie in modernen Krankheitsbildern wiederzufinden, sie zu identifizieren! Es wird schwer sein, aber man kommt schließlich zu einem leidlich zufriedenstellenden Schlußergebnis. Hat man aber einmal fünfhundert Krankheitsbeschreibungen aus der Antike gelesen, studiert und analysiert, so ist man längst wieder bedenklich geworden, und die Bedenklichkeit ist gewachsen mit der fortschreitenden Beschäftigung mit der Materie. Das Maß der Erkenntnis ist mächtig gewachsen indessen, aber auch das Maß der Kenntnis von den wirklich in der Antike vorhanden gewesenen Krankheiten? — Ich glaube nicht, daß jeder ehrliche Arbeiter auf diesem Gebiet den Mut haben wird, dies freudig zu bejahen. —

Mir scheint fast, es muß einmal eine besondere kritische Untersuchung unternommen werden über die Frage, wo sind die Grenzen für unsere Identifizierungsmöglichkeiten von Krankheiten aus ärztlichen

Aufzeichnungen vergangener Zeiten, beispielsweise aus dem klassischen Altertum? Noch verwickelter wird die Frage, wenn man auch noch die Aufzeichnungen der Laienschriftsteller aller Art dazu heranzieht, wofür die Erkennung der Lepra in den Büchern des Alten Testamentes und die verschiedenen Lösungen, welche diese Aufgabe gefunden hat, ein klassisches Exempel bilden.

Bestimmend modifizierend, selbst unbewußt fälschend kommen dabei Wunsch, Zielstellung, Tendenz des Untersuchenden, ja ganzer Gruppen von Untersuchern zur Geltung, worauf ich nicht eingehen will, wie sehr es auch zutage liegt. Kurz und gut, man fühlt sich unwillkürlich getrieben, sich auch hier nach andern als literarischen Hilfsquellen in diesem Dilemma der Krankheitsidentifizierung in der Vergangenheit umzusehen. Auch hier kommt vor allem der Spaten in Frage, der neben den literarischen Quellen seine Bedeutung dokumentiert und Berücksichtigung beansprucht, aber auch schon vor der schriftlichen Überlieferung uns äußerst wertvolles Material liefert. Man hat denn auch schon seit längerer Zeit die Knochenarchive der Vergangenheit zu befragen begonnen und wird sie auch weiter befragen müssen, wieder und immer wieder mit gesteigerter Eindringlichkeit und geschärfter Methodik bei allen Krankheiten, die am Schädel und am Körperskelett ihre Spuren zurücklassen.

Leider ist es nur an wenigen Stellen der Erde möglich, sich auch über das Skelett hinaus noch Aufklärung über Krankheiten aus ferner Vergangenheit zu holen aus bewohnten Erdregionen, in denen religiöse Vorstellungen dazu geführt haben, daß man die Leiber der Verstorbenen durch besonders zweckdienliche Maßnahmen zu konservieren und auszutrocknen sich befliß. Man hat schon begonnen, auch die eingetrockneten Weichteile und Hautbedeckungen von Mumien der Alten und Neuen Welt zum Reden zu bringen in

Fragen der Geschichte der Krankheiten. Im Folgenden wird dies ein Beispiel klar machen.

Alles ist freilich auch hier noch im Fluß, aber nur der Dogmatiker schließt vorzeitig die Akten und redet von „endgültigen" Ergebnissen! Wert haben für die Forschung auch die Manifestierungen des Strebens nach Wahrheit und die Einzeletappen der Untersuchung mit ihren vorläufigen Teilresultaten, Wert auch vor allem der Ausbau und die Um- und Neugestaltung der Untersuchungsmethoden, deren Ergebnisse das Neumaterial der Wissenschaft bilden, mit dem weitergearbeitet werden kann.

* *

*

Eine der interessantesten Fragen aus der Geschichte der Krankheiten ist zweifellos die nach dem ersten Auftreten oder allgemeiner gesagt nach dem Alter der Tuberkulose. Es lohnte heute schon der Mühe, auch nur das bereits vorliegende kasuistische Urkundenmaterial über diese Krankheit, geschrieben in prähistorische Skelette, zu sichten und zusammenzustellen; doch liegt das diesmal hier nicht im Plane.

Von europäischem Material sei nur an das vor einigen Jahren bei Heidelberg ausgegrabene Skelett aus der jüngeren Steinzeit erinnert, bei welchem eine Reihe von Wirbeln in typischer Weise zerstört und die Wirbelsäule infolgedessen nach vorn eingeknickt war. Dieser Fund weist der mörderischen Betätigung der Tuberkelbazillen am Menschenkörper schon einen Spielraum von mehr als zehntausend Jahren zu.

Es schien eine Zeitlang, als wenn das älteste Ägypten von dieser Menschheitsgeißel freigesprochen werden könnte, was ja ein treffliches Argument gewesen

wäre für die Stichhaltigkeit unserer Heilindikation, beginnende Phthisiker zur Ausheilung an den Nil zu schicken. Aber es schien nur so: die rüstige Schürfarbeit englischer Gelehrter, namentlich der Herren Wood Jones und Grafton Elliot Smith, hat der Frage langsam ein anderes Gesicht, eine andere Beantwortung gegeben.

So wird die Tatsache immer zweifelloser, daß selbst schon in prädynastischer Zeit Knochentuberkulose, also doch wohl auch Lungentuberkulose am Nil vorgekommen ist. Es ist höchst lehrreich, in der Reihe der Untersuchungen altägyptischer und nubischer Skelette, wie sie die hochwertvollen Berichte des Archaeological Survey of Nubia von ersten Fachleuten veröffentlichen, zu sehen, wie den Untersuchern selbst diese Erkenntnis sich durchringt. Ausschlaggebend wurde besonders die genaue Untersuchung einer 3000 Jahre alten Mumie, deren Ergebnisse alle Zweifel ausschließen.

Auf diesen Beobachtungsfall war in Nr. 3 der Bulletins des genannten Archaeological Survey, Seite 32, schon hingewiesen worden. Einen wichtigen weiteren Fortschritt brachten die Nachforschungen des letztvergangenen Winters (November und Dezember 1909), die an einer alten Begräbnisstätte bei Dakka am Nil im alten Distrikt von Pselchis vorgenommen wurden. Von zehn dort ausgegrabenen prädynastischen Skeletten zeigten vier krankhafte Veränderungen der Wirbelsäule, und diese vier Skelette waren obendrein nur zwei Gräbern entnommen. Eines derselben barg zwei Skelette, das eines Mannes und das einer Frau, die beide kariöse Zerstörungen mehrerer Wirbelkörper aufwiesen, während im andern Grabe zwei Skelette erwachsener männlicher Individuen und eines neunjährigen Knaben angetroffen wurden; der eine dieser Erwachsenen hatte an einer schweren Einknickung der Wirbelsäule infolge Zerstörung zweier Wirbelkörper gelitten, bei dem Kna-

ben waren fünf Wirbel zerfressen und später zu einer unregelmäßigen Knochenmasse zusammengebacken. Die tuberkulöse Natur aller dieser Knochenaffektionen dürfte sich bei weiterer Untersuchung, die noch aussteht, als unabweisbar herausstellen und stellt uns vor zwei Alternativen. Entweder dies gehäufte Auftreten weist einen Fall von Durchseuchung einer ganzen Familie oder weiteren Verwandtschaft durch die Tuberkulosenbazillengenerationen auf, oder dort am Nilufer bei Dakka war durch besondere Umstände eine Ansammlung Tuberkulöser in so früher Zeit veranlaßt, als welche man bei einiger Phantasie dort eine Heilstelle anzunehmen vermöchte, wo Tuberkulöse Genesung zu suchen pflegten. Vermutlich wird man sich für die erstere Hypothese entscheiden.

* *

*

Zur Sicherstellung und wesentlichen Erweiterung krankheitsdiagnostischer Möglichkeiten trägt eine neue Untersuchungsmethode nicht unerheblich bei, deren Ausbau das nicht unbeträchtliche Verdienst des Leiters des Ägyptischen Sanitäts- und Quarantäne-Departements, Prof. Dr. Marc Armand Ruffer, Exzellenz, in Alexandria ist, der sich seit einer Reihe von Jahren mit der mikroskopischen Untersuchung normaler und pathologisch veränderter Mumiengewebe*) beschäftigt. Er ist dabei zu sehr interessanten Ergebnissen gekommen, die er in einer Reihe von Zeitschriftenartikeln niedergelegt und kürzlich im Cairo Scientific Journal (Vol. IV, Nr. 40) vom Januar 1910 in einem hübschen Aufsatz zusammengefaßt hat, in welchem er ausführlich seine Methoden und sein Vorgehen im einzelnen darlegt und

*) Wie Joh. Czermak schon 60 Jahre früher.

einen Überblick gibt über die bisherigen Ergebnisse, die immerhin recht respektabel genannt werden müssen und für die Zukunft weite Perspektiven eröffnen. Atherom der Arterien, Anthracosis pulmonum, krupöse Pneumonie, Leberzirrhose, Nierenabszesse haben sich seinen Aufquellungs- und Färbungsmaßnahmen enthüllt, von Phosphat- und Uratsteinen in Blasen- und Nierenbecken gar nicht zu reden. Verkalkte Bilharziaeier in einer Mehrzahl von Fällen gaben der schon lange auf anderem Wege erschlossenen altägyptischen „Haematuria parasitaria" ein festes ätiologisches Fundament. Bazillen in Lungen- und Lebergewebe wurden mehrfach gefunden; in einem Falle waren die Blutgefäße der Leber derart mit solchen Mikroorganismen angefüllt, die Pestbazillen ähnelten, daß nur der Nachweis eines Pestbubo noch fehlte, um die Diagnose Beulenpest zweifellos zu machen. Auch multiple Abszesse mit Kolibazillen wurden in einem Falle beobachtet.

Durch diese Verwendungsweise modernster Untersuchungsmethoden auf ältestes Material — die hoffentlich auch bald auf südamerikanische Mumien Anwendung finden — ist freilich das Letzte auf dem Gebiete der historischen Tuberkuloseerforschung der Frühzeit noch nicht erreicht. Tuberkelbazillen zu färben ist an einem Material von 3000 und mehr Jahren Herrn Marc Armand Ruffer noch nicht gelungen; das ist also noch ein Zukunftspostulat. Doch die nüchterne Tatsachenforschung hat für Verschleierungen kein Bedürfnis; sie registriert in gewissenhafter Weise auch die negativen Resultate. Was heute noch nicht ist, kann der morgige Tag bringen. Die Erforschung ist am Werke.

# Seuchenschutzmafsregeln in der Vergangenheit.

(1919.)

Von Seuchen und Volkskrankheiten ist es ziemlich stille in den Frühberichten aus der fernsten Geschichte der Menschheit. Die Myriaden von Hieroglyphenzeilen in altägyptischen Tempeln und anderen Staatsbauten reden kein Wörtlein davon; auch die hieratischen Texte medizinischer und sonstiger Papyrusblätter sind darüber ebenso schweigsam.

Gesprächiger sind in dieser Hinsicht die Schriftkeile des Zweistromlandes. Wahrsagetexte aller Art verraten die bange Sorge der dortigen Menschheit vor Pestgeißeln und ähnlichem, die sicher auch in dem, freilich dem Epidemienstrome weniger frei ausgesetzten Nillande nicht völlig schlummerte. Als Abwehr stehen in Babylonien höchstens Gebete, Riten und Priestertheurgie zu Gebote. Nur beim Aussatz bleibt man völlig auf der Erde in positiver Abwehrmaßnahme von Staats wegen: Ausstoßung der Befallenen aus der Menschengemeinschaft, aus Städten und Dörfern in die Einöde hinaus, — den wilden Tieren meist willkommene Beute! „Nie mehr betrete er die Straße seiner Ortschaft!“ lautete die Formel der Vogelfreierklärung. In ihr haben wir wohl die älteste überlieferte Gestalt positiver Seuchenabwehr vor uns, die die Weltgeschichte kennt, auf Grenzsteinen Babels vor $3^1/_2$ und mehr Jahrtausenden überliefert.

Die Geschichtsbücher des jüdischen Volkes erzählen von seuchenartigen Erkrankungen und religiösen Sühneriten gegen sie, wie solche sich auch an die Aus-

satzschau anschließen, wie der Priester sie übt, in einer Form, die wohl unter den Einflüssen der „babylonischen Gefangenschaft" ihre im Levitikus überkommene Prägung erhielt. Diese differentialdiagnostische Kodifizierung des Regelbuches der Priesterkaste verdient auch in ihrer unvollkommenen Frühgestaltung volle Bewunderung und nicht krittelsüchtige Wegdeutung. Das 13. und 14., ja auch das 15. Kapitel im 3. Buch Mosis sind wichtige Aktenstücke in der Seuchenabwehr der Menschheit, die in goldenen Lettern zu glänzen verdienen, ja die dadurch unvergänglich geworden sind, daß sie ein Jahrtausend und mehr nach ihrer ersten Niederschrift in anderer Volksgemeinschaft die Keime der modernen Abwehr der Infektionskrankheiten bilden sollten in ganz besonderer Weise — Licht von Osten im Völkerdämmer des Westens! — —

Griechisches Denken bildet die nächste Etappe. Es hat zuerst die gesundheitliche Besserstellung von Stadtanlagen erfaßt und durchgeführt, schon zu den Zeiten und unter Mitwirkung des großen naturwissenschaftlichen Denkers Empedokles auf Sizilien im 5. Jahrhundert v. Chr., indirekte Seuchenverhütung hohen Wertes, die der Weltweise von Akragas wohl nicht als Erster durchführte, die aber allenthalben in Griechensiedelungen Nachahmung fand.

Die „Pest" des Thukydidis, 430 und 429 v. Chr., mit einiger Wahrscheinlichkeit als Fleckfieber gedeutet, zeigt uns volksgängig die Auffassung, daß die Seuche von Mensch zu Menschen übertragen wird, daß der Kranke für seine Umgebung eine Gefahr bedeutet. Die ärztlich-hygienische Abwehr beschränkt sich auf „Luftreinigung", Tilgung des „Miasmas" durch Anzünden von Feuern auf Straßen und Plätzen Athens. Ein Miasma, aus Sümpfen aufsteigend, gilt als Ursache der Malaria, die bei dem Römer M. Terentius Varro,

wenn auch kaum als Gedanke römischen Wachstums, sogar auf kleinste Tierchen, mit den Augen nicht wahrnehmbar, zurückgeführt wird, die sich aus den Sümpfen erheben und vom Winde weit dahin getragen werden. Bei den Ärzten des klassischen Altertums finden wir keinerlei klare Vorstellung der Kontaktübertragung von Infektionen, wenn auch Galenos einmal vom „Pestsamen" redet, der wohl ebenfalls miasmatisch gedacht werden muß, was die pneumatische Schule besonders ausgesponnen zu haben scheint, wie denn Luft-, Wasser- und Bodenhygiene stark ihr Denken beschäftigte. Erst bei Aretaios und klarer noch bei dem Überlieferer Soranischer Lehren, Caelius Aurelianus aus Numidien (Marokko), treffen wir am Ausgang der Antike — Caelius selbst gehört sogar erst dem 5. nachchristlichen Jahrhundert an, während Soranos im 2. lebte — auf konkrete Angaben über Krankheitsübertragung durch Berührung (Kontaktinfektion) und auf die Abwehr durch Isolierung; aber das ist offenbar östlicher Gedankenimport, den der Verfasser nur referierend erwähnt, während er ihm innerlich ablehnend gegenübersteht, als eines wissenschaftlichen Arztes und ärztlicher Standesethik nicht würdig.

So hat der Infektionsgedanke und damit eine scharf erfaßte Epidemienabwehr im klassischen Altertum nicht Wurzel fassen können, und es war erst dem eigentlichen Mittelalter vorbehalten, ernstlich von behördlicher Seite Maßregeln zu ergreifen gegen Epidemienverbreitung, die an die Aussatzschau der Juden und deren Absonderungsschutzgedanken bewußt, ja pflichtgemäß anknüpfen. —

Im Osten hatte der Levitikus vorher schon auch außerhalb des eigentlichen Judentums Schule gemacht, besonders bei christlichen Kirchenvätern. Basileios der Große stellt die großartigste Verkörperung karitativen

Krankenpflegegedankens dar, der in seiner ewig denkwürdigen Krankenstadt bei Kaisareia auch ein Isolierhaus für die Aussätzigen, ein Leprosenheim vorgesehen und eingerichtet hatte.

Schleppendsten Ganges hat sich im Laufe von Jahrhunderten die Lepra aus dem Osten an den Küsten des Mittelmeerbeckens ausgebreitet. Als Küstenkrankheit imponiert sie noch bei Aretaios und Caelius: man soll die Kranken landeinwärts verweisen. Zweifellos war durch die Küstenschiffahrt auch das ozeanische Spanien und Gallien noch in der Antike littoral etwas lepraverseucht während langer Zeiträume. Aber erst im 6. Jahrhundert n. Chr. hat ihre Häufigkeit in Südgallien auch landeinwärts derart zugenommen, daß sie zum drängenden Moment wurde, auf welches das Landeskonzil von Lyon vom Jahre 583 mit einem Erlaß reagierte, der die freie Bewegung der Aussätzigen im Lande stark beschränkte. Dem folgten bald weitere kirchliche Verordnungen, die sich an die Forderungen des Levitikus anlehnten. Die Leiter der Kirche entnahmen aus den Anweisungen für die jüdischen Priester des alten Bundes für sich den Impuls, ja die Pflicht zu ähnlichem Vorgehen; die Zaraathgebote erlebten ihre Auferstehung. Auch in die Laienregelung des langobardischen „Edictus Rothari“ (644) fand die Absonderung der Aussätzigen Eingang.

Mit Folgerichtigkeit wurde nun allmählich der Kontagionsgedanke treibender Faktor zur Ausbildung eines vollen Systems vorbeugender Maßnahmen, zunächst auf die Leprösen und, wen man für aussätzig hielt, beschränkt. Auch im engeren Kreise des beschränkten Verkehrs entwickelten sich Zwangsvorschriften für die Gebannten. Sie durften nicht barfuß gehen auf öffentlichen Wegen, durften auch mit den vorgeschriebenen Handschuhen nichts zum Kaufe Aus-

gelegtes berühren, oder sie mußten es an sich nehmen und bezahlen. Sie mußten durch Hornstoß oder Rühren der Klapper diejenigen warnen, die sich unversehens zu nähern im Begriffe waren, mußten gegen den Wind stehen, wenn sie jemanden anredeten; ja selbst am Gewand mußten sie ein Zeichen zur Warnung tragen. Sogar in die geheiligten Räume der Kirche drängten sich die Sonderungsmaßnahmen hinein, ehe nicht in den Aussatzhäusern besondere Kapellen, in den Leprosenkolonien, die man flußab der Ortschaften anlegte, Kirchen für die Aussätzigen gebaut waren. Wurden die Leprösen zum allgemeinen Gottesdienst zugelassen, so mußten sie die Kirche durch besondere Türen betreten und sich zu besonders abgegrenzten Orten begeben, abseits im Kirchenschiff, oft durch hohe Wände getrennt, die nur durch einen oder mehrere enge Schlitze den Blick auf den Altar freigaben, oder auf besonderen Emporen. Neben ihrem Gange waren besondere Weihwasserbecken zum Gebrauche der Leprösen an der Wand angebracht.

Wie streng die Ausscheidung aus der Reihe der Freilebenden gesetzlich durchgeführt war, ist bekannt. Unter feierlichen Zeremonien wurde der als aussätzig Erkannte aus der Gemeinschaft des Volkes ausgeschlossen, für bürgerlich tot erklärt und einzig auf den Verkehr mit den Leidensgenossen bis zum Tode angewiesen. Hart, aber wirkungsvoll war die Ausschließungsmaßregel, die im Laufe der Jahrhunderte Gallien und Deutschland durch ein System von Aussatzisolierkolonien entseuchte, die auf der Höhe der Verseuchung die Zahl von 20000 rund erreicht haben sollen.

Besonders ausgebildet wurde allmählich auch die Aussatzschau, die regelmäßige Untersuchung aller Verdächtigen und Kranken, anfangs durch die Vorsteher

der Aussätzigenkolonien, die „Meister" ihrer Organisationen, später durch angestellte Ärzte und Wundärzte, durch die Ärztekorporationen der Städte und die medizinischen Fakultäten. Manche örtliche Schaukollegien erfreuten sich eines besonderen Vertrauens und Rufes und fanden Zuspruch von weither von Erkrankten und Behörden, die zweifelhafte Fälle dorthin beorderten, wo sie Schaubriefe erhielten, für welche besondere Formularien üblich geworden waren. Wir besitzen deren noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert, gedruckte und ordnungsgemäß ausgefüllte, ja wir kennen noch die Termine, zu welchen solche „Schauen" und „Nachschauen", z. B. in Nürnberg, abgehalten wurden.

Sie war ein fein ausgebildetes behördliches Ritual geworden, abgelöst schließlich vom kirchlichen, diese prophylaktische Bekämpfung einer besonderen chronischen Infektionskrankheit, bei deren Entstehung aus dem kultischen Ritus das Befremdliche bestehen bleibt, daß er gerade bei der am wenigsten leicht übertragbaren aller chronischen Infektionskrankheiten eingesetzt haben soll, die so zur auserwählten Künderin des Kontagionsgedankens wurde, während flagrantere, wie Trachom und Augenblennorrhöe, scheinbar beiseite gelassen wurde, wenn sie auch die Vorstellung vom infektiösen „bösen Blick" beim Volke auslösten. Doch wird unser Nachsinnen über diese befremdliche Erscheinung immer wieder zu der Annahme geleitet, welche ihr den größten Teil ihrer Absonderlichkeit nimmt, daß neben der chronisch einsetzenden Lepra noch eine oder die andere akuter, also merkbarer beginnende kontagiöse Allgemeinerkrankung mitlief und unter dem leprösen Krankheitsbegriff mit subsumiert wurde. Doch sei dem, wie ihm wolle, das fein durchgebildete System der leprösen Kontagionsvermeidung ging Ärzten und Volksgemeinschaft allmählich derart in die alltägliche Vorstellung über, daß man auch

für verwandte Zustände feinfühliger und hellhöriger wurde. Dem auch sonst in Wissen und Erkenntnis vorwärtsstrebenden 13. Jahrhundert ward der allgemeine Begriff der „Morbi contagiosi" geläufig, der sich nach Brauch des Mittelalters in lateinischen Merkversen niederschlug, von denen ein Beispiel Bernhard von Gordon um 1303 festgehalten hat. Ein Verslein nennt erst 5, dann 8, später 11, endlich 13 ansteckende Krankheiten, vor welchen man sich zu hüten habe wie vor Aussatz, deren Träger man meiden müsse: Pesten und fieberhafte Exantheme, Phthise, Milzbrand, Trachom und Blennorrhöe, Krätze, Erysipel und was man sonst noch dafür nahm. Auch in die Praxis wurde diese Versweisheit übertragen; Stadtverwaltungen wurde angeraten, solchen Kranken die Tore zu weisen, ihnen den Handel mit Lebensmitteln zu verbieten und Derartiges. Alles dies ist Errungenschaft des „finstern Mittelalters", der nur zum kleinen Teile mit Recht verpönten Periode der „medizinischen Scholastik".

Was das 13. Jahrhundert erschaut und errungen, hat das 14. für die Not der Tage und Jahre nutzbar gemacht. Am schärfsten gingen die von Ärzten beratenen Stadtverwaltungen Norditaliens und Südfrankreichs im Sinne der Kontagionserkenntnis und der Isolierungsprophylaxe vor, als das furchtbarste Verhängnis in den Verheerungen der Beulenpest, der Lungenpest, des „schwarzen Todes" hereinbrach, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in immer neuen Seuchenzügen das verängstigte Europa durchtobte, deren Menschenopfer selbst die des grauenvollen Völkerringens 1914—1919 weit übertrafen. Die Not jener Zeit brachte, geleitet von der neuen Krankheitserkenntnis, in wenigen Jahrzehnten das ganze Kontumaz- und Quarantänewesen zur Ausbildung, wie es heute noch besteht und in allen seinen wesentlichen Momenten von 1347—1400 geschaffen wurde. Ja, man kann ge-

radezu sagen, was die Cholera zu Beginn der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts für die moderne Hygiene des Zusammenwohnens der Menschen in Städten und Industriezentren bedeutet, das bedeuten für das Mittelalter und die erste Seuchenbekämpfung in großem Maßstabe die Pestepidemien Europas seit 1347.

Freilich das Denken und Beobachten vieler Jahrzehnte mußte die Vorbedingungen des Fortschrittes geschaffen haben. Die Zeit mußte reif sein für die Verwirklichung einer großen Idee.

Während bei den großen Seuchenwanderungen des 6. Jahrhunderts n. Chr. seit 532 durch mindestens 6 Jahrzehnte, die man die „Pest des Justinian" (gest. 565) nennt, noch Ärzte und Behörden trotz aller Schrecken des Seuchenmordens die Hände gottergeben in den Schoß legten und kein Arzt auch nur ein Wort darüber überliefert hat, setzte nicht nur sofort mit dem Ausbruch des schwarzen Todes im 14. Jahrhundert eine große Literatur ärzticher Prophylaxe in Pestregimenten und Pesttraktaten ein, als Zeichen, daß die Ärzte selbständig zu sehen und zu denken begonnen hatten, so daß man schon nach wenig Jahren auf die Äußerung trifft, man wisse jetzt mehr von der Pestseuche als die gepriesenen Ärzte der Antike — nein, auch die Abwehr im großen setzte sofort kräftig ein. Der Stadt Mailand gelang es durch sofortige Absperrung und drakonische Bestimmungen im ersten Jahre, den Pestzug beim Vorbeitoben von der Stadt selbst fernzuhalten, freilich nur ein Jahr lang. Aber man beobachtete weiter und war der Belehrung zugängig. Die Erfahrungen wurden teuer, aber nicht vergeblich gemacht; man dachte voraus und sah sich vor. Als die Pest in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts sich abermals näherte, ließ Venedig keine verpesteten oder auch nur verdächtigen Menschen und Waren in das Innere der Stadt (1374). Andere Städte weisen Erkrankte vor die

Tore; wer sie gepflegt hat, wird isoliert und überhaupt besondere Pfleger bestimmt und den Priestern geboten, jeden Fall von Pest zu melden, der ihnen beim Versehen der Sterbenden bekannt wird. Jenseits der Adria schafft Ragusa fern von Stadt und Hafen eine Landungsstelle, wo verdächtige Ankömmlinge einen Monat in Luft und Sonne zubringen müssen. Wer mit ihnen geschäftlich verkehrt, muß die Isolierung teilen (1377). Und als sich herausstellt, daß solche 30 Tage (Trentina) nicht ausreichen, wird die Frist der Absonderung auf 40 Tage (Quarantina) verlängert — die Quarantäne ist geboren und wird sofort 1383 auch in Marseille angeordnet, wo man eine Quarantänestation für Reisende und Schiffsladungen errichtet. In den Städten des Binnenlandes werden die Torbewachungen verschärft, anrüchige Häuser gelüftet, dann ausgeräuchert, das Mobiliar in die Sonne gebracht, später abgeseift, Wertloses und auch das Bettzeug des Pestkranken verbrannt und alle diese Maßnahmen schließlich besonderen Angestellten übertragen. Auch das Hausgetier wird unter Kontrolle genommen, die Städte gereinigt, Straßen und Wasserversorgung kontrolliert. Einige Jahrzehnte später werden eingehende Briefschaften geräuchert, einlaufendes Geld in Essig zur Säuberung und Desinfektion gelegt.

Nicht nur im Keime, sondern in fast völliger Ausbildung ist das Quarantänewesen, die Seuchensperre zu Beginn des 15. Jahrhunderts vorhanden, wobei das eigentliche Verdienst nicht etwa der Renaissance gehört, die manchen fruchtbaren prophylaktischen Gedanken eher zurückdrängte und erst in dem zusammenfassenden Buche des großen Veronesen Fracastoro (1546) über die kontagiösen Krankheiten ihr reichlich Teil zur weiteren Klärung beisteuerte. Auch als die Syphilis in der Mitte des letzten Jahrzehntes des Quattrocento die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog,

hatte man das Rüstzeug der Pestprophylaxe des 14. Jahrhunderts hervorgesucht, namentlich in den süddeutschen Städten, natürlich ohne viel Erfolg. Was das 16., 17. und 18. Jahrhundert an Pest- und Seuchenabwehr handhabte, ist nicht neu, und soweit es als militärische Seuchenkordons eine Weiterausbildung darstellt, ohne durchschlagende Bedeutung. Daß man nur mit Gesundheitspässen reisen konnte, wie heute nur mit Reiseausweis und Brotmarken, bedeutete mehr eine Vergrößerung des Formalienkrams als eine vollebendige Seuchenprophylaxe. Dagegen hat in der Tuberkulosenbekämpfung das 17. Jahrhundert in romanischen Ländern des Südens einen konsequent gedachten Anfang gemacht. Nicht nur Kleider und Betten und andere Gegenstände ihres persönlichen Gebrauches wurden nach dem Ableben der Phthisiker damals zwangsweise verbrannt, der Antikontagionismus wurde herab bis zur Verordnung glasierter Spucknäpfe, zu Verkehrsbeschränkungen, ja zum Eheverbot für Phthisiker ausgebildet. Warum das alles auch in der Infektionsvorstellung wieder verloren gehen mußte und unter vertiefter Klärung der Ätiologie wieder aufgelebt ist, steht auf einem anderen Blatt, das heute nicht aufgeschlagen werden soll.

Wir begnügen uns diesmal mit der Erkenntnis, daß die Seuchenabsperrung im großen schon eine Errungenschaft des 13. und 14. Jahrhunderts ist, des Mittelalters also und des Abendlandes im besonderen, das damit seine erste große Leistung seit dem Untergange der Alten Welt aufzuweisen hat gegenüber dem Morgenlande, den ersten großen Beweis seines Berufenseins, der Welt eine zweite große Blüte der Medizin zu schenken, die mit dem 12. und 13. Jahrhundert beginnt, in Hohenheim, Vesalius, Parè, Harvey, Haller, Bichat ihre großen Etappen hat, in deren letzter mit Johannnes Müller, Pasteur, Koch wir heute noch stehen.

---

## Medizin und Kunst.

(1906)

Wem der Heilandsberuf des Arztes in seiner ganzen Größe aufgegangen ist, der fragt nicht mehr nach den Fäden, die von der Medizin zur bildenden Kunst hinüberführen, der sieht mit einem großen leuchtenden Blick das weite glänzende Wundergewebe aller Künste, wie sie sich durcheinander und ineinander schlingen als die großen Trösterinnen der Menschheit, die uns heilen von allem „großen“ und „kleinen“ Erdenjammer — sei's auch nur für kurze Frist.

Einer sinnenden Betrachtung mag dann wohl die Kunst der Töne, die göttliche Musik, der Heilkunst noch näher zu stehen scheinen als die plastisch oder zeichnerisch oder malerisch gestaltende — war sie doch einmal direkt ein Teilstück heilender Kunstbestrebungen, die ernste heilige und doch so „holde“ Kunst, die Trösterin Musik!

So, direkt als Heilfaktor verwendet, ist die bildende Kunst vielleicht nie in die Erscheinung getreten. Und doch hat die kunstsinnige Griechenseele auch die bildende unmittelbar in den Kreis ihrer ärztlichen Wirkungsmittel gezogen, als sie die Weisung gab, das Weib in der hehrsten, der erfüllenden Zeitspanne seines Lebens, wenn sein schönheitsdurchdrungenes Wesen ein neues gestaltet, das auch wieder den ewigen Anforderungenn der Formenschönheit entsprechen soll, als der Hellenengeist die Forderung stellte, die schwan-

gere Frau — die der alte Römer so heilig ansah, daß er in ihrer Nähe stets eine Freistatt erblickte für jeden Verfolgten wie im Allerheiligsten seiner Tempel — mit schönen Bildwerken zu umgeben, damit ihre Phantasie, wie sie in diesen Monden der nahenden Erfüllung besonders frei und ungebunden schaltet, ihr plastisch schaffendes Vermögen um so wirkungsvoller entfalte unter den wegeweisenden Eindrücken Wirklichkeit gewordener Zeugen ihrer Macht. —

* *

*

Wem der „Heilandsberuf des Arztes“ im Ausdruck zu hoch gegriffen erscheint — natürlich sehen wir dabei von allen jenseits gewandten, geoffenbarten Religionen völlig ab: wie könnte ein Arzt auch Wunden schlagen wollen dem religiösen Empfinden seiner Mitmenschen! hat er doch am Krankenbette so oft der großen Heilerin kranker Seelen mit verständnisvollem Blick in ihre schwärmerischen Augen dankbar die Hand gedrückt, die große Mithelferin in ihr begrüßend! — wem der „Heilandsberuf des Arztes“ zu hoch gegriffen erscheint, der hadere mit unserer lieben Mutter, der deutschen Sprache, die uns in ihren fernen Jugendjahren (aber auch heute ist sie noch ein blühend Weib!) den Heiland und den Heilenden in völlig gleichem Sprachgewand einhergehen ließ, der hadere aber auch mit einer anderen Mutter des Geistesmenschen, mit der Geschichte! Denn sie lehrt uns, daß von allen Göttern des sonnigen Hellenentums der eine am längsten, fast möchte ich sagen eindringlichsten, der milden Gewalt des neuen Erlösers der Menschheit widerstand, der mildeste, barmherzigste seiner Götter, der schon das sanft zu allem Weh sich hernieder Neigende im Klange seines Namens für das Ohr des Griechen weichtröstend trägt —

## ASKLEPIOS,

der Gott der heilenden Kunst.

In seine Tempel flüchteten sich alle die großen Heiden, die nicht aus bitterböser Verstocktheit, wie es wohl heißt, dem Gotte der Christen fernblieben. In den Tempeln des 'Ασκληπιὸς σωτήρ suchten sie Heilung auch für ihren Seelenjammer, für alle Schäden einer bitterkranken Zeit — in seinen Tempeln, deren glänzendsten einer die schönen Worte an der Stirn trug als Mahnung beim Eintritt zur seelischen Vorbereitung für jeden der Hilfe und Heilung Suchenden von mancherlei Leid:

*Ἁγνὸν χρὴ νηοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα*
*ἔμμεναι· ἁγνείη δ'ἐστὶ φρονεῖν ὅσια,*

was in der schönen erläuternden Umgewandung Johannes Ilbergs folgendermaßen lautet:

Dem Reinen öffnen sich des Tempels Schranken,
Des weihrauchduftumwallten, jederzeit;
Wir heißen's: fromm sein. Aufwärts die Gedanken!
Das ist die Reine, die der Gott gebeut.

Von dieser hohen Priesteraufgabe des Reinheitspendens durchdrungen scheint uns der Genius der Heilkunst noch würdiger, der holden Schwester Kunst die Hand zu reichen.

Wie sehr er aber, in historischer Beleuchtung gesehen, berufen ist, auch mit der heilenden, mild-ernsten Zwillingsschwester Religion Hand in Hand zu gehen, dafür geben eben auch wieder die heilungspendenden Asklepiostempel ein lieblich Beispiel!

Mit unnachahmlicher Naivetät, die eben in der tiefen Seelenverwandtschaft der beiden Kulte, der Heilung und Tröstung innigst beflissen, ihre Berechtigung findet, sind in manche Tempel des Asklepios, des „gnädigen Heilandes auch der kleinen Leute“,

und der Dioskuren gottgeweihte christliche Krankenheiler fast unvermerkt getreten, zum Beispiel die heiligen Zwillingsbrüder und Zwillingsmärtyrer Kosmas und Damianos, die gleich Asklepios und den göttlichen Zwillingsbrüdern der Heiden den in ihren Tempelhallen nächtigenden Hilfesuchenden im Traume erschienen, heilsame Anweisungen gaben für körperliche und seelische Gebrechen und, wenn's nötig war, wohl auch einmal bei den schlafenden (abermals wie Asklepios und seine Gehilfen) frisch ans Werk gingen und operative Eingriffe vornahmen, einen eingedrungenen Fremdkörper herauszogen und dem Schlafenden in die Hand legten, oder gar vom Messer Gebrauch machten und die Wunde kunstgerecht wieder schlossen, so daß sie am Morgen geheilt war, doch nicht, ohne daß Bettzeug und Fußboden noch am Tage die Spuren aufwiesen, wie ein Chirurg hier seines Amtes gewaltet! — —

Wie der Kult dieser heilenden Brüder von seinem heimatlichen Boden in Vorderasien ganz Europa überflutete, das erweist sich nicht nur in der Begründung eines Ritterordens auf ihren Namen zur Krankenpflege und Leichenbestattung in den Kreuzzügen, das erweist sich im ganzen ärztlichen Leben des Mittelalters — und das führt uns schon mitten in das Thema unserer Ausstellung hinein! — wo kaum eine ärztliche oder andere heilende Vereinigung zu finden war, die nicht St. Kosmas oder St. Damianos oder beide im Wappen führte oder ihren festlichen Tag im September nicht nach alter guter Sitte mit einer solenen Schmauserei beging!

Und zeigt nicht noch heute manch medizinisches Fakultätssiegel (selbst in hart protestantischen Gegenden) diese alten ärztlichen Zunftheiligen, wie sich die milde Gottesmutter im Wappen der Alma mater Lip-

siensis auch „Andersgläubigen“ hold erweist, wie es denn im Lande der Künste und Wissenschaften keinen Unterschied der Konfessionen gibt als den der Wege, die zu demselben gemeinsamen Ziele des Göttlichen führen, das sich in ihnen allen als dasselbe Tröstende, Heilende und Erhebende dokumentiert, wie das einer der Gewaltigsten medizinischer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts einmal in wundervoller Größe zum Ausdruck gebracht hat:

> „So offenbart sich das Göttliche andern auf andere Weise in der ganzen Schöpfung gnadenreich. Es offenbart sich dem mit reicher, erhabener Phantasie Begabten durch die Phantasie, dem Frommen durch das Gemüt, dem Weisen durch die Weisheit, dem Starken durch die Größe seiner Werke, wie denn auch das Göttliche in allen diesen Weisen von andern anders verehrt wird — —“

So schrieb Johannes Müller, der Größte wohl von denen, die je als Lehrer an der Berliner Hochschule auf ärztlichem Gebiete gewirkt, und in seinem Sinne möchten wir auch die Arbeit und den Genuß an einer Ausstellung, die der Vereinigung von Medizin und bildender Kunst in der Vergangenheit gewidmet ist, verstanden sehen. So werden wir bereit sein, auch die so reich vertretene kirchliche Kunst vergangener Jahrhunderte in ihrer Verklärung des ärztlichen Beiwerks rein und voll auf uns wirken zu lassen — im Sinne Johannes Müllers, im Dienste des Höchsten in beiden Schwesterkünsten, im Dienste des Tröstenden, des Heilenden, des Göttlichen.

* *

*

Und so kann dann die bildende Kunst noch in einem letzten Sinne der ärztlichen die schlanke Hand

in warmem Drucke reichen und ihre hohe Aufgabe noch in einer ganz besonderen Weise erfüllen — als Heilerin und Trösterin auch für den Ausübenden der ärztlichen Kunst, für den Arzt selber, der heute in seinem Jammer in schwerer Zeit ganz besonders einer solchen heiligen Trösterin bedarf, die ihm die Sorgen tilgt und die Stirn glättet und das trübe Auge wieder leuchten macht, die ihm den heilenden Trank reicht der göttlichen Phantasie, des himmelgeborenen Idealismus aus dem ewig klaren Reiche der Kunst, daß er geheilt, genesen, mit dem neuen Mute des unergründlichen und unerschöpflichen Idealismus des deutschen Arztes dahingehe unter der Dornenkrone seines Berufes, die er dann nicht mehr drückend fühlt, die ihm dann leicht sich trägt wie eine Licht- und Strahlenkrone in der unendlichen Liebe zur leidenden Menschheit, im nimmer rastenden Drange zu lindern, zu trösten, zu heilen! —

---

# Malerei und Geschichte der Medizin.

(1906.)

Eine Eigenschaft vor allem ist dem bildenden Künstler und dem wahren Arzte gemeinsam und in ihrer vollsten Ausbildung eigentlich nur diesen beiden gegeben, das wirklichkeitsoffene Auge, der alles erfassende Blick, die große Kunst des Sehens, die ihn zwingt, alle Hüllen zu durchdringen, unter der Schale den Kern, unter der Oberfläche das spielend sich bewegende Leben zu sehen — eine Himmelsgabe, die wie jedes hohe Geschenk auch zur Quelle der Qual werden kann für den Feinnervigen, Feinempfindenden, der die Gabe des durchdringenden Schauens in besonderem Maße besitzt, zur Qual, weil er sie nicht schlummern lassen kann, weil er sie immer und allerorten üben muß, auch wo die holde Illusion das Glück ist — doch das gehört hier nicht hin! Daß der große Künstler, auch der überirdisch-idealste, diese Gottesgabe des Schauens, der unbewußt stets geübten Erfassung des Wirklichen unter allen Umständen besitzt und nicht etwa nur beim Schaffen eines Genrebildes, eines „Bildes aus dem Leben" oder gar eines Stillebens übt, macht ihn ungewollt zum Chronisten der Wirklichkeit seiner Zeit, auch wenn er nicht etwa ihr „Sittenschilderer" zu sein wünscht.

Dadurch sind die Gemälde großer Meister aller Zeiten, am vollkommensten natürlich der „naiven" Zeiten ohne antiquarisches Studium in der künstlerischen Darstellung, gemalte Archive für den Kultur-

historiker, besonders auch für den Historiker der Heilkunde.

Darum ist der Maler und Bildhauer in seinen Diensten für den Geschichtsforscher der Medizin nicht etwa darin erschöpft, daß er die großen Ärzte und Naturforscher in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer geistigen Persönlichkeit festgehalten hat. Nein, die Porträtgalerien sind uns lange nicht das Wichtigste, wenn auch etwas recht Wesentliches für unsere Zwecke: die Gemäldegalerien sind noch in einem viel weiteren Sinne Arsenale der Kulturgeschichte und in einem kleinen, aber recht beachtenswerten Teile auch der Geschichte der Medizin.

Ja, von einer anderen Hilfe wollen wir sogar ganz absehen, die uns die zeichnende, die malende und formende Kunst seit Jahrhunderten an die Hand gibt, von der vollendeten Wiedergabe unserer wissenschaftlichen Objekte in Anatomie, Physiologie und Pathologie — nein, die graphischen Künste als kunstgewerbliche Dienerinnen unseres Metiers fallen für uns hier völlig aus: wir haben hier nur mit dem freischaffenden Gotteskinde mit den wehenden Locken zu tun, der unbeschränkten königlichen Herrscherin Kunst!

Von der „Anatomie" also betrachten wir hier nur einen Rembrandt, wie er den Anatomen und seine Zuschauer und Zuhörer in ihrem geistigen Wesen und Wirken erfaßt, wie seine Künstlerseele es geschaut und die aller seiner großen und kleinen Genossen in den „Anatomiegemälden".

Dicht daneben stehen die packenden Darstellungen, vor allen der Niederländer, wie sie den Arzt in seinem Berufe gesehen haben am Bette des welken Greises, wie der blühenden Jungfrau, des Fiebernden mit dem glänzenden, des Abgezehrten mit dem brechenden Blicke, wie der sterbenswehen Liebeskranken und des

vermeintlichen Kranken, den nur die Einbildung plagt. Alle diese Typen und unzählige andere hat Pinsel und Feder des Malers seit Jahrhunderten festgehalten als ewig altes und immer neues Exempel aus dem Leben der Jünger der heilenden Kunst, aber als Wirklichkeitsschilderer hat er den Bildern das wechselnde Licht des Tages mit seinem Detail gegeben und uns nebenbei ganz unbeabsichtigt auch die Historie der ärztlichen Kunst überliefert.

Der Maler von heute, der uns in das Sprechzimmer des Arztes führt, zeigt uns wohl eine junge Leidende, wie sie, leicht vorgeneigt, das schneeige Hemdchen an den schwellenden Busen drückt, während der ernste Herr Doktor „Bitte, atmen Sie tief!" ihren Rücken auskultiert, oder wie der Arzt ein diphtheriekrankes Bürschlein mit dem Kehlkopfspiegel untersucht, das die atemlos ängstliche Mutter, zitternd wie ein armer Sünder vor dem Urteilsspruch, auf dem Schoße hält —

Zeitalter der Laryngoskopie und Auskultation.

Der Künstler vor etwas hundert Jahren führt uns den Kollegen mit dem Goldknopfstock vor und der kostbaren Schnupftabaksdose, wie er geduldig gefaßt den Vorderarm einer Dame im Reifrock mit drei Fingern umspannt —

Zeitalter des bloßen Pulsfühlens,

oder wie er einem widerstrebenden halbentkleideten Töchterlein in Gegenwart der entsetzt sich abwendenden Frau Mama mit wichtiger Miene und scharfer Lanzette ein paar Stiche im Oberarm beibringt —

Zeitalter der beginnenden Vakzination.

Ein und einige weitere Jahrhunderte früher hält der Herr Doktor ein flaschenkürbisartiges Gefäß bedenklich gegen das Licht, während ein Kranker dabei sitzt oder daneben im Bette liegt oder noch früher ein

wenig intelligenter Geselle mit einem auffallend gestalteten hohen strohgeflochtenen Henkelkörbchen dabei steht —

Zeit der Harnschau,

oder der Arzt mit bedeutender Pose im langen Talar mit wuchtigem Barett am hohen Bogenfenster zum Nachthimmel mit sonderbaren Sternbildern und Sternformen hinaufschaut, wunderbare Geräte in den Händen —

Zeit der Sternprognose für den Krankheitsverlauf, der Iatromathematik.

Ein andermal schauen wir in eine fast übermütige Stube hinein, wo am einen Ende nichtsnutzig Volk mit Weibern schäkert, am andern ein Abszeß geöffnet wird im Rücken oder am Arme, oder ein Fuß oder Kopf operiert oder zur Ader gelassen oder geschröpft oder ein Zahn gezogen oder rasiert wird, während Verbundene heranziehen oder schreiende Kinder herbeigebracht werden — der Mensch ist der ewig gleiche, aber sein Tun, seine Gefäße, seine Binden, seine Instrumente, seine Manipulationen sind immer wieder andere: was wir in Lehr- und Handbüchern ferner und fernster Zeiten mühsam enträtseln müssen, das zeigt uns ein Bild aus jener Zeit in einem Blick bis hinauf zur Anwendung altrömischer Knochenzangen aus Pompeji auf der gleichzeitigen Freske des verwundeten Äneas. So bilden die gemalten Sprechzimmer, Kranken- und Operations- und Spitalzimmer unschätzbare Dokumente für die Lehrmeinungen und die Ausübung unserer Kunst, ebenso aus dem Leben gegriffen und ebenso naturwahr und wirklich in all ihrem Drum und Dran, wenn auch meist nicht entfernt so scharf und spitzig karikiert wie die Fixierung Doyen'scher Operationen oder parisinischer Fakultätsgruppierungen der letzten Monate, die bald ebenso wichtige, als satyrisch

verzerrt jederzeit zu erkennende Bilder zur Geschichte der Medizin sein werden.

Und wie die zahlreichen, üppigen und zarten Gemälde, gemalten und gezeichneten Persiflagen unserer Seebadschilderer, einschließlich „face à l'ennemi" und ähnlichem, das Leben am Strande unserer Modebäder festhalten, so haben die Kleinkünstler der Renaissance wie die großen Meister jener Periode das üppige Leben in den Prachtbädern und Badestuben unserer Reichsstädte belauscht und das ärztliche Detail der Dampf- und Schwitzbäder mit ihren peitschenden Hautquasten und Bademützen ebenso getreu überliefert wie die unhygienischen Schmausereien und Trinkgelage in den Badehäusern und das Poggiosche Detail einer lockeren Bisexualität.

*  *
*

Aber auch die ernstesten Gemälde sublimster Edelkunst, sie haben uns in den Heilwundern Christi und seiner Apostel und der Heiligen die Bilder der damaligen Nervenkrankheiten festgehalten, die meist heute noch ebenso beobachtet werden können und die Bilder früherer Zeit eben dadurch als lebenswahrste Zeichnungen erweisen, während manche, z. B. die Tanzwut, in dieser Form kaum mehr gesehen werden. Ist der erbrachte Nachweis des Sichgleichbleibens schon von krankheitshistorischem Werte, so haben uns die großen Tafelgemälde der Vergangenheit aber auch Inventarien geliefert von bei uns ausgestorbenen oder milder gewordenen Krankheiten, durch nichts zu ersetzende Archive, welche uns beispielsweise alle Formen des abendländischen Aussatzes und der zahllosen durch ihn entstandenen Entstellungen, Verstümmelungen und Verkrüppelungen tüchtig und

wahr aus dem Leben beobachtet und mit mitleidig-unbarmherzigem Pinsel schildern, woraus sich ein Atlas der Lepra zusammenstellen ließe, der unseren modernsten Atlanten der Hautkrankheiten in feinstem Farbendruck an Naturtreue wenig nachgäbe.

So sind uns auch die Greuel der Pestepidemien aufbewahrt in unvergleichlicher Weise, so die Gestalt und Farbe der Pestbeulen am Schenkel des heiligen Rochus und unzähliges andere, das heute noch klar und überzeugend die Pathologie der Vergangenheit widerspiegelt.

Und was können wir nicht alles für die ärztliche Vergangenheit an den Wochenstuben lernen, die vor allem die an kein streng überliefertes Detail des Stalles, der Krippe, und der vierfüßigen Stallbewohner gebundene Geburt der Maria liebevoll schmückend umkleiden, vom prächtigen Himmelbett bis zum Kinderbadewännchen, dessen Inhalt die wartende Frau oder Magd mit der nackten Ferse prüft, und all dem Kleinzeug der Kinderpflege an Schwämmen, Windeln und Wickelbändern und der kleinen Wiegen und geflochtenen Bettchen, die oft auch entzückend neben der Gottesmutter stehen — alles ebenso aus dem Leben gegriffen wie auf den köstlichen Bildern der Wochenbesuche bei irdischen niederländischen Müttern, die einst ein sehr beliebter malerischer Typus am untersten Laufe der Maas und des Rheines (wie zum Teil auch Oberdeutschlands) waren und wertvolles medizingeschichtliches Material uns aufspeicherten.

Andeuten will ich nur noch, wie liebevoll die Krankenpflege durch manches Jahrhundert in den Darstellungen der Spitäler und ihres Pflege- und Wartungspersonals, der Spitalgärten usw. festgehalten ist — wie belehrend die Abschilderungen der Apotheken und

ihres ganzen, oft überaus reichen und künstlerischen Inventars, wenn der kostbare Theriak unter obrigkeitlicher Beaufsichtigung, ja gleichsam Beglaubigung bereitet wird, oder wenn gar Christus selber am Rezeptiertisch steht und die Wage handhabt — wie beachtenswert in ihrem Detail und in ihrer ganzen Stimmung die Laboratorien der Alchemisten sind, aus denen ebensowohl unsere ganze chemisch-biologische Forschung, wie die Schlotreihen unserer großen chemischen Weltfabriken in Elberfeld-Leverkusen, Höchst, Ludwigshafen usw. hervorgegangen sind.

Wie auch das Kurpfuschertum von heute seine Ahnengallerie in den Theriakskrämern, fahrenden Quacksalbern, Starstechern, Zahnbrechern, Mesmerschen und anderen Séancès usw. finden kann — und seine Narrenpritsche, die ihm nur die historische Forschung gebührend applizieren kann, darüber und über vieles andere, was die bildende Kunst der Geschichte unserer Wissenschaft bietet, ließe sich noch manche Seite plaudernd füllen, aber diese Andeutungen mögen genügen.

---

# Ein historisches Museum der Heilkunde.

(1901.)

Vor Jahresfrist ließ die rührige Direktion unseres Germanischen Museums in Nürnberg unter Mitwirkung des auf historischem Gebiet bewanderten Nürnberger Arztes Richard Landau an die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie und den Kongreß für innere Medizin ein Einladungsschreiben ergehen, sich an der Ausgestaltung einer mediko-historischen Abteilung im Germanischen Museum zu Nürnberg zu beteiligen, deren Errichtung neben der schon bestehenden hochinteressanten, durch Hermann Peters ausgeführten pharmazeutischen Abteilung, die Max Emmerich schon 1893 auf der Nürnberger Naturforscherversammlung angeregt hatte. Ein erheblicher Geldbeitrag ist von einer der beiden genannten gelehrten Gesellschaften eingegangen, aber die Ausführung des Planes, der von jedem Geschichtsfreund unter den Ärzten warm begrüßt werden muß, wird noch lange Zeit erfordern, wenn er einmal in Angriff genommen sein wird, und in umfassender Weise wird die Aufgabe in Nürnberg überhaupt nicht zu lösen sein.

Das Germanische Museum verfolgt den Zweck, alle Kulturdenkmäler des deutschen Volksstammes zu sammeln und so ein anschauliches Bild vom Werdegang jeglichen Kulturzweiges auf deutschem Boden zu schaffen. Sammelt es nun auch die deutschen Kulturdenkmäler der Heilkunde in reichster Fülle, so wird es im besten Falle einen recht interessanten Ausschnitt aus einem der interessantesten Kulturgebiete der Menschheit liefern können, aber, sintemal die Deutschen die

Medizin wohl erheblich gefördert, jedoch nicht erfunden haben, doch nur Bruchstücke aus einem nur im Gesamtüberblick völlig zu verstehenden Werdegang. Nein, wie reiches und belehrendes Material man auch in Nürnberg im „mediko-historischen Kabinett" zusammentragen mag, man wird dadurch niemals entbehrlich machen ein historisches Zentralmuseum der gesamten Heilkunde, das leider heute noch nirgends besteht, aber ein unabweisbares Bedürfnis der gelehrten Forschung, wie der vollen ärztlichen Ausbildung ausmacht, ein reiches Belehrungsmittel für alle Stände bilden wird. Ja, auch an unmittelbarem Nutzen würde es einem solchen gelehrten Institute nicht fehlen.

Nehmen wir einen direkt praktischen Fall! Es tritt ein neuer Wasserapostel auf in der Gestalt des Pfarrers Kneipp. Man mag den fanatisierten Anhängern der neuen Mode noch so oft verkünden, das sind „olle Kamellen", aufgewärmte Methoden, die schon vor Jahrzehnten und länger versucht und zum Teil wieder verlassen wurden, man wird mit Achselzucken aufgenommen werden — Brotneid der medizinischen Auguren! Doch nun führe man die begeisterten Verkünder der „neuen Lehre" ins historische Museum der Heilkunde, in die Abteilung der Wasserheilkunde, und zeige ihnen da an den Wänden und in den Vitrinen Bilder und Karikaturen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, wie die Dämchen in ihren weitgebauschten, leichtgeschürzten Kleidern auf schlanken Barfüßen durchs tauige Gras wandeln und ihnen die alte Dienerin die zierlichen Strümpfe und Stöckelschuhe nachträgt, nebenan die Schriften der „Wasserhähne" aus Schweidnitz aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, und leite sie ganz zurück über Cardano, Barzizi, Bianchelli, Savonarola zu Asklepiades und Hippokrates, und sie werden kleinlaut werden.

Doch verweilen wir einen Augenblick länger in der Abteilung für Wasserheilkunde. Sie beginnt mit dem gesamten, so reich entwickelten Badeleben des Altertums, den religiösen Reinigungsvorschriften des Morgenlandes für Gesunde und Kranke, den Badeeinrichtungen der griechischen Gymnasien, Athletenschulen usw., den Heilquellen der Griechen, der öffentlichen Bäder des alten Roms, dem Badeleben in Bajä usw., den Heizvorrichtungen in den Baderäumen der römischen Villen des Nordens, die bis in die kleinsten Einzelheiten der Technik vorzuführen wären, wie das ja zerstreut in den Altertumsmuseen alles zu finden ist, aber nirgends den modernen Technikern ein volles Verständnis ermöglicht. Es können die mittelalterlichen Badestuben in ihrer üppigen Entwicklung ein gutes Stück Volksleben der alten Zeit uns vor Augen führen, die allgemeinen und lokalen Schwitzbäder, bei der „Franzosenkur" und gegen andere Krankheiten; die „Badenfahrten" des 16. Jahrhunderts mit ihrem Reichtum an illustrativem Material, wie es uns die Formschneider der Renaissance vorführen, und die köstlichen Sittenschilderungen aus der kecken Feder eines Poggio, endlich die überreiche Entfaltung der Badetechnik in den letzten Jahrzehnten, die Einrichtungen unserer Kurorte in ihrer unerschöpflichen Vielseitigkeit, die Ausbildung des Seebadewesens an allen europäischen Küsten mit seinen interessanten Unterschieden nach Wellen- und Menschenschlag — alles in Abbildungen, Plänen, kleinen Modellen und Originalgegenständen anschaulich vorgeführt. — Welch ein überwältigend reiches Bild vielgestaltigen Lebens und Treibens, heilenden und gesundheiterhaltenden Tuns durch die Jahrtausende enthüllt sich hier allein unserem Blick! Wahrlich, das wäre nicht nur ein totes Museum für Gelehrte, das wäre eine Volksbildungsanstalt edelster Art! Und wir haben damit doch nur ein verhältnis-

mäßig kleines Sondergebiet heilender Bestrebungen kaum angedeutet in seiner weitumfassenden Mannigfaltigkeit.

Nicht minder abwechslungsvoll ließen sich die mechano-therapeutischen Maßnahmen vom Kulturbeginn an darstellen. Die Gymnastik der Griechen bildet noch nicht den Anfang; ihre Streichungen, Knetungen, Salbungen usw. fallen zum großen Teile aufs therapeutische Gebiet. Die Masse der Apparate zur Einrichtung verrenkter Glieder, wie sie die hippokratische Schule verwendete, hat uns eine Handschrift des Apollonius in Bildern überliefert, aber wer weiß davon außerhalb philologischer Kreise? Alle die Vorrichtungen und Apparate, welche für den genannten Zweck im Laufe der Jahrhunderte ersonnen und konstruiert wurden bis auf den heutigen Tag, bilden gesammelt ein Museum für sich allein, und wie manches ist da von neuem „erfunden" worden, was vor langer Zeit schon in seiner Wirksamkeit erkannt und durch die Erfahrung bewährt oder verworfen war. Der verlorene Zusammenhang mit der Vergangenheit hat schon unendlich viel Arbeit unnötig verschwenden lassen und vielfache Schädigung an Leben und Gesundheit immer wieder von neuem hier wie auf anderen Gebieten hervorgerufen, die eine richtige Kenntnis der Erfahrungen der Vergangenheit hätte vermeiden lassen. Doch auf das Gebiet will ich hier nicht eingehen.

Das ärztliche Instrument in seiner Entwicklung, welch ein dankbarer Vorwurf für den Altertumsforscher, für den Arzt, für den Kulturhistoriker, aber auch für den Instrumentenfabrikanten unserer Tage! Sehen wir einmal allein das Messer an in seinen wechselnden Gestalten durch die Jahrhunderte. Heute geben wir unseren Skalpellen einen möglichst glatten Metall-

griff, in welchen sich die Stahlklinge glatt einfügt. Unsere Instrumentenmacher waren etwa vor 15 Jahren nicht wenig stolz auf diese Errungenschaft, aber die alten Römer hatten es schon ebenso gemacht. Zum stumpfen Operieren dreht der Operateur heute sein Skalpell um und trennt die lockeren Gewebe mit dem platten Neusilberheft. Auch das hatte der römische Wundarzt schon im Brauch. Fast jedes seiner Instrumente ist überdies an beiden Enden gebrauchsfertig. In großer Anzahl sind solche römische Instrumente der Chirurgen und Augenärzte auch in den Rheinlanden und in angrenzenden Gebieten ausgegraben worden. Eine hübsche Sammlung derselben hat der Mainzer Archäologe Lindenschmidt in Messing nachbilden lassen; sie sind für ein Geringes käuflich. Jede chirurgische Klinik sollte sie für den einleitenden Vortrag über Operationslehre und Instrumentenkunde besitzen und verwenden, in wie vielen Instrumentensammlungen unserer Hochschulen sind sie wohl zu finden? Die Antwort auf diese Frage dürfte beschämend ausfallen. — Professor Deneffe in Gent hat über achthundert alte chirurgische Instrumente gesammelt und, in großen Wandvitrinen befestigt, seinen Schülern allezeit vor Augen gestellt. Das historische Museum der Heilkunde müßte das medizinische Instrument in allen seinen Formen, als Sonde, Nadel, Schere, Zange, Löffel, Schaber, Spatel usw. usw. in seiner Weiterentwicklung bei den verschiedenen Kulturvölkern verfolgen und im Original, Bild und Nachbildung bis in seine kompliziertesten Gestalten vorführen.

An die Instrumente selbst schlössen sich ungezwungen die verschiedenen Operationsmethoden, z. B. das Absetzen der Glieder in seiner allmählichen Vervollkommnung, dargestellt durch Illustrationen und den nötigen Apparat, die Wundbehandlung seit Homer, wie sie uns antike Mosaiken schil-

dern, die plastischen Operationen vom indischen Nasenersatz herab, der Steinschnitt mit seinem großen Apparat, das Starstechen, auch die Operationen der Kopfsteine und andere Charlatanerien in ihrer unerschöpflichen Fülle von Bildern und Karikaturen, die Impfung mit ihren rührenden und spottenden Verherrlichungen in der Kunst, nicht minder ihre Literatur und instrumentelle Technik, das weite Feld der Augenoperationen in ihrer Entwicklung, die Trepanation mit ihren wechselnden Apparaten — ein fast unübersehbares Gebiet schon für sich allein.

Die plastischen Operationen leiten hinüber zu anderen Maßnahmen, Verlorenes zu ersetzen. Der Zahnersatz ist heute das Geläufigste; historisch vorführen ließe er sich von den künstlichen Zähnen der altetruskischen Schädel bis herunter zu den verschiedensten Formen und Methoden der letzten Jahrzehnte. Nicht minder interessant ist die Entwicklung der anderen Formen des Ersatzes, der künstlichen Glieder aller Art, vom plumpen Stelzfuß bis zum künstlichen Auge, Trommelfell und Kehlkopf.

Es kämen als weitere Gruppe die ärztlichen Versuche, Licht ins Innere des Körpers zu bringen, beginnend mit den Klappspekulis, wie sie in Pompeji gefunden wurden, die schon eine lange Folge der Entwicklung in ihrer vergleichsweisen Vollkommenheit voraussetzen. Von den weiteren Formen der verschiedenartigsten Scheiden- und Mastdarmspekula ginge man zu den Mundspateln, zu den Ohrenspiegeln, Kehlkopfspiegeln, Nasenspiegeln, Augenspiegeln und Verwandtem, wie es die letzten Jahrzehnte in vielseitiger Verwendungsform gebracht haben, bis zu den Endoskopen und Photographien der Blasen- und Magenschleimhaut und den Röntgenapparaten. — Auch die anderen Untersuchungsmethoden, wie Palpation, Per-

kussion, Auskultation, Sukkussion, erhielten ihre historische Schilderung im Bilde und unter Vorführung ihrer instrumentellen Behelfe.

Ein ganz neues Moment käme in die Ausstellung durch die Ausgestaltung der Geschichte der Krankenpflege. Hier wären nicht nur die Räume, wie Krankenzimmer, Krankenhäuser, Hospitäler, Gärten usw., nicht nur der ganze Pflegeapparat, vom Lager und den Geschirren, bis zum Hebeapparat und den Fahrstühlen anzuführen, hier wäre auch die Geschichte der Körperschaften darzustellen, welche der Krankenpflege sich gewidmet haben, vor allem die geistlichen und Ritter-Orden, die Johanniter, Deutschritter, Lazaristen, die Orden vom heiligen Geiste, die Elisabetherinnen, die Beguinen, Begharden, Alexianer, barmherzigen Schwestern, Diakonen, Diakonissen, die Krankenpflege im Kriege, das Rote Kreuz mit seinen Schwestern, Samaritervereinen und Sanitätskolonnen, zusammen fast schon ein großes historisches Museum füllend.

Die letztgenannten, heute so volkstümlichen Erscheinungen mögen unsere Gedanken hinüberleiten zur Volksmedizin, die sich an die alte Priestermedizin anknüpfen läßt, während die Urgeschichte der Heilkunde unmerklich in die Medizin der heutigen Naturvölker hinüberleitet. Die Volksmedizin der Kulturvölker stellt heute und ehedem einen Auszug aus der wissenschaftlichen Heilkunde früherer Zeiten dar, deren Niederschläge das Volk jahrhundertelang treu bewahrt hat neben so manchem eigenen Guten volkstümlicher Herkunft, das auf die Urzeiten, also Naturzeiten der Völker zurückgeht. Die Tempelmedizin der Griechen gehört auch zur Volksheilkunde. Hier fesseln uns die Tempelinschriften mit ihren Heilungsgeschichten, die

Weihegaben, wie wir sie auch bei Römern und Etruskern finden, die Stein-, Bronze-, Silber-, Gold- und Terrakotta-Glieder (Arme, Beine, Köpfe, Augen, Ohren, Brüste, Genitalien und Eingeweide), welche, als Wachsvotivgaben an den Altären der Heiligen dargebracht, im frommen Brauche mancher Gegenden noch weiterleben. Hier werden auch die Statuen und Tempel der alten Heilgötter und Heilheroen vorzuführen sein, nicht minder die Segenssprüche des germanischen Altertums, die Amulette der orientalischen Völker mit ihrem Import nach Rom und ihren Nachklängen in christlichen Kulten. Auch die Krankheitsheiligen sind hier nicht zu vergessen, wie sie sich in den Krankheitsnamen St. Veltlins Siechtag, St. Quirins Buße, St. Johannis Rache, St. Antonius Feuer, St. Veits Tanz usw. widerspiegeln.

Welchen Reichtum die Medizin der Naturvölker zu bieten vermag, zeigt schon das Museum für Völkerkunde. Nach anderen Gesichtspunkten geordnet, wird das alles auch in das historische Museum der Heilkunde aufzunehmen sein, wo aber auch noch andere Teile dieser Medizin der Naturvölker übersichtlich zu sammeln sind, die vom eigentlich Volkskundlichen abseits liegen. Es müßten beispielsweise die Arzneimittel gesammelt werden mit ihren Indikationen, die Arzneidrogen aller Art mit ihren Verwendungsweisen, wie sie unsere wissenschaftlichen Reisenden und Missionare aus dem Volksmunde aufnehmen.

Natürlich müßten auch bei der wissenschaftlichen Medizin die Arzneidrogen in Altertum, Mittelalter und Neuzeit mit ihren wechselnden Namen und Verwendungsweisen und Bezugsquellen vorgeführt werden, denen sich die technischen Bereitungen in allen ihren Formen anschlössen, die Salben, Pasten, Pflaster, Tränke, Pulver, Pillen, Boli, die festen Kollyrien-

formen beispielsweise mit den interessanten galloromanischen Kollyrienstempeln der Augenärzte. Dazu käme der ganze pharmazeutische Apparat von Mörsern, Wagen, Koch- und Destillationsvorrichtungen, Töpfen, Krügen, Flaschen usw., kurz das ganze, vielfach kunstverschönte Bild des Apothekenwesens, wie es oben schon beim Germanischen Museum erwähnt war.

Auch die Geschichte der Krankheiten wäre darzustellen, wie sie in Berichten, Inschriften, bildlichen Darstellungen, Denkmälern, Pestmedaillen, Pestkreuzen, Pestamuletten, Kometenmünzen, Teuerungsmedaillen und allerlei „Talern" verewigt und in Sammlungen von Tausenden von Freunden dieser Zeugen vergangener Leiden, wie von Geheimrat Pfeiffer in Weimar, zusammengetragen worden sind.

Und man wird es der Leitung eines solchen Museums nicht als Personenkult auslegen, wenn neben all den Schrecken alter und jüngst vergangener Zeiten nicht nur die kulturgeschichtlich und kunstgeschichtlich so anziehend zu gestaltende Gruppe „der Arzt am Krankenbette" erscheint, sondern auch die im Bilde leibhaftig vorgeführt werden, die mit den Schrecken der Krankheiten mannhaft gekämpft haben, wenn man auch die großen Ärzte aller Zeiten im Bilde vorführt. Eine medizinische Porträtgalerie darf in einem solchen Museum nicht fehlen, und die ließe sich durch allerhand kleine persönliche Reliquien zur Charakterisierung der Individualitäten reizvoll und pietätvoll ausgestalten. Auch die Entwicklung des ärztlichen Standes und des ärztlichen Bildungswesens wäre nicht zu vergessen; die medizinischen Fakultäten bringen reiches Ausstellungsmaterial von großer Kostbarkeit — wenn es zu erreichen ist.

Endlich erwähnen wir noch die medizinischen Handschriften, Inkunabeln und späteren Druckwerke,

deren illustrativer Teil schon vielfach an anderer Stelle Verwendung finden mußte, wie z. B. auch bei der von mir noch gar nicht genannten Geschichte der Anatomie die Geschichte der anatomischen Abbildung an Reichhaltigkeit und künstlerischem Werte hinter keiner anderen Gruppe zurückstände, — eine historische Bibliothek der gesamten Heilkunde wäre in einem solchen Museum natürlich ein unentbehrliches Erfordernis.

Trotzdem meine plaudernde Feder die Fülle des zu Bietenden auch nicht annähernd andeutungsweise erschöpft hat, breche ich ab. Es kam mir nur darauf an, ganz flüchtig und obenhin zu zeigen, wie vielseitiges Interesse ein solches historisches Museum der Heilkunde bieten würde, welch reichen Nutzen es in seiner Vielseitigkeit stiften könnte. Alles müßte systematisch ausgebaut und ausgebildet werden im Laufe einer eifrigen Sammlungs- und Sichtungstätigkeit von Jahrzehnten.

*　　*

*

Diese Zeilen waren schon geschrieben, da lief durch alle Blätter die Kunde von einer großen Tat, die ein Pariser Gelehrter tun wolle, indem er ein Museum zur Geschichte der Medizin veranstalte. Zweifellos wird das, was Brouardel in den drei Räumen der Sorbonne an Fakultätsschätzen vor Augen führen will, recht interessant, sehenswert und lehrreich sein, ein stimmungsvolles Plätzchen weihevoller Erinnerung bilden, einer so alten Kulturstelle wie der Pariser medizinischen Fakultät würdig; aber wie unvergleichlich wertvoll es auch sein mag, was Zeit und Zufall an so ehrwürdiger Stelle zusammengeführt und erhalten haben, mit dem, was wir in diesen Zeilen empfehlen wollten, mit der Schaffung eines nach streng wissenschaftlichen

Gesichtspunkten geordneten Gesamtbildes der Geschichte der Heilkunde hat es wenig gemein, weit weniger als etwa die Historische Ausstellung für Naturwissenschaft und Medizin auf der Düsseldorfer Naturforscher-Versammlung von 1898 oder die wenig spätere medizingeschichtliche Ausstellung Giacosas in Turin.

Wird aber wirklich einmal der hier entwickelte Gedanke, etwa in Berlin, zur Tat werden? Soll man warten, bis man anderwärts in diesem Sinne vorgegangen ist? Viel Zeit ist nicht mehr zu versäumen. Der Rost frißt beständig an den alten Instrumenten in den Rumpelkammern der alten Krankenhäuser und Kliniken. Von Jahr zu Jahr lassen sich die anderen Zeugen der medizinischen Vergangenheit schwerer zusammentragen. In vieler Hinsicht ist also Gefahr im Verzuge.

In Amerika findet sich für Ähnliches wohl ein reicher Mäcen, in Deutschland wird der Staat allein einem solchen Plane Verwirklichung geben können.

---

Anläßlich der Grundsteinlegung des Deutschen Museums in München (1906) wurden weitere Ausführungen zu Papier gebracht und veröffentlicht; davon einiges auch hier!

Schon die Prähistorik bietet in der Geschichte der Medizin ein anregend Bild. Zwar ist es noch nicht einwandfrei gelungen, aus der Fülle der Werkzeuge vom Faustschlägel des Eolithen bis zu den feinsten Steinmesserchen und -säglein in wechselnder Vollendung das Material herauszuschälen, welches etwa der Medizinmann der paläolithischen oder neolithischen Periode für seine kühnen Eingriffe verwendet hat, aber es sind uns um so zweifelfreier an Hunderten von

Schädeln die Zeugen seiner Tätigkeit aufbehalten in allen Stadien des Erfolges und Mißlingens, wie er zur Heilung schwerer Leiden den Schädel seines Stammesgenossen zu öffnen, zu „trepanieren“ sich vermaß — eine der schwersten und eingreifendsten Operationen damit ausführend mit unzulänglichsten Instrumenten, aber doch kunstvoll den gewollten Endeffekt erreichend, so daß mancher noch viele Jahre lang wieder seinem Jagdleben nachgehen konnte — geheilt, wie die natürlichen Veränderungen an den durchbohrten Knochen beweisen. Daß mit den Knochenoperationen, denen sich ganze Serien trefflich in bester Funktionsstellung geheilter Röhrenknochen als Zeugnisse seines Könnens anfügen lassen, die Leistungen des Medizinmannes dieser fernen Vorzeit in operativer Hinsicht nicht erschöpft waren, kann man mit Recht vermuten, wenn auch die Eingriffe an Weichteilen des Körpers nicht nach Jahrzehntausenden noch reden können und auch die Zeichnungen des Steinzeitkünstlers darüber noch schweigen.

Unendlich vielseitiger ist das Bild, das uns neben dieser Urmedizin und oft gleichzeitig mit ihr die Kulturmedizin am Euphrat und Nil hinterlassen hat, wie jedes Jahr der Grabung und Durchsuchung neu uns lehrt.

Wie das „Deutsche Museum“ die Frühgeschichte der Botanik und Zoologie mit den Steinberichten über die Forschungsexpedition der Königin Hatschepsut wird illustrieren können, die an den Tempelwänden von Deir el Bahari uns heute noch die gefundenen Drogenpflanzen und die Meertiere der Erythräa in voller Naturtreue vor Augen führen, wie die Chemie mit den Edfu-Inschriften anhebt, so haben die Steinarchive des Nil- und des Zweistromlandes auch aus der Geschichte der Heilkunde unschätzbare Dokumente

verwahrt. Da sehen wir den knienden Operateur mit den aus der Steinzeit kulttreu bewahrten Nephritmessern an reifen Jünglingen die Beschneidung vollziehen, oder an den Zehen, oder an der Schulter, oder am Rücken andere Operationen vornehmen mit dem nämlichen Instrumentarium, da sehen wir die vorgeschriebene Zahl von Hebammen die stolze Königin unter Aufsicht des Gottes Chnum zum Kreißbett geleiten und die Schenkammen bereit, den künftigen König in Nahrung und Pflege zu nehmen, da wird gebadet, der Körper rasiert oder weibliche Toilette in allem zierlichen Raffinement der Weltdame von der blassen Ägypterin vorgenommen, die echt modern auch hygienische Gesichtspunkte berücksichtigte, indem sie ihre Augenschminken aus dem prophylaktischen Gesichtspunkte zusammenstellen ließ, die schreckliche Trachomkrankheit von den mandelförmig umschnittenen Schönheitssternen fern zu halten. Auch über das Detail der Kinderstube reden die steinernen Chroniken in blühender Wirklichkeitsschilderung, wie über das duftige Liebesleben die Papyri, die uns samt den beschriebenen Scherben ebensosehr die ärztlichen Rezeptvorschriften wie die Atteste und andere Aufzeichnungen der Stadt- und Landphysiker aufbewahrt haben.

Vom Tigrisufer sind gar die schmeichelnden Berichte der Hofärzte und solcher, die es werden wollten, an die Allerhöchste Majestät und die höchsten Damen auf uns gekommen über Verletzungen prinzlicher Offiziere oder Erkrankungen besonders geschätzter Haremsfrauen, ja der Code Hammurabi redet auch über die Stellung der Ärzte und über Operationen eine recht vernehmliche Sprache. Wie aus Pyramidenfunden alte Ärzteporträts bekannt wurden, brachte uns das Zweistromland das fast 5000 Jahre alte Siegel des Arztes Urlugaledin mit seinem täglichen Handwerkszeug, dem gewaltigen Schröpfkopf und der kupfernen

Aderlaßnadel und Schröpfpeitsche, — wie man diese zeichnerischen Beigaben zu deuten versucht hat.

Auch damals wurde schon in Tempeln das Heilen betrieben, wie doch wohl auch die „Pflanzenlisten“ aus dem Ninibtempel in Babylon beweisen werden, wenn sie mit anderen hundert Keilschrifttafeln gleichen Fundes endlich nach Deutschland kommen. Unendlich vielgestaltiger und reizvoller entwickelt sich die Tempelpraxis in Kleinasien und Griechenland, wie es die Asklepieien und Amyneien uns dartun, die jetzt z. B. in Kos, Athen und Epidauros ausgegraben sind und neben unvergleichlichen Kunst- und Architekturschätzen eine Fülle von heilenden Bestrebungen aller Art uns enthüllen, die in ununterbrochener Reihe durch die Jahrhunderte gehen bis zu dem Asklepieion von Pergamos, da noch der wundergläubige Galenos sich Heilung holte, bis zu den Isistempeln und Sarapieien im hellenistischen Ägypten und anderwärts, die ebenso die Ausgrabung verdient haben, selbst wenn sie uns durch die Zeiten führen sollten, da in diese Tempel der Heilgötter oder Dioskuren christliche Krankenheiler eingezogen waren, wie Kyros und Johannes, Kosmas und Damianos, Zenobios und Zenobia oder gar der Erzengel Michael und aus den Iamata des Asklepios die Miracula der H. Märtyrer geworden waren — welche Fülle von Kunst und gleichzeitig von kulturgeschichtlich intimstem Reize, von heilungs- und erlösungsbedürftigem Menschentum würden allein diese Heiltempelsäle des künftigen großen Museums der Medizin und die Säle nebenan enthüllen, in welchen die großen christlichen krankenheilenden und -pflegenden Heiligen dargestellt werden, die Pestheiligen St. Rochus und St. Sebastian, der den Mutterkornbrand heilende St. Antonius, der krampfheilende St. Veit, der syphilisheilende St. Dionysius, der erbarmungsvolle Lepraheiler St. Martin und die zarte Pflege-

rin der Aussätzigen, die milde thüringische Elisabeth, der drüsenheilende St. Quirinus und alle anderen bis zur Gottesmutter hinauf, der Santa Maria della Salute, die nicht nur in Venedig und München die Verpestung der Stadt gnädig verscheuchte — im großen ein Weiheraum hehrster Kunstverkörperung des Heilverlangens der gequälten Menschheit, im kleinen kosbarten Detail ein unschätzbares Inventarium zur Geschichte der Medizin — braucht doch der Engel, der die Pestbeule des H. Rochus öffnet und pflegt, um nur eines zu nennen, das ganze ärztliche Instrumentarium aus der Zeit des naiven Künstlers — und zur Geschichte der Krankheitsgeißeln der Menschheit, deren Erscheinungsformen die wirklichkeitsoffenen großen Künstler mit Treue festgehalten, ja in Spitälern nicht selten eingehendst studiert haben!

In ähnliche Gedankengänge würde uns das Donarienwesen führen, das von den Eschmuntempeln des Orients, aus Ägypten und Kleinasien, aus dem zerstörten Veji, aus Athen, von den Heiligtümern der Tiberinsel, zu den silbernen Herzen an den Wänden von San Marco, nach der „Wallfahrt von Kevelaar“ und den stillen Kapellen Oberbayerns, zu dem Opferwachs in den Wachszieherläden Münchens im „Thal“, am „Rindermarkt“ usw. in ununterbrochener Kette uns leiten würde — gegenständlich gewordene Niederschläge des „heilenden Glaubens“, der erst mit der Menschheit erlöschen wird. — —

Aber auch die physische Seite der heilenden Bestrebungen wurzelt mit allen ihren Fasern im Altertum und ist seit ihren Vorahnungen und Materialbeschaffungen im alten Orient und ihrer Umschaffung zur Wissenschaft im sonnigen Griechengeiste durch die Jahrtausende zu verfolgen und darzustellen im Museum der Heilkunde in all ihren Erscheinungsformen.

Fassen wir sie heute nur an ihren prägnantesten Erscheinungsstätten ins Auge!

Was würde allein die Gruppe Knidos und Kos bieten mit der hehren Gestalt des Hippokrates II. in ihrer Mitte, über seinem Haupte in einer Nische der Wand seines Lehrsaales der wundervolle melische Asklepios praxitelischer Schöpfung mit dem sehnsüchtigen Helfensdrange im ergreifend edeln Antlitze — was die Gruppe der langblühenden Ärzteschule von Alexandreia, wo sich Herophilos und Erasistratos die Meisterhände reichen, was die Schule Roms um den Lehrer Galenos, die ganze Spätmasse der Ärzte Kleinasiens und von Byzanz mit seiner matten Nachblüte, was die Pharmakologenschule eines Nikandros, Aratos, Krateuas, Dioskurides, wie sie in dem Codex Aniciae Julianae und seinen prächtigen Pflanzen- und Tierbildern ein so kostbar Denkmal hat! Wie glänzend wird sich das berückende Bild aus der ersten Renaissance griechischer Heilwissenschaft entfalten bei den Arabern in Bagdâd und in Toledo, um nur diese zwei zu nennen, in den Vorhallen die Ausgrabungen von Edessa und Gondêschapur, im Mittelpunkt die prächtigen Ärztehochschulen und großen Krankenhäuser und Bibliotheken des Islâm — und wie still und feierlich, vom Rundbild seines Golfes umschlossen, das mittelalterliche Salerno mit der gemeinsamen Kleinarbeit in den Gilden dieser Embryonalgestalt einer europäischen Hochschule, die sich unter dem Adlerauge des genial überragenden Friedrich II., des Hohenstaufen entfaltete, der als erster der abendländischen Fürsten die Bedeutung des Ärztestandes und seine Wirkung auf den Staat in ihrer ganzen Fülle erfaßte und in weitschauenden Gesetzen zum Ausdruck brachte! Wie wundervoll und erfolgesfroh der Ruhmesgang der italienischen Chirurgie von Salerno nach Bologna und Padua mit den Neben-

pfaden durch Kalabrien und Umbrien, ihrer Verschwisterung mit dem Studium der Anatomie, die ein Michelangelo ergriff und ein Lionardo mit der monumentalen Detailarbeit des Genius in der Stille zur Vollendung führte — wie in unermüdlicher Durchmeisterung der Technik, die einen ganzen weiten Rundsaal füllen würde, wollte man alle die gezeichneten Entwürfe des Codice atlantico in kleinen Modellen rekonstruieren, so im Anatomisch-Physiologischen der Blätter von Windsor die Größe des herrlichen Niederdeutschen Vesalius fast überschattend mit seinem Riesengeiste!

Und wie im Schimmer der abendländischen Renaissance auch die Heilkunde neu aufleuchtet und eigenem Lichte vertrauend die Wege einschlägt, die der scharfe Francesco Petrarca im bittern Grimm des Jammers und des Mitleides verstehend und weitsichtig ihr wies, zum hehren Ehrentempel in dem Andreas Vesalius, Theophrast von Hohenheim und Ambroise Paré stolz beisammen stehn, während eine immer wachsende Schar von Großen die weiten Ehrenhallen der modernen Heilkunde füllt, ragend vor allen ein William Harvey, Albrecht Haller, Giov. Battista Morgagni, Leopold Auenbrugger, Fr. Xavier Bichat, Francois Magendie, Johannes Müller, Virchow, Semmelweis, Lister, Pasteur und Koch.

Doch was sich auch alles an diese großen Persönlichkeiten knüpft und zwanglos um sie sich gruppiert — neben dieser kurz skizzierten Gesamtentwicklung der Heilwissenschaft durch die Jahrtausende muß in zahllosen Nebensälen eine spezialisierte Darstellung der vielen Sonderzweige gegeben werden, die noch lebhafter und verständlicher weil gegenständlicher zu der Mehrzahl der Besucher eines solchen Museums sprechen werden — wenn es ausgestaltet fertig steht. Dafür nur ein paar Winke!

Man hat ja schon Tuberkulosemuseen begründet und mit vollem Rechte: in einem Gesamtmuseum der Heilkunde, wie es den Historikern der Medizin vorschwebt, müssen aber alle Krankheiten, vor allem die großen Volkskrankheiten vorgeführt werden in ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer Bekämpfung, des Einzelfalles und der Gesamtinvasion, was naturgemäß zur Geschichte der Hygiene führt, allein schon ein Komplex von gewaltigem Umfang. Zunächst die Körperpflege, beginnend etwa mit den Bädern, die sich im alten Ägypten als öffentliche und Privatunternehmung schon in die entlegensten Dörfer erstreckten, im Orient früh kultisch von Bedeutung waren, in den Thermen Roms voll stolzer Pracht eine unerreichte Höhe öffentlichen Sinnes bekundeten, im Mittelalter eine absonderlich vielseitige Ausgestaltung erfuhren und in unseren Tagen wieder eine große öffentliche Bedeutung erlangten, daneben im Badezimmer des Bürgerhauses eine hoffentlich noch lange nicht abgeschlossene Sonderentwicklung begonnen haben.

Auch das Heilbad fand ja im Altertum schon ergiebige Pflege: man denke nur an die vielerlei Badeorte und Heilquellen an dem sündenschönen Golf von Neapel. Auch die Badefahrten des Mittelalters fesseln unser Interesse, nicht minder die Heil- und Luxusbäder unserer Tage, — sollte nicht die Geschichte des Badewesens im Morgen- und Abendland in all seinen Formen ganz für sich allein schon geeignet sein, ein kleines Museum zu füllen, des Badens im Freien, auch des Seebades nicht zu vergessen und der mannigfaltigen künstlerischen Einkleidungen, die sich allein schon um die beiden badenden Frauengestalten der schönen Susanne und der Bathseba schlingen, denen der spielende Künstlersinn auch das badetechnische Detail in verschwenderischer Kleinmalerei im Wechsel der Zeitsitten beifügte.

Eng damit verbunden ist ja die im Altertum so ausgebildete Körperpflege der Gymnastik und der Massage, später des Schröpfens und Aderlassens, des Bartscherens und Frisierens, der Haar- und Gebißpflege bis zur Manikure und Pedikure nicht nur der letzten Jahrzehnte, samt verschiedenartigstem plastischem Ersatz. Auch die Hygiene und Widerhygiene der Kleidung bildet ein weites Gebiet für illustrative Ausgestaltung bis herab zu den heutigen, ästhetisch und hygienisch nicht zweifelsfreien Entgleisungen.

Auch die Wasserversorgung der Dörfer und Städte, Kanalisation und Abfuhr, ja der ganze Städtebau bildet von Alters einen wichtigen Teil der öffentlichen Gesundheitspflege, zum Teil in der Antike schon fast vorbildlich gelöst, jedenfalls in ihrem Fortschreiten und ihren Rückschritten äußerst lehrreich zu verfolgen, nicht minder die öffentliche und private Hygiene der Nahrungs- und Genußmittel.

Neben der Kleidung wäre auch das Bett in seiner Entwicklung vorzuführen gewesen, das als Krankenlager direkt zu den weiteren Abteilungen hinüberleitet. Denn ein wie großer und wie wichtiger Teil der Medizin auch zweifellos die Hygiene ist, — die seitdem unter meiner Leitung in der historischen Abteilung der Hygieneausstellung von 1911 vorläufig und, will's Gott, im künftigen Dresdener Hygienemuseum eine endgültige Ausarbeitung gefunden hat — so darf um ihretwillen auch im historischen Museum der Heilkunde natürlich die eigentlich heilende und pflegende Tätigkeit nicht stiefmütterlich beiseite gesetzt werden: ist sie doch nicht minder reich auch in ihrer gegenständlichen und bildlichen Entfaltung und vor allem nicht minder wichtig.

Von der Heldenmedizin des Homer an, die alles schon in der Wurzel birgt, auch die Epidemiebekämpfung, spielt die Behandlung der Verletzungen, die dort

in den Kämpfen der Recken so plastisch geschildert werden, eine große Rolle, und sie hat nicht nur in den Wundverbänden die konservative Behandlung weiter entwickelt, sie hat auch durch die notwendig gewordene Entfernung unbrauchbar gewordener Glieder der operativen Technik die Wege gebahnt. Doch läßt sich die unendliche Reichhaltigkeit der Entwicklung der Chirurgie in Stunden kaum erschöpfend andeuten, gehört dazu als überaus umfangreiche Unterabteilung doch auch die Entwicklung des Instrumentes bis zu den Röntgenapparaten von gestern.

Einen Glanzpunkt des Museums, gleich der Krippensammlung des Nationalmuseums würden die Säle der Schwangerschafts-, Geburts- und Wochenpflege, der Kinderpflege und Kinderzucht bilden. Wie hat das Thema immer die Künstler gelockt von der „Heimsuchung", von der Geburt der Maria und des Johannes an in ihrer schlichten oder prächtigen Ausgestaltung des Details, vom Christkind, das die gebenedeite Mutter auf den Knien hegt oder am Busen nährt, bis zu den Schmausereien in den Wochenstuben der festfrohen Niederlande und der einsamen Mutter an der Wiege oder am Krankenbette des Lieblings, die auch heute noch den Künstler packt — wie das alles in seiner Wirklichkeitsschilderung neben der strengen Geschichte der Geburtshilfe mit ihren „Stühlen", Lagern, Instrumenten, Apparaten wieder eine Illustrierung dieses Zweiges ärztlicher Tätigkeit gibt von überwältigender Fülle, daneben die unzähligen anderen Kleinigkeiten in Kunstwerken der Keramik, z. B. der Wochenschüsseln, in Saugflaschen, Zahnringen künstlerischer Fassung, in Wickeltüchern, -bändern und -tischen, in Kinderwännchen, -lagern, -sitzen, -laufstühlchen und -wagen usw. usw., die der Technik und dem Kunsthandwerk allezeit Aufgaben stellten, deren Lösungen das Interesse des Beschauers unwiderstehlich fesseln.

Auch das Pflegepersonal dieser Pflegebedürftigsten, der jungen Mütter und der Säuglinge will zur Darstellung gebracht sein, ebenso eine der edelsten Betätigungen hilfreich-christlichen Liebessinnes, die Krankenpflege überhaupt in ihrer Organisation in Orden und Gilden, das gesamte Krankenhauswesen in seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte bis zu den Prachtbauten jüngstvergangener und ihren schlichten, aber wohldurchdachten Barackenbauten von heute, alles in Modellen und Bildern und Plänen, dazu das so komplizierte Detail — das Museum der Krankenpflege nähme im Gesamtmuseum der Heilkunde wahrlich einen besonderen Ehrenplatz ein: gehört doch auch die ganze Standesgeschichte der Ärzte mit ihren Korporationen, Zeremonien usw. eigentlich noch mit zu diesem Ehrenbereich, dem sich ungezwungen neben dem Saale der verdienstvollen Frauen und Männer des Ordens- und Pflegewesens auch eine Ehrengalerie der anderen großen Segenspender der Menschheit, der bedeutendsten Ärzte aller Zeiten, anschließen würde und weiterhin eine überaus lehrreiche Darstellung der Entwicklung des ärztlichen Unterrichts (auch der des niederen Heil- und Pflegepersonals nicht zu vergessen!) in den alten Ärzteschulen und Tempelschulen bis zu den schimmernden Palästen moderner Universitäten und deren gewaltigen Laboratorien und Instituten in schier unendlichem Flusse fortschreitenden Ausbaus ihrer Studienräume und Apparate, die sich freilich auch zum Teil im „Deutschen Museum" wiederfinden lassen, wie die Mikroskopie von ihren ersten Anfängen bis zu den Glanzleistungen der Jenenser Ateliers, aber noch tausend anderen unentbehrlichen Hilfsmitteln der Forschung.

Einen großen Raum, wenn auch keinen Ehrenplatz muß in diesem erträumten Museum der Heilkunde auch Charlatanerie und Kurpfuschertum aller Zeiten ein-

nehmen, die schon in Thessalos ihren typischen Vertreter fanden und in Crinas von Massilia, der in den ersten römischen Kaiserzeiten wie eine Zirkusgröße mit Tam-Tam durch die Straßen zog um des Patientenfanges willen, wie kürzlich noch ein Schäferarzt, der den Schönen und den Häßlichen die Nackenhärchen stutzte — für die Aufklärung des Volkes und die Bekämpfung dieses Krebsschadens wäre nichts erfolgreicher als solch ein Museum des Kurpfuscherwesens in seinen wechselnden Formen, die im Kern doch immer das Nämliche darstellen: im „Guten" freches Lehngut aus anderen Epochen der wissenschaftlichen Heilkunde, im Schlechten Ausartung und Verzerrung des Entlehnten in extremster Weise zu oft völliger Verkehrung ins schädliche Gegenteil unter skrupelloser Ausbeutung der Bedürftigkeit der Bedauernswertesten dieser Erde, der hoffnungslos Kranken, und — der Torheit eingebildeter Störungen und modischer Unarten des Gesellschaftslebens — —

Doch genug hiermit! Man könnte stundenlang plaudernd davon erzählen und würde das Gebiet doch nicht annähernd erschöpfen.

# Die Pflege der Geschichte auf der Düsseldorfer Naturforscherversammlung.

(1899.)

Die Erkenntnis, daß auch Medizin und Naturwissenschaften der Pflege ihrer Geschichte auf die Dauer nicht entraten können, dringt in immer weitere Kreise. Daß eine Wissenschaft, die ihre Geschichte vergißt, Gefahr läuft, bald den Charakter der Wissenschaft selbst zu verlieren, ist so selbstverständlich, daß man sich fast scheuen muß, es auszusprechen. Was aber auch dem Praktiker die Geschichte seines Faches bieten kann, ist lange verkannt worden und wird noch heute vielfach übersehen, trotzdem es sich auf manchem Gebiete mit bitterer Not schon fühlbar gemacht hat.

Uns Vertretern dieser Fachgeschichte am Rhein war das lange klar, und als im vergangenen Herbste die Kunde kam, man habe Düsseldorf zum Tagungsorte der 70. Naturforscherversammlung gewählt, war es uns keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir auf dieser nach 76jährigem Bestehen noch unbestritten bedeutendsten aller deutschen gelehrten Wanderversammlungen der Geschichte zum Worte verhelfen müßten. Nur der Weg, auf welchem dies zu geschehen habe, konnte zweifelhaft sein. Sollten wir einen der ersten Vertreter unseres Faches in deutschen Landen gewinnen, der in einer der allgemeinen Sitzungen seine Stimme erhöbe und urbi et orbi mit eindringlichen Worten darlegte, wie und warum die Pflege der Historie auch Naturforschern und Ärzten zieme, welche Gefahren ihre

Vernachlässigung mit sich bringe und welche Vorteile ihre erneute Bearbeitung, ihr weiterer Ausbau, ihre möglichst weite Verbreitung zeitigen werde? Wichtige Wahrheiten können ja nicht oft genug ausgesprochen werden, aber die Wiederholung ermüdet auch, und was der beredtetste Mund unter den deutschen Medizinhistorikern, Theodor Puschmann (Wien), vor einigen Jahren in Heidelberg zur Sache gesprochen hat, konnte in keiner Weise überboten werden.

Durfte man uns nicht mit gewissem Rechte zurufen:

> Der Worte sind genug gewechselt,
> Laßt uns nun endlich Taten sehn!?

Wir entschlossen uns zur Tat.

Das erste, was geschehen mußte, war das Ersuchen an die lokale Leitung der kommenden Versammlung, bei dem Vorstande der Gesellschaft die Schaffung einer „historischen Sektion" zu beantragen. In Berlin und Wien hatte man seinerzeit die Geschichte auch nicht ganz vergessen; sie war aber nur schüchtern an der Hand der Epidemiologie und Tropenhygiene einhergewandelt. Daß sie für sich allein lebensfähig sein werde, bedurfte noch des Beweises. Daß er in Düsseldorf erbracht wurde, wer wollte das heute bestreiten?

Das zuerst entworfene Programm „Geschichte der Medizin und der Krankheiten" wurde bald als zu eng erkannt und, entsprechend den Zielen der ganzen altehrwürdigen Wanderversammlung, derart erweitert, daß es den ganzen Rahmen der Herbstversammlung umfaßte: „Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Historisch-geographische Nosologie". Schon lange war es bei uns klar geworden, daß ein engeres Band zwischen der Geschichte der Medizin und der der anderen Naturwissenschaften geknüpft werden müsse. Wir schmeichelten uns sogar der bescheidenen

Erwartung, daß die gemeinsame Pflege der Geschichte unserer Disziplinen auch ein neues Bindeglied für die nach tausend Richtungen auseinanderstrebende deutsche Naturwissenschaft und Medizin mit der Zeit bilden könne. Jedenfalls war die neu zu schaffende Sektion die einzige, welche das ganze weite Forschungsgebiet der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte" in sich vereinigt. — Genug, unser Wunsch wurde erfüllt, die neue „Abteilung" genehmigt und als 34. dem Kranze der alten Arbeitszentren eingereiht. Daß wir uns in unseren Hoffnungen nicht getäuscht hatten, ergab sich bald; denn schon nach wenig Wochen waren uns 16 Vorträge angemeldet und einige weitere standen in Aussicht. An Verhandlungsstoff konnte es mithin nicht fehlen; war die Zahl der Anmeldungen doch nur von einem Drittel der anderen alten Sektionen übertroffen worden, die Mehrzahl derselben also unter unserem Anmeldungsstande geblieben.

Wenn für die Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften in weiteren Kreisen Interesse geweckt werden sollte, so schien ein der neuesten Zeit eigentümliches Anziehungs- und Belehrungsmittel sehr geeignet, eine Ausstellung. Einmal gefaßt, wurde der Gedanke sofort energisch der Verwirklichung entgegengeführt. Ein glücklicher Stern waltete über dem Unternehmen: wundervolle Ausstellungsräume, im Ausstellungswesen erfahrene Leitung und geschultes Personal boten das Düsseldorfer Gewerbemuseum und sein Direktor, der schon selbst mit historischen Ausstellungsgedanken sich getragen hatte. Auf breitester Basis wurde das Programm entworfen. Soweit möglich, sollte die Entwicklung der gesamten Naturwissenschaft und Medizin von den ältesten Zeiten bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zur Anschauung gebracht werden; daran sollte sich die Volksmedizin anschließen, und zwar

gleicherweise die Medizin der Naturvölker wie die Volksheilkunde der Kulturvölker. Außerdem waren einige Sondergruppen geplant, teils von rein lokaler, teils von allgemeinerer Bedeutung. Und nun ging's ans Sammeln. Werbend zogen nach allen Seiten unsere Rundschreiben in die Welt. Aber was sollte denn eigentlich gesammelt werden? Die Schriften über die Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin wurden ausgeschlossen, ebenso die Druckwerke im allgemeinen, als zu wenig des Anziehenden bietend. Es blieben somit nur illustrierte Werke, Abbildungen aller Art, also etwa von Heilgöttern und ihren Tempeln, von Kultgegenständen, von Votivgaben, von Instrumenten naturwissenschaftlicher und medizinischer Art, von Gegenständen der Krankenwartung und weiter, sofern erreichbar, alles Genannte in Originalgegenständen. Auch Porträts, Medaillen, Münzen und Ähnliches kam in Betracht.

Mit einigem Bangen sahen wir in die Zukunft, aber der Gedanke fand Beifall, und von vielen Seiten strömten Beiträge in Fülle zu.

Aus ägyptischer Zeit kamen Bildnisse der Götter Duhit (Thot) und Chuns und der heiligen Tiere, Hundsaffe und Ibis, von Set und Imhotep, Szenen aus dem Wochenzimmer der Königinnen Hatschepsut und Kleopatra, Nachbildungen medizinischer Papyri, Spezereikästen, Schminkvasen, Reibschalen, Schminkproben, Gewichte, die von Mook gesammelten prähistorischen Feuersteinmesser, Abbildungen altägyptischer Instrumente, endlich der Flotte der Königin Hatschepsut mit ihren Tier und Pflanzenbildern aus dem Tempel von Deir el Bahari, als erster naturwissenschaftlicher Forschungsexpedition, Land- und Sternkarten. Auch aus altmesopotamischer Medizin gelang es uns, einige historische Dokumente zu sammeln und in den Rahmen der Ausstellung einzufügen, so ein uraltes Arztsiegel

und Briefe der Ärzte Aradnana und Bani, ebenso Einiges zur altindischen Medizin.

Zur ibero-etruskischen und minoischen Medizin und Naturwissenschaft war nur altetruskischer Zahnersatz und einige Abbildungen aus Mykenae zu bieten, da brachte uns die Versammlung selbst noch ein ganz Unerwartetes: zwei in den Ruinen von Veji ausgegrabene Terrakotten, menschliche Eingeweidesitus derstellend und einen ungeahnten Einblick in die Medizin der Vejenter und der Etrusker überhaupt eröffnend. Hervorragend waren die Gaben zur althellenischen Heilkunde, welche wir der Güte der Leitung des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Athen verdankten. Eine lange Serie von photographischen Originalaufnahmen veranschaulichte die in allerjüngster Zeit von dem genannten Institute gemachten Ausgrabungen des Heiligtums des alten attischen Heilheros Amynos, dem später erst der Heilgott Asklépios sich zugesellte, des Heiligtums, an welchem der Tragiker Sophokles priesterliche Funktionen ausübte. Eine Fülle von Statuen, Reliefs, Inschriften, Votivbildern wurde geboten. Auch aus der großen Kultstätte des Asklepios in Epidauros hatte das athenische Institut vorzügliche photographische Originalaufnahmen gesendet. Diese großartige Sammlung bildete die wertvollste Gruppe der ganzen Ausstellung.

In der römischen Abteilung hatten wir den größten Wert darauf gelegt, eine möglichst reich ausgestattete Sammlung römischer und galloromanischer medizinischer Instrumente zusammenzustellen, und ein gleicher Reichtum auf diesem Gebiete ist wohl noch selten beisammen gewesen. Auf vielen photographischen Blättern war das ganze in Pompeji ausgegrabene Instrumentarium zu sehen, welches heute das Museum in Neapel birgt. Die Instrumente des Museums in Madrid und Bukarest, des britischen Museums in Lon-

don in photographischen Originalaufnahmen schlossen sich an. Das römische Militärhospiz in Baden (Schweiz) war im Relief der Ausgrabungen und zahlreichen Ansichten, sowie den Abbildungen sämtlicher dort gefundener chirurgischer Instrumente vertreten. Weiter wurden eine Reihe von Kopien pompejanischer Instrumente in Metall ausgestellt und die große Sammlung antikrömischer Instrumente in Nachbildungen, welche Direktor Lindenschmidt in Mainz mit hervorragender Sachkenntnis hat rekonstruieren lassen, mehr als 40 Nummern; auch einige Nachbildungen gallo-romanischer Augenarztstempel waren beigefügt. Aber auch an Originalinstrumenten fehlte es uns nicht. Da hatte das Provinzialmuseum in Bonn seinen ganzen Instrumentenschatz hergegeben; das kunstgeschichtliche Museum in Würzburg, Baron Lipperheide in Berlin, Dr. Forrer in Straßburg hatten ganze Serien gesendet, und einzelne Instrumente aus Privatbesitz und Angekauftes vervollständigten die Sammlung, aus der die Kollektion des Düsseldorfer Archäologen O. Rautert noch hervorgehoben zu werden verdient, welche neben chirurgischen Instrumenten einen Augenarztstempel mit Reibplatte und eine wundervolle Sammlung antiker Glas- und Tonbalsamarien, Öl- und Salbenflaschen aller Art darbot, Gegenstände, die wegen ihrer Zerbrechlichkeit von fernher uns nicht zur Verfügung gestellt werden konnten. Daß die vorzüglichen Veröffentlichungen Prof. Deneffes in Gent mit ihren schönen Abbildungen nicht fehlten, ist ja fast selbstverständlich. In summa umfaßte das altrömische ärztliche Instrumentarium der Ausstellung über 300 Nummern.

Aus dem Mittelalter waren neben den Byzantinern und Kopten besonders die Araber vertreten, dann eine Reihe mittelalterlicher griechischer und lateinischer medizinischer Handschriften, welche die königliche Bibliothek in Dresden mit wohl einzig dastehender Frei-

gebigkeit zur Verfügung gestellt hatte, endlich über 100 Photographien nach dem Gothaer Arzneibuch, welches eine Reihe mittelniederdeutscher Arzneischriften enthält.

Die Fülle des Materials, welches Renaissance und Neuzeit boten (970 Nummern), wurde in zehn Gruppen geschieden. Astronomie und Physik waren durch zahlreiche ältere Instrumente von der Armillarsphäre und dem Astrolabium an und durch alte illustrierte Drucke vertreten. Bei Botanik und Zoologie war versucht, eine Geschichte der botanischen und zoologischen Abbildung von den ältesten Kräuter- und Tierbüchern an zu bieten in Holzschnitt, Farbendruck, Naturselbstdruck usw. Sehr reich war die Sammlung zur Geschichte der anatomischen Abbildung, mit den handschriftlichen anatomischen Figuren aus dem Mittelalter beginnend und namentlich aus vorvesalischer Zeit, von Andreas Vesal selbst und noch hundert Jahre nach ihm reiche Schätze bietend, das beste der Bibliothek des Privatdozenten Ritter v. Töply in Wien entnommen, heute wohl des ersten Kenners auf diesem hochinteressanten Gebiete. Chirurgie und Geburtshilfe waren durch eine stattliche Reihe alter Instrumente und zahlreiche alte illustrierte Drucke vor Augen geführt. Es schlossen sich Bildwerke über Monstrositäten und alte medizinische Volksbücher an, sowie eine Kollektion von Abbildungen zur altchemischen Symbolik. Den Schluß bildeten Pharmakologie, Destillation und Apothekerwesen, zunächst eine Kollektion alter Pharmakopöen enthaltend, des weiteren ein alchemistisches Laboratorium (Schaustück), illustrierte Druckwerke zur Geschichte der Destillation und endlich eine Fülle von Destillations- und Apothekergefäßen, darunter die großen Sammlungen der Herren Franz Frhr. v. Lipperheide in Berlin und Burghard Reber in Genf, zum Teil von großem künstlerischem Werte.

Reich besetzt war auch die Gruppe Volksmedizin

in Originalgegenständen und photographischen Nachbildungen und Aquarellen. Die Kulturvölker boten reiches Material, namentlich aus Oberbayern, eine Sammlung von Alraunen, Votivgaben und vieles andere; bei den Naturvölkern waren zahlreiche Fetische vom Kongo, malaiische, chinesische, indische Medikamente, japanische Arzneidosen, südrussische Amulette, Medizinmannsausrüstungen und vieles andere zu sehen, über 300 Nummern.

Unter den Sondergrupen heben wir besonders hervor den Neandertalschädel im Ab- und Ausguß und seine Literatur. Dem verstorbenen Historiker der Chirurgie, Prof. Eduard Nicaise in Paris, war durch eine Kollektionsausstellung seiner Werke und der darin enthaltenen zahlreichen kulturgeschichtlichen Abbildungen ein pietätvolles Denkmal errichtet. Ritter von Töply hat seine interessanten Lehrmittel für den medizinischen Geschichtsunterricht ausgestellt, Sudhoff eine Auswahl aus seinen Paracelsussammlungen. Gegen 600 Nummern bot die Sonderausstellung zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften am Niederrhein in den ehemaligen Herzogtümern Jülich-Kleve-Berg, welche die Werke niederrheinischer Schriftsteller auf unseren Gebieten, eine Kollektion von Druckwerken und Handschriften zur Geschichte der ehemaligen Duisburger Universität und aus Familienbesitz reiche handschriftlichen Schätze, eine Galerie von Bildnissen niederrheinischer Ärzte und Naturforscher in Öl, Stich und Photographie bis auf die jüngste Zeit herab umfaßte, darunter die Weyer-Sammlung des Herrn Prof. Binz in Bonn und die ganz eigenartige Sammlung von Drucken, Bildern und Handschriften des Jobsiadendichters Karl Arnold Kortum aus Mühlheim an der Ruhr aus dem Besitze des Herrn Wilhelm Grevel in Düsseldorf (über 90 Nummern). Eine besondere Abteilung bildeten Deutschlands dichtende Naturforscher und

naturforschende Dichter von Ulrich von Hutten bis zu Richard Volkmann-Leander, Goethe natürlich im Mittelpunkte. Auch Bildnisse von Naturforschern und Ärzten und kulturhistorische Abbildungen zur Geschichte der Heilkunde waren, soweit der Raum reichte, zur Ausstellung gebracht, ebenso Porträtmedaillen von Ärzten und Naturforschern und daran anschließend in zahlreichen kleinen Vitrinen die wundervolle Sammlung von Pestmedaillen, Pestamuletten, Pesttalern, Pestkreuzen, Choleramedaillen usw. von Hofrat L. Pfeiffer in Weimar (über 1200 Nummern), die wohl einzig in der Welt dasteht. Einige kleine Kollektionen zur Geschichte der Krankenpflege, zur Geschichte der Geographie und zur Geschichte der Industrie am Niederrhein bildeten den Schluß.

So waren fast 4300 Nummern in wenigen Monaten zusammengekommen, deren Studium ein Katalog von 220 Seiten mit kurzen historischen Hinweisen nutzbar zu gestalten suchte.

Mit und neben den Ausstellungsvorbereitungen lief noch eine andere Arbeit.

Eine der wesentlichsten Bedeutungen wissenschaftlicher Wanderversammlungen liegt in der befruchtenden Wechselwirkung, die sie hervorrufen zwischen den von fernher herbeigezogenen namhaften Vertretern der einzelnen Fächer und den heimischen stillen Arbeitern des Versammlungsortes. Mancher bescheidene Forscher wird schon im voraus zum Abschluß seiner langen, liebevoll gepflegten Arbeiten gedrängt; er bietet zagend endlich sein Scherflein den bewährten Meistern zur Begutachtung dar. Und befruchtend ergießt sich hinwiederum der Strom des Wissens über die Fachmänner des Versammlungsortes und dessen ganzer Umgebung, neue Erkenntnis verbreitend und zu erneuter Forschung anspornend. Mehr vielleicht

noch als auf anderen Gebieten gilt dies von der Geschichte. Die lokale Forschung wird auf ein höheres allgemeines Niveau gehoben und die universelle Forschung gewinnt neue Einblicke und Anregungen, gleichsam neue Kraft in der Berührung mit den treibenden und sprossenden Boden eines besonderen Gaues.

Wollten wir für die historische Wissenschaft noch ein Weiteres tun, wollten wir ihr noch weiter Bahn schaffen, ihre werbende Kraft in weitesten Kreisen zu betätigen, so mußten wir eine Darstellung dessen geben, was in niederrheinischen Landen naturwissenschaftlich und medizinisch in vergangenen Jahrhunderten geleistet worden war, auch hier wieder das ganze ausgebreitete Arbeitsfeld der reinen und angewandten Naturwissenschaften und ihrer heiltätigen Schwester, der Medizin, in den Bereich der Untersuchung ziehend. Einheitlicher wäre eine solche Darstellung geworden, wenn sie aus einer Feder geflossen wäre, wie groß auch die Zahl der stillen, sammelnden Mitwirkenden wurde. Wollten wir aber, unserem leitenden Grundsatze getreu, das Interesse an der Geschichte und ihrer Pflege in weitere Kreise tragen, so empfahl es sich noch weit mehr, eine recht große Anzahl selbständiger Mitarbeiter zu gewinnen, deren jeder die Geschichte eines besonderen Faches oder eines besonderen Tätigkeitsbereiches bearbeitete. Gelang es uns, diejenigen heranzuziehen, die schon vorher und seit Jahren lokalgeschichtlich auf ihrem besonderen Gebiete gearbeitet hatten, so wäre das jedenfalls warm zu begrüßen. Doch auch diejenigen, die noch nie auf historischen Forscherpfaden gewandelt waren, sollten uns willkommen sein; mußten sie doch durch diese historische Erstlingsforschung unter erfahrener Leitung Freude an geschichtlichem Arbeiten, an historischem Studium gewinnen.

Als Herausgeber und Veranstalter einer solchen Arbeit, einer historischen Festschrift, waren naturgemäß die ärztlich-naturwissenschaftlichen Vereine Düsseldorfs zunächst ins Auge zu fassen. Und wir fanden freudige Zustimmung sowohl beim Verein der Ärzte und dem naturwissenschaftlichen Verein, als auch bei dem Ingenieurverein der Stadt und dem Geschichtsverein. In ihrem Namen sollte also die Arbeit erscheinen, die als historische Studien und Skizzen zu Naturwissenschaft, Industrie und Medizin, besonders in den alten Herzogtümern Jülich, Kleve und Berg gedacht war. Die alten Städte Köln und Aachen blieben außer Betracht. Ihr reiches kulturgeschichtliches Leben durch fast zwei Jahrtausende verdient bei passender Gelegenheit eine gesonderte Darstellung seiner Betätigung in Naturwissenschaft, Industrie und Medizin.

Freilich konnte auch in diesem eng begrenzten Gebiete nirgends an eine erschöpfende Darstellung gedacht werden; dafür reichten Zeit und Raum nicht aus. In knappen Zügen konnten die Bilder nur im Umriß gezeichnet werden, sollten sie den Rahmen einer orientierenden Festschrift nicht nach allen Seiten sprengen. War der zuströmende Stoff, der, da Vorarbeiten gänzlich fehlten, in Archiven und Zeitschriftenserien erst gesammelt werden mußte, zu reichhaltig, so mußten die Grenzen wohl auch enger gezogen und die Untersuchung oder wenigstens die Darstellung auf eins der drei Herzogtümer (Berg) oder die Stadt Düsseldorf allein beschränkt werden. Auch konnten doch nicht alle geplanten Sonderdarstellungen gegeben werden. Der Bearbeiter der Geschichte der Tierheilkunde und der Tierseuchen starb zu Beginn der Ausführung; für die Geschichte des Militärsanitätswesens war das erreichbare Material zu dürftig; die Geschichte der Düsseldorfer Bader- und Chirurgenzunft, der Kurpfu-

scher am Niederrhein blieben ungeschrieben aus äußeren Gründen; selbst die Geschichte der ansteckenden Krankheiten im 19. Jahrhundert fiel aus, weil das vorhandene amtliche Material dem Bearbeiter zu lückenhaft erschien.

Aber der ausgeführten Skizzen und Studien war trotzdem noch eine reiche Fülle. So fanden fleißige Bearbeiter auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Industrie zwölf Fächer: die Geschichte der Mathematik und Astronomie, der Physik, der Zoologie, der Botanik, des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts und der naturwissenschaftlichen Vereine. Es schloß sich an die Geschichte des älteren Steinkohlenbergbaues, des Berg- und Hüttenwesens, der Mineralogie und Geologie im allgemeinen, der Metallindustrie, des Ingenieurvereins und endlich die Geschichte der Chemie und der chemischen Industrie am Niederrhein.

Auf medizinischem Gebiete wurden geschildert: die römische Heilkunde am Niederrhein und die dort gefundenen chirurgischen Instrumente, die Heilkunst der alten Franken, sodann wurde eine allgemeine biographisch-literarische Übersicht über die Entwicklung der Medizin am Niederrhein vom 12. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gegeben, daran angeschlossen Sonderschilderungen der Volksseuchen in vergangenen Jahrhunderten, der öffentlichen Gesundheitspflege und des Krankenhauswesens, der Irrenpflege und der Irrenanstalten, des Apothekenwesens, der Heilquellen und Bäder, der medizinischen Fakultät und der Hebammenschule in Düsseldorf und endlich der ärztlichen Vereine im Bezirk und Stadt. Den Schluß des Ganzen bildete ein kurzer Überblick über die Pflege der Naturwissenschaften an der ehemaligen Universität Duisburg und eine knappe Geschichte der dortigen medizinischen Fakultät.

Fügen wir noch hinzu, daß die historische Sektion der Naturforscherversammlung in ihren Präsenzlisten fast sämtliche Namen der deutschen und österreichischen Historiker der Medizin und auch einige Vertreter der Geschichte der Naturwissenschaften aufweist, daß es ihr auch an auswärtigen Fachgenossen nicht ganz gefehlt hat, ja daß die ungarische Regierung einen besonderen Vertreter zum Besuche der Sektion und Ausstellung gesandt hatte, erwähnen wir noch, daß in fünf gut besuchten Sitzungen ein reges wissenschaftliches Leben geherrscht hat, so können wir es zum Schlusse wohl nochmals aussprechen, daß die Geschichte noch selten auf den Herbstversammlungen deutscher Ärzte und Naturforscher zu Gaste geladen war, daß ihr noch niemals soviel Aufmerksamkeit erwiesen wurde, wie es in der rheinischen Kunst- und Gartenstadt der Fall war, und zugleich dem Wunsche Ausdruck geben, daß sich das Gastrecht bald in Hausrecht wandle und die Geschichte unserer Disziplinen zur ständigen Begleiterin der Forschung werde. Quod deus bene vertat!

# An Hermann Baas.

(1908.)

Zu Ihrem 70. Geburtstage wollte die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften nicht mit leeren Händen erscheinen, wenn sie auch seit ihrer Gründung schon sieben Jahre in Ihrem Sinne gewirkt zu haben glaubt und in sieben stattlichen Bänden ihrer „Mitteilungen" Zeugnis davon meint abgelegt zu haben, daß in deutschen Landen Ihr zündend und mahnend und wegweisend Wort nicht nur ein Flackerfeuer flüchtiger Begeisterung, sondern eine nachhaltig wirkende Glut ständiger Weiterbetätigung in Ihrem Geiste angefacht hat, von deren Wirksamkeit ja auch die Gründung unserer Fachvereinigung ein Zeichen ist.

So hat denn unsere Gesellschaft an ihre Mitglieder den Ruf ergehen lassen, kleine Beiträge zur Geschichte der Heilkunde einsenden zu wollen, damit sie zusammengefügt würden Ihnen zu Ehren zum blühenden Strauße an Ihrem Jubeltage. Ist der Blüten auch keine erdrückende Fülle geworden, da eine wirkliche Beschränkung auf den Kreis unserer Gesellschaft geboten erschien, so zeigt das Bündel kleiner Abhandlungen doch kräftige Frische — nehmen Sie es freundlich auf!

Sie vermissen vielleicht ein programmatisch Wort im Strauße dieser Gaben — vielleicht liegt in der unvermittelten Aneinanderreihung disparater Einzelstudien das Programm des Tages. Jedenfalls hat sich die Erkenntnis mit einer gewissen elementaren Aufdring-

lichkeit ziemlich allgemein zur Klarheit durchgerungen, daß in der Geschichte der Heilwissenschaften allenthalben noch eine gewaltige Masse von methodisch angelegten Einzeluntersuchungen zu leisten ist. Unsere beste Feder in der jüngeren Generation ist ja heute noch an der Arbeit, auf Grund des seit Ihrer letzten Darstellung des Entwicklungsganges, den Lehre und Ausübung der Heilkunde genommen, neu erarbeiteten Materiales und neu errungener Einzelerkenntnisse wiederum die Summe unseres Wissens zu ziehen — die Neuwertung und die Fixierung des heutigen Standpunktes in einem so meisterlichen Gesamtbilde ist von größtem Werte, dann hat aber wieder auf lange Zeit die Einzelforschung ihr Recht, die in der Frühzeit der Prähistorik, in den Kulturen des alten Orients fleißig an der Arbeit ist, die für die griechisch-römische Attike im „Corpus Medicorum" der Akademien eine völlig neue Grundlage schafft, und auch im Mittelalter daran ist, durch den Schutt der Jahrhunderte Gräben der schürfenden Untersuchung zu ziehen bis auf die festeren Schichten antiker Überlieferung hinab. Auch das 19. Jahrhundert, das uns ja noch so nahe zu liegen scheint, wirklich verstehen zu lehren, ist eine besondere Aufklärungsexpedition in Köln beschlossen worden, welche am Leitseile der Naturforscherversammlungen aufwärtsklimmen will, um uns die führenden Persönlichkeiten in ihrer wirkenden Betätigung zu zeigen, auch die vielbeschriene „Naturphilosophie" neu zu erfassen versuchen wird, der wir ja gerade diese, heute noch so lebenskräftige Erscheinung naturwissenschaftlich-ärztlichen Lebens verdanken: ein Beweis, daß auch bei ihr nicht alles Phrase war und Sünde gegen den heiligen Geist der vorurteilslosen Naturforschung.

Auch die Zeit Ihres William Harvey, den Sie vor drei Jahrzehnten mit so vollendeter Meisterschaft in Knappheit und Klarheit monographisch uns vorgeführt

haben, sie soll nicht brach liegen in der Forscherbearbeitung, so wenig wie die „Renaissance". Und wenn wir uns Leitlinien suchen in der Kleinarbeit des Tages und Verständnis der Zusammenhänge und neuen Mut zu weiterem Nachprüfen, so werden wir gern immer wieder zu den Perlen medizinischer Historiographik im vergangenen Jahrhundert zurückkehren, zu Ihren beiden großangelegten Werken mit ihren führenden Richtlinien und ihrer Durchgeistigung des mächtig beherrschten, vielfach zum ersten Male von Ihnen geformten Materials und Ihrer eigenständigen Beurteilung der Entwicklung des Wissens und vor allem der von Ihnen fast neugeschaffenen Geschichte des ärztlichen Standes.

Wenige wissen, wie schwer die Hand des Schickasls in Ihr Leben gegriffen hat, wie hart und rauh die Kelter gewesen ist, der doch so goldheller Wein des Geistigen entströmte. Gestatten Sie einem Wissenden, daß er Ihnen im Namen der Fachgenossen in der Historie besonders herzlich die Hand über die deutschen Lande reicht und Ihnen Klarheit des Alters und goldenen Abendhimmel wünscht, bis alle Stimmen verklungen sind! — —

---

# Kahlbaum als Kritiker.

(1908.)

Nichts Schön'res auf Erden als tapfre Gefährten
Auf tapferen Pferden und mannliches Ziel —

Ja, so ein mannlich Ausreiten zu wackeren Taten war es, mit Georg W. A. Kahlbaum ein literarisches Unternehmen zu beginnen! Fest im Sattel saß er und reiten konnte er und auch vom Scheffelschen Wolfram hatte er sein lebelang manchen Zug, vom Recken, der zur Tjost reitet — den dunkelblauen Schleier der Wahrheit als Turnierzeichen vor dem Stahlhelm. Für die Wahrheit „im Stirnreif von Golde", an der Hand der edlen Frau Historia führte er seinen Tintenstift wie eine Turnierlanze:

Sand küssen muß jeder, der wider mich stapft.

Als wenn ihm sein Lebtag Heidelberger Burschenluft um die Stirne wehte, so hochgemut und kampfesfroh schritt er als Kritiker ritterlich dahin, fürchtend keinen Waffengang, wenn es sich um die fleckenlose Reinheit historischen Forschens und Gestaltens handelte.

Da gab's kein Paktieren, da war er unerbittlich. Aber waren in diesem einen Punkte des redlichen Ringens nach der historischen Wahrheit und ihrer Dokumentierung die Bedingungen erfüllt — und dafür hatte er die feinste Witterung — so war er schon gewonnen. Dann sah er seine Aufgabe darin, sich dem Autor anzupassen, in seiner Seele zu lesen und seine Leistungen daraus zu schätzen und abzuwägen, was er hatte leisten wollen, nicht etwa, was der gestrenge Herr Kritiker ihm für eine Aufgabe gestellt haben würde.

So war er empfänglich auch für die intimsten Schönheiten einer Arbeit. In schmiegsamer Anlehnung an die Seele des Schreibenden hörte er ihm das Tiefste ab, hörte er beispielsweise leise, doch wohl vernehmlich ein „Feingefühl für Tonkunst und Hochgebirgsnatur" heraus, wo ein kühler, eiliger Referent flott über all den Zauber weggelesen hätte.

Selbst ganz Persönlichkeit und eigenständig, konnte es ihn nicht befriedigen, in landläufiger Manier „mit umgestellten Worten zu wiederholen", was der Autor zum Thema vorgebracht hatte — er war immer Kritiker, immer mit dem eigenen Empfinden, dem eigenen Denken dabei und nahm Stellung zu dem Gegenstande.

Als echter Naturforscher hielt er die Arbeiten anderer in der Hand: er mußte sich nach allen Seiten umdrehen und sich einen Vers dazu machen, der naturgemäß nicht immer ein besonders kurzes Sprüchlein wurde. Zum puren Referenten, knapp und kühl, war er von Haus aus verpfuscht, und wies man ihn wohl mal in aller Freundschaft bescheidentlich darauf hin, daß der Raum bei einer Zeitschrift nicht unbegrenzt sei, so schickte er mit einem stolzen „Hier stehe ich, ich kann auch anders" halbwegwerfend eine kurze Anzeige, die er einem chemischen Blatte eben eingesendet hatte und — seine Feder zog ihre gedankenreichen Ranken weiter um die historischen Elaborate, die etwa in den „Mitteilungen" zu besprechen waren —

> Höchstes Glück der Menschenkinder
> Ist doch die Persönlichkeit!

So läßt er sich's wohl werden bei einer wackeren, tüchtigen Arbeit. Man fühlt es ihm förmlich ab, wie er in voller Behaglichkeit dem Pfarrherrn von Öttlingen bei dessen Buche über einen syrischen Emir über die Täler hinüber zuwinkt; dann wird auch ihm das Rezensieren ein „vergnügliches Geschäft", wie es

ihm als Pflichtarbeit oft zuwider ist. Mit Lob ist er dann nicht sparsam.

Auch gegen harmlose Unbedeutenheit kann er noch spielerisch liebenswürdig sein und mit wohlgelauntem Schnurren das unglückliche Mäuslein zwischen weichen Pfoten drehen — man fühlt dann förmlich die „lastende Bedeutung" der ärmlichen Publikation, ja, „einfach großartig" — wehe aber, wenn er zufaßt!

Da ist es noch glimpflich, wenn nur von „Verwursteln mit bekannter Unbefangenheit gänzlicher Sachunkenntnis" gesprochen wird oder von „Salbader" und „Geschwader" bei dem, „um völlig unhistorisch zu sein, auf Quellenstudien so gut wie gänzlich verzichtet wird". Schlimmer wird es schon, wenn neben „faustdicker Unwissenheit" „leichtfertige Anmaßlichkeit" getroffen wird. Mit der Größe des Gegenstandes vornehmlich wächst der Unmut des Rezensenten, wenn Großes erbärmlich, jämmerlich klein angefaßt wird. Mit wahrem Ingrimm schüttelt und zerzaust er die Federfixigkeit moderner Büchermacherei, die „hinuntersteigt in die Tiefen ihres Konservationslexikons" und bei einem großen Vorwurf höchstens einmal „neuen Kleister kochen läßt" in ihrem „Tapeziergeschäft" und dann aus vieltausend Schnitzeln von Zeitungsausschnitten mit der „Tatze des Löwen" ein „Buch" zusammenklebt, in dem die Anführungszeichen meist weggelassen sind, weil „auch die bedeutendste Offizin nicht über eine so große Anzahl solcher Typen verfügt", da man eigentlich so ein ganzes Buch, „müßte man alle Zitate, wie das Viehsalz, rot färben, mit Karmin hätte drucken müssen".

*　　　*

*

Um so wärmer und lieber lobt er aber dann auch wieder, wo ihm „ebensoviel Liebe wie Sachkenntnis" begegnet. Ja, „das ist Sorgfalt, so muß Geschichte der Naturwissenschaft betrieben werden. Eine wahre Erholung gegenüber den vielen Stümpereien, die sich für historische Forschungen ausgeben und deren Abfassern man immer zurufen möchte: So stecken Sie doch erst die Nase in die Bücher, ehe Sie etwas schreiben wollen!" Darum ist es auch ein „ödes, langweiliges Geschäft", und das empfindet er bitter, „immer wieder tadeln zu müssen und zudem, ganz wie Heine sagt, ‚nutzlos', denn es ist in der Chemie, so scheint es, Komment, daß eine Mehrzahl der über die Geschichte dieser Wissenschaft Schreibenden, offenbar um sich volle Unbefangenheit zu wahren, ängstlich vor jedem ernsten Studium zurückschreckt und bestenfalls einmal vor Jahren einen Blick in den ‚Kopp' gemacht hat" — so grollt er dazwischen. Humoristisch kann er dann aber auch wieder einen verwogenen Anfänger, nachdem er ihn mit der Nase unsanft auf allerlei Ungehöriges gestoßen hat, um seines guten Strebens willen Mut machen: „Er bekehre sich, nachdem er einmal Blut geleckt, ernstlich auch zu historischen Studien und lasse sich durch einen ersten Mißerfolg nicht abschrecken.

Auf einen Streich
Wird kein Stockfisch weich."

In den Tod zuwider ist ihm alle Mittelmäßigkeit, „jenes Mittelgut, das wir oft genug zu lesen bekommen und das in uns nur das Gefühl des Unbehagens und Unbefriedigtseins, nicht eigentlich das des Ärgers zurückläßt". Sie bekämpft er auch besonders in der populären Literatur, die sich gespreizt an den „gebildeten Laien" wendet — ihm gleichfalls eine „recht unsympathische Figur" — und dabei „durch die dünne

Tünche angelernter Fachausdrücke die jämmerlichste Unwissenheit durchschauen läßt". Gerade hier verlangt er volle Sachkenntnis; gut populär schreiben ist schwer, das kann nur der reife Meister des Faches. Statt dessen wird meist der „Teufel mit Beelzebub ausgetrieben", der populäre Schriftsteller ist selbst nur „Laie", der „eine Menge Material zusammenhäuft, aber es ist nicht verarbeitet, nicht verdaut; es wird nicht wirklich beherrscht und ist dem Verfasser auch nicht immer präsent" — „aber es plätschert sich so schön in dunkeln Gewässern, und mit einem gewissen behaglichen Gruseln steht man an der Schwelle der Enthüllung der Geheimnisse des Lebens und des Geistes" — —

Solche ähnliche geschraubte Wendungen wie, daß es uns vergönnt ist, „unsern Fuß jetzt in die jenseits des Gebietes der sinnlichen Erfahrung gelegene Welt der Kälte zu setzen" tut er wohl frei aus dem Handgelenk mit der Etikettierung ab: „Schmeckt doch heftig nach Wippchen!"

So schenkt er, selbst ein Sprachkünstler, dem Stil seiner Autoren große Beachtung, wenn er auch keineswegs blind dafür ist, daß die spielende Eleganz des Ausdruckes auch Böses stiften kann, wie er es — als scharfer Nietzsche-Gegner — auch bei dem „Baseler Rattenfänger" findet, „der mit seiner berückenden Sprache so viele verführt und über den Sinn hinweggetäuscht hat". Schönheit der Sprache ist ihm auch nicht, nach Art mancher Moderner, gleichbedeutend mit „hypertrophischem Bilderkram", unter dem manches Buch „ächzt", er kennt recht wohl auch ein „Gigerltum der Sprache". Für alle Schönheiten der Diktion steht der Sinn ihm offen, aber auch für die Empfindung der Geziertheiten hinab bis zum „Buchschmuck" und andern „Wörtern in Kloßform, die die deutsche Sprache Otto Julius Bierbaum verdankt".

Allerhand Extravaganzen und Verschrobenheit moderner Buchausstattung steht er spottend gegenüber; er verlangt aber kategorisch, „daß der Respekt vor geistiger Arbeit auch in der äußeren Ausstattung zur Geltung kommen sollte“.

* *

*

So hallt's von klingender Polemik bei Kahlbaum nach allen Seiten, wie bei jedem echten Kritiker. Auch um zwei Fragen schleicht seine Kritikerfeder, seiner großen, mannhaften Art nach, nicht scheu herum: um die nationalen Fragen und die Streitfragen des Tages: nein, auch hier nimmt er kräftig Stellung.

„Wir Deutschen haben e's wahrhaftig nicht nötig, andere Nationen auf unsere Kosten höher zu werten, dafür sorgen sie schon selbst.“ Darum verficht er auch energisch die Verdienste der deutschen Chemiker in der gern zu nieder eingeschätzten Periode der Iatrochemie und Phlogistik. „Sie zeigen unser Volk, das ober- wie niederdeutsche, zum ersten Male, das aber für Jahrhunderte, als das führende in der Wissenschaft von der Stoffverwandlung; erst dann, durch Lavoisier, geht die Führung, allerdings in glänzender Weise, an Frankreich über, dem sie, von Schweden und England umstritten, verhältnismäßig nur kurze Zeit bleibt“, — das stellt er dem törichten Unterfangen gegenüber fest, die Chemie als eine französische Wissenschaft zu reklamieren. Gallische Anzapfungen, als wenn man in Deutschland die Geschichte der Erfindungen nur vom deutschen Standpunkt aus abhandle, werden mit spöttischem „Na, na“ abgetan. Doch ist er als deutscher Mann nicht unempfindlich für „erfreulichen Hauch warmen Patriotismus', der aber richtigerweise nicht in Schönfärberei ausartet, sondern auch herb tadelt, wo es berechtigt ist“.

Trotz seiner freien, jeder ehrlichen Überzeugung freundlich zugewendeten Art oder eben wegen derselben, kann er auch kirchlichen Autoren gegenüber stutzig werden — „sie haben, haben nicht, haben aber eigentlich doch, geht es beständig“ — wo er „ungeschminkte Offenheit“ vermißt.

Ihm selbst fehlte es nie daran, auch herrschenden chemischen Richtungen unserer Tage gegenüber. Da stellt sich manch kräftig Wort gegen mächtige Anmaßlichkeiten ein, aus dem gehäuften Schatze wissenschaftlichen Unwillens, z. B. wenn er, um den Wert agrikulturchemischer Gelehrtenarbeit ins Licht zu setzen, von dem „ewigen Drehen des Benzolringes“ spricht, „dem sich 90 Prozent unserer heutigen Chemiker in pagodenhaftem Fatalismus hingeben, immer unter der Anmaßung, das wäre die einzige wahre Chemie“. Ein andermal bei der Besprechung der alchemistischen Periode schlüpft ihm im Triebe der Veranschaulichung ferner Zeiten der bissige Vergleich aus der Feder — pardon, aus dem Tintenstift! — „die Mehrzahl der Alchemisten schwor auf ihren ‚roten Leuen‘ oder ihre ‚Jungfernerde‘ wie der verbandsexamengeschmückte Chemiker von heute auf die Sechseckigkeit des Benzolrings. Denn es kann nicht bestritten werden, daß der so sehr auf der Oberfläche schwimmende Symbolismus in der Überzahl der Fälle zum einen Teil nicht weniger unverstanden blieb, zum andern Teil nicht weniger hahnebüchen aufgefaßt wurde als heuzutage Kekulés geniale Theorie.“

Das Köstlichste aber, was Kahlbaums kritische Arbeiten zutage gefördert haben, das sind seine eingestreuten allgemeinen Betrachtungen über Wert, Bedeutung und Wesen der Historik. Wie er eine besonders vornehme Aufgabe der historischen Forschung darin erblickte und sie betätigte, „immer wieder

Wert und Wichtigkeit der Errungenschaften heutiger Zeit an dem Maßstab früher als unfehlbar betrachteter theoretischer Erkenntnis zu messen", haben wir an einem etwas stacheligen Beispiele eben gesehen, aber auch das Umgekehrte hat er betont und befolgt.

Bei der geistreichen Laune eines Vielseitigen, der einem Freunde übermütig „in die Burschenbibel" schreibt, „die Geschichte ist keine Wissenschaft", hält Kahlbaum sich nicht auf. Auch von der gepriesenen Unparteilichkeit des Historikers will er als ehrlicher Mann so recht nichts wissen; im Vorübergehn prägt er das Wort „jeder Geschichtsschreiber ist Partei; er wird mit seiner Darstellung einen bestimmten Zweck verbinden; diejenigen, die nur einen Brei von Tatsachen auftragen wollen, sind ungenießbar". Wie schwer unparteiisch gerechte Wertung dem Historiker der Naturwissenschaft und Technik in manchen Fällen werden kann, zeigt er in unübertrefflicher Weise an der Geschichte einer Erfindung.

„Wer kann die Geschichte seiner Erfindung unparteiisch vortragen! Ein ganz leiser, man weiß meist selbst nicht woher erklingender Ton weht heran und löst den ersten Gedanken aus; und solche Töne durchwehen beständig, wie es Tönen geziemt, nach allen Richtungen gleichmäßig sich verbreitend, die Luft, und so wird denn hier und dort bei diesen und jenen der gleiche Gedanke ausgelöst, ganz so wie in weit voneinander getrennten Gefilden bis in alle Einzelheiten, ja auch in den scheinbar zufälligen Merkmalen übereinstimmende Mineralien anschießen ... Sind dann auf solch einen, durch äußere Umstände ausgelösten Gedanken mehrere Empfänger abgestimmt, so wird auch dieselbe Erfindung an mehreren Orten scheinbar unabhängig und doch gleichzeitig geboren ... Das ist so die echte und rechte Fernzeugung."

Aber noch in einer andern Richtung weiß Kahl-

baum die Geschichte der Erfindungen fruchtbar zu machen, in pädagogischer. „Man kann den Verstand der Schüler durch gar nichts besser schärfen als dadurch, daß man ihnen die Geschichte solcher Erfindungen erzählt, ihnen zeigt, wie sich Schwierigkeiten in den Weg stellten und dann weggeräumt wurden, wie daraus neue Mängel erwuchsen, die nun ihrerseits wieder überwunden werden mußten, bis endlich ein der Vollendung nahes Ziel erreicht wurde ... den Unterricht durchweht etwas vom warmen Hauch des Lebens, der stets die besten Früchte zeitigt. Aus dem Leben lernt man am besten fürs Leben." Darum ist das Mach'sche Wort von den „historischen Studien" so wahr, daß sie „sehr wesentlich mit zur wissenschaftlichen Erziehung gehören"; darum ist es auch nicht die wichtigste Aufgabe der Geschichte der Naturwissenschaft, die Arbeiten ihrer Jünger mit möglichster Vollständigkeit aufzuzählen, sondern die Persönlichkeit des Forschers, in ihrer durch äußere Einflüsse bedingten Entfaltung, zu erfassen und plastisch darzustellen, bis sie selbst zum Agens ausgewachsen und ihrerseits auf die Entwicklung und das Fortschreiten der Wissenschaft bestimmenden Einfluß gewinnt ..." nach dem Nietzsche-Wort „Groß sein heißt Richtung geben", das hier einmal Wahrheit ist. — —

Derart und noch vielmal anders sind allgemeine Gedankengänge in die spezielle Kritik eingestreut wie Edelgesteine auf ein Seidengewand, so dem dünnen Gespinst der Tagesarbeit Dauer bringend und bleibenden Wert, daß es nun erst recht dem Worte Grillparzers entspricht von den „Rezensionen, die meist bedeutsamer sind als die besprochenen Werke."

## In der Osterdämmerung auf dem Aventin.

(1912.)

Wie herrlich das üppige Grün über den Palastunterbauten des Palatin! Wie liegt die Villa Celimontana schon halbverschlafen in ihren monumental gruppierten Pinienkissen! Wie kristallgrau schimmert noch der Horizont durch die Pinienreihe des Caelius! Noch ist ein letztes Leuchten im Osten, wenn auch die Sabinerberge schon in Schatten sich zu hüllen beginnen und in Frascati eben die ersten Glühlichtlein aufblitzen. Schnell ist das letzte Lichtleben im Osten völlig erloschen, aber im Westen färbt sich jetzt safrangolden der Himmel um Türme und Mauern der Klöster und Vignen, immer flammender und flammender, und Rot und Rosa immer reicher in seinen Schimmer mischend — die Glorie des Abends zieht majestätisch über den Janikulus und zum St. Peter hin, die neue Pracht des Denkmals hinter dem Kapitol verschmähend, der der Tag so willig seinen Strahlentribut gezollt hat! — —

Still liegt die Riesenstadt in kühnem Kreisbogen um den Aventin, still scheinbar, denn die größere Vergangenheit hält in ihren Ruinenfeldern den trivialen Lärm des Alltags fern. Still und einträchtig liegt vor unseren saugenden Blicken der unvergleichbare Glanz der Jahrhunderte, die von hier aus ihre Weisung erhielten, harmonisch zusammenklingend in gewaltigen Akkorden der Farben, der Formen und — der Gedanken. Es ist als wenn alles um uns den Atem anhielte, um die Feierlichkeit dieses Momentes vor dem Verlöschen nicht zu stören. — —

Da mischt sich ein feiner Ton in die still-erhabene Ruhe des Augenblickes. So schwach ist er, daß man ihn fast mit den Augen glaubt suchen zu müssen, weil das Ohr so Feines zu fassen nicht vermag. Aber es ist da, dieses feine Klingen, das so völlig aus der feierlichen Stille des Abends geboren erscheint. Es ist da und leise schwillt es an und gewinnt Raum und Weite und Stärke. Es ist da und es dünkt uns, es sei aus den Wölbungen und Nischen von Santa Maria in Cosmedin aufgestiegen zum schlanken Turme und habe sich aus dessen feinen Säulenstellungen wehend ergossen oder aus St. Giorgio in Velabro gegenüber dem Vierbogenbau des Janustores. Und schon hat der Glockenklang in schlichter, großer Feierlichkeit das ganze Tal bis St. Peter hin erfüllt und flutet nun in sanfter Brandung über Höhen und Tiefen der Riesenstadt in wundervollem Einklang mit der versinkenden Farbenharmonie des Abends, nicht aufregend und gewaltsam oder gar drohend, sondern sanft und wiegend und einlullend in stille Seligkeit, der Klang gewordene Osterabend selbst — ein Sehnen, das seine Sprache gefunden hat. — —

* *

*

Im Lauschen und Sinnen ist das Dunkel weiter hereingesunken. Im Osten ist alles erloschen; nur über der Mitte des Palatin glimmt es matt noch wie mondbeschienener grauweißer Marmor über San Pietro in Vincoli. Aber kein Mond ist am Himmel! — Ist der Moses Michelangelos, wie es der Künstler in ihn gelegt hat, wirklich aufgestanden? Reckt er nun sein mächtig Haupt mit dem wehenden Vollbart über die Gottesstadt am Tiber? Will er Umschau halten, was nach bald drei Jahrtausenden aus seiner Lehre ge-

worden? — Noch herrscht, was die Wellen des Euphrat großen Denkern im Zweistromlande vor langer, langer Zeitstrecke ins Ohr geraunt, was das nicht nur in seinem eigenen Sinne „auserwählte“ Volk gewaltig weiterentwickelt und schließlich der völkerführenden Gestalt des in Ägypten gebildeten Moses, dem Heros jüdischer Volksphantasie, als geistigen Königsmantel um die Schultern legte.

Noch herrscht es, wenn es auch einschneidende Wandlungen erfuhr in der Lehre dessen, den die Osterglocken (nach ihrem Schweigen langer Wochen) eben erneut verkündeten, der das Königtum Israels noch tiefer vergeistigte und ins Unendliche erhöhte und weitete und doch wieder auf die Erde herniederführte, daß sein Leuchten jeder in seiner Brust tragen kann, daß es aus ihr wieder hinausstrahle in milder, erbarmender Opferfreudigkeit und Hilfsbereitschaft für die andern Menschheitsgenossen. — —

So leuchtet noch heute das „Licht von Osten“, wenn auch in seine Farben Lichter des Okzidentes sich einmischten. Noch sprechen die auf den Lichtstrahlen des Ostens herübergetragenen Weltengedanken im Klange der Osterglocken vernehmlich zu uns und werden noch lange ihre milde Herrschermacht über die Menschen behalten — wenn man sie aller harten Gewalt, alles drohenden Zwanges immer völliger entkleidet und den Erlösungsgedanken in schlichter Reinheit erstrahlen läßt, der vor 19 Jahrhunderten von Osten aufging, und die sozialen Gedanken der Erlöserbotschaft als irdische Leitsterne des gesamten Volkslebens immer ernsthafter in die Tat umzusetzen sich entschließt.

* *

*

Verklungen sind die Osterabendglocken über der ewigen Stadt. Wir lassen ab vom Horchen und Schauen und Sinnen und wandeln weiter hinaus über den Aventin, dem letzten Glimmer nach, der im Westen erlischt. Wir sehen die Sterne auffunkeln über den Palmengärten des Malteser Priorates, neue und immer neue — so reicht das Einst dem Heute die Hände im Zeichen werktätiger Menschenliebe! — —

# Johannes Müller zu Ehren.

(Zum 7. Oktober 1899.)

In Koblenz, im Herzen unserer rheinischen Provinz, begeht man heute ein Fest, einen der größten rheinischen Männer zu ehren, die unser Jahrhundert sehen durfte. Man wollte dies Jahrhundert nicht zu Ende gehen lassen, ohne dem ein würdig Denkmal in seiner Vaterstadt gesetzt zu haben, der zu Beginn dieser Zeitspanne das Licht der Welt erblickte, der in des Jahrhunderts Mitte, auf dem Gipfel des Ruhmes stehend, unerwartet der Wissenschaft entrissen wurde. Auch wir hier unten am Rhein legen gern heute einen Lorbeerkranz nieder am Denkmal eines der größten Meister der biologischen Wissenschaft, eines der führenden im Geistesadel deutscher Nation.

Johannes Müller wurde am 14. Juli 1801 zu Koblenz katholischen Eltern geboren. Es waren kleine Schustersleute, denen der selten begabte Knabe geschenkt wurde. Unter den traurigen Verhältnissen drückender Fremdherrschaft verlebte der stille Knabe seine Kinderjahre in einem kleinen Haus an der Jesuitenstraße; das Einzige, was er oft tagelang außerhalb seines Wohnzimmers erschaute, war die kahle Wand eines Nachbarhauses, von welcher der Kalk in vielgestaltigen Lappen abgefallen war, in deren Formen und Farben die lebhafte Phantasie des Knaben allerhand Gestalten und Gesichter erblickte, die keiner

seiner Umgebung wiedererkennen wollte. Sollte der früh auf sich angewiesene Knabe zum Träumer, zum Visionär werden? — — Doch seine Eltern wendeten all ihre beschränkten Mittel auf die Ausbildung des Sohnes, von dem damaligen Koblenzer Regierungsrat und Leiter der Schulen der Rheinprovinz, Johannes Schultze, eifrig darin bestärkt. Alles schien wie von selbst darauf hinzuarbeiten, daß der Sohn in den Dienst seiner Kirche trete. Schon achtjährig sprach der Knabe davon, katholischer Geistlicher zu werden. Doch früh auch zog ihn die reiche Natur seiner Heimat an; er sammelte Pflanzen und Tiere und, als er nach abgelegtem Dienst als Freiwilliger bei den Pionieren im Herbst 1819 die eben gegründete Universität Bonn bezogen hatte, nahm er nach dreitägigem Schwanken Abschied von der Theologie und studierte Medizin und Naturwissenschaften. Seiner Mutter anfangs zu nicht geringem Schmerze. Doch sie sollte noch stolz werden auf ihren berühmten Sohn! Wie ist er auf der einmal genommenen Bahn glänzend und ausdauernd weiter geschritten, unaufhaltsam den höchsten Zielen zustrebend und bald einer großen Schar Mitarbeiter die Wege weisend!

Das damals durchaus nicht inhaltarme Studentenleben nahm ihn nur kurze Zeit gefangen. Auch er ist, den Schläger an der Seite, ins Kolleg gezogen, hat im Vorstand der Burschenschaft gesessen; mehr noch hat es ihm die hehre Wissenschaft der Natur angetan, und mit welchem Eifer hat er ihr gedient! Schon im zweiten Jahre seines Studiums machte er sich an die Lösung einer der schwierigsten Preisaufgaben, der ersten, die die junge rheinische Universität stellte, und trefflich ist ihm deren Ausführung gelungen: Seine Arbeit „Über die Respiration des Fötus“ ist eine der besten Preisschriften, die je einer Fakultät eingereicht

worden sind. Auf Grund einer anderen, mehr naturphilosophischen Abhandlung wurde er im Dezember 1822, kaum 21 jährig, zum Doktor promoviert.

Für anderthalb Jahre verließ Müller nun sein Rheinland, um sich in Berlin weiter auszubilden und das Staatsexamen abzulegen. Dort nahmen seine wissenschaftlichen Anschauungen eine ganz bestimmte, auf exakte Beobachtung gerichtete Gestalt an. Ein philosophisch denkender Naturforscher ist Müller immer geblieben; aber von den Banden einer aprioristischen Naturphilosophie blieb er nun dauernd befreit, und er nicht am wenigsten hat uns alle von ihr frei gemacht. Seine Neigung zur Anatomie wurde in Berlin für immer entschieden.

Im Herbst 1824 kehrte Müller nach Bonn zurück, wo er sich am 19. Oktober 1824 habilitierte. Und nun kam eine Zeit fieberhaften Arbeitens. Der ärztlichen Praxis entsagte er bald, durch den raschen Tod eines von ihm behandelten nahen Freundes tief erschüttert. Schon 1826, kaum 25 Jahre alt, wurde er außerordentlicher Professor und führte 1827 seine Braut heim, der er seine geniale Schrift „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen" als Brautgabe gereicht hatte, eine Schrift, die neben der umfangreichen „Über vergleichende Physiologie des Gesichtssinnes", die im größten Stile verfaßte seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten ist. Nach einer schweren Krankheit im Jahre 1827, einer Folge der vorhergegangenen geistigen Überanstrengungen, ist es mit dem höchsten Flug seines Geistes vorbei — er lernt sich bescheiden: maßvolle Arbeit und stetiges Weiterbauen führen ihn zu den größten Erfolgen, die in der Verleihung der ordentlichen Professur 1830 und der Berufung nach Berlin auf den Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie als Nachfolger des großen Rudolphi 1833 auch ihren äußerlichen Ausdruck fanden.

In Berlin hat er noch 25 Jahre als führender Geist auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften gewirkt, eine der größten Zierden der dortigen Universität bis zu seinem plötzlichen Tode am 28. April 1858.

Müllers wissenschaftliche Leistungen sind von verblüffender Vielseitigkeit und Fülle. Er hat 20 größere selbständige Werke geschrieben und gegen 250 wissenschaftliche Arbeiten und etwa 350 Tafeln mit Abbildungen in Sammelwerken oder Zeitschriften verfaßt und veröffentlicht. Man hat ihm nachgerechnet, daß er 37 Jahre lang alle fünf Wochen eine wissenschaftliche Arbeit von dritteinhalb Bogen mit einer meist von ihm selbst gezeichneten Figurentafel hat erscheinen lassen.

Betrachten wir den Gang seiner Arbeiten genauer, so ist zunächst er es gewesen, der zwei der größten praktischen Entdeckungen der Nervenphysiologie, das Bellsche Gesetz von der funktionellen Verschiedenheit der vorderen und hinteren Rückenmarkswurzeln und die Lehre von den Reflexbewegungen für alle Zeiten experimentell festgelegt hat. Epochemachend sind weiter seine Bluntuntersuchungen, seine Entdeckung des leimartigen Stoffes der Knorpel, des Chondrins, die Entdeckung der Lymphherzen der Amphibien, die Feststellung der Gesetze der Stimmbildung. Schon in Bonn hat er seine abschließenden Untersuchungen über den Bau, die feinere Struktur und die Entwicklungsgeschichte der Drüsen gemacht; weiter beschäftigte ihn lange die Bildungsgeschichte der Genitalien, der Bau und die Innervation der erektilen Organe. Schon 1833 begann er das monumentale Werk, das all sein reiches physiologisches Wissen zusammenfassen sollte, das große „Handbuch der Physiologie", welches er 1840 zum Abschluß brachte: eine großartige Enzyklopädie damaligen Wissens über die Formen und

Vorgänge des tierischen und menschlichen Lebens, gleich ausgezeichnet durch die Strenge der wissenschaftlichen Methode, wie durch die Vollständigkeit der Tatsachen.

Doch nicht auf physiologischem Gebiet allein hat Müller unvergängliche Lorbeeren erworben, fast größer noch sind seine Verdienste auf dem vergleichend anatomischen Gebiete, auf dem Gebiet der systematischen Zoologie und Paläontologie. Zuletzt hat ihn die Erforschung der Echinodermen und ihrer Entwicklung, überhaupt das Studium der wirbellosen Tierformen des Ozeans mit überwiegender Macht gefesselt. Solange er in Berlin weilte, lebte Müller in fast klösterlicher Abgeschlossenheit in seinen Arbeitsräumen, aber der Abend des Tages, an dem er seine Vorlesungen schloß, sah ihn schon auf der Reise, dem erkorenen Ort seiner Forschungen zueilend. Da wurden die Küsten der Ost- und Nordsee, des Adriatischen und Tyrrhenischen Meeres besucht und ihr reiches Tierleben studiert. Doch das Meer, das ihn so gewaltig angezogen hatte, es wurde ihm unheimlich, nachdem er einmal an der norwegischen Küste grausig Schiffbruch gelitten, Stundenlang in eisiger See mit den Wellen gekämpft und einen jungen Freund in den Wogen verloren hatte. —

Auch in der Pathologie hat Müller Tüchtiges geleistet, wenn es ihm auch nicht gelang, das Werk über die krankhaften Neubildungen zum Abschluß zu bringen, das Einzige, was er bei seinem Tode unfertig hinterließ.

Unendlich reich ist die Ernte dieses Lebens — aber rast- und ruhelos sehen wir ihn weiter forschen, weiter stürmen, von neuerschlossenen Tatsachen zu wieder neuen Tatsachen, immer weiter ausgestaltend den Bau unserer Kenntnis vom vielförmigen organischen Leben, und doch war er nie zufrieden mit den

gewonnenen Resultaten. Immer weiter, immer weiter! „Seine Miene bleibt finster, zwei starke zornige Falten liegen zwischen seinen Augenbrauen, der dunkle Blick bohrt in die Ferne.“ So schildert ihn einer seiner genialsten Schüler. Der große Mann träumt tief in seinem Herzen sein Lebenlang von einem kleinen Häuschen am fernen heimatlichen Strom und sich darin, umgeben von seinen Büchern, seinem Mikroskop, seinen Lieben, einen stillen Lebensabend am Rhein genießend — er war ihm nicht beschieden! Wie eine Eiche im Sturm ist er mitten im vollen tätigen Leben gefallen — und seine ganze Erscheinung hatte stets etwas Eichenhaftes, etwas Hartes, Herbes, Unbeugsames, Titanenartiges. Auch ein gewisser priesterlicher Zug war ihm sein ganzes Leben eigen geblieben. „Der Kultus der Natur, dem er diente,“ — schreibt sein Schüler Virchow — „fesselte auch seine Schüler wie durch ein religiöses Band an ihn, und die ernste priesterliche Weise seiner Sprache und Bewegung vollendete den Eindruck der Ehrfurcht, mit dem jeder zu ihm aufschaute. Um den Mund die gepreßten Lippen ein Zug von Strenge, um Stirn und Auge der Ausdruck ernstesten Denkens, in jeder Falte des Gesichts die Erinnerung an eine vollendete Arbeit — so stand dieser Mann vor dem Altar der Natur“ — und dann wieder, „welcher Gegensatz, wenn das so finstere oder doch kalte Gesicht mit dem Ausdruck herzlichen Wohlwollens sich klärte, wenn das Auge mehr als das Gesicht lächelte und es wie warmer Sonnenblick aus dem Gewölk hervorbrach! In solchen Augenblicken war Müller hinreißend, denn gerade dann wurde man sich der geistigen Größe des Mannes am meisten bewußt.“

Die Pracht seiner Züge ist künstlerisch verschiedentlich festgehalten worden, doch vermochte, wie Augen-

zeugen versichern, nichts den Adel wiederzugeben, der in dem glühenden Auge, der braunen Gesichtsfarbe und dem dunklen lockigen Haar zum Ausdruck kam und der Familiensage recht zu geben schien, die von römischer Abstammung berichtet. Seine Gestalt war nicht hoch, aber Schultern und Nacken breit und kräftig, stolz aufgerichtet in Momenten der Erregung und des Lehrens — und so wollen wir ihn am Rhein im Gedächtnis behalten, als kraftvollen, nie ermattenden Arbeiter des Geistes im Dienste der hohen Herrin Naturwissenschaft, als ein Musterbild rastlosen Schaffens, hartnäckigen Ringens nach neuer Erkenntnis, nach Klarheit und Wahrheit im Leben des Geistes, im Leben der Natur.

---

## Goethe und Johannes Müller.

(1899.)

Es war ein wunderbar begabter Knabe, der am 14. Juli 1801 als erster dem Schumachermeister Matthias Müller und seiner Frau Maria Therese geb. Wittmann zu Koblenz in der Jesuitenstraße geboren wurde und in der Taufe den Namen Johannes erhielt. Ein scharfer Verstand, offener Sinn und eine lebhafte Phantasie waren vielversprechend in ihm vereinigt. Still beschaulich und in sich gekehrt, trieb er im Hause sein kindisch Spiel; stundenlang konnte er auf einer dem Wohnzimmer gegenüberliegenden Wand die Figuren betrachten, die der abfallende und stehenbleibende Kalkbewurf gebildet hatte, die seiner leicht erregten, plastisch schaffenden Phantasie immer neue Bilder zeigten. Doch der träumerische Knabe wurde lebhaft, ganz Energie, wenn es ihm galt, ein kleines begonnenes Unternehmen mit hartnäckigem Eifer durchzuführen.

Der Schulunterricht war anfangs nicht der beste; da half der Knabe durch Lektüre nach. Ein glücklicher Zufall führte ihm Goethes Werke in die Hand, die er begierig in sich aufnahm. In freien Stunden wurden die schönen Flußtäler um Koblenz durchstreift — der Vater war ein Winzerkind von der Mosel — und eifrig gesammelt: Blumen, Schmetterlinge, Käfer; auch schon Zergliederungen von Tieren wurden vorgenommen.

Goethe und die Natur! In diesem Zeichen ver-

lebte Müller seine Jugendjahre. Diesen Einflüssen gegenüber verblaßten auch nicht die tiefen Eindrücke, welche die feierliche Handlung des Meßopfers, der Dämmer der Kirchenhalle, die Pracht der hohen Feste auf seinen lebhaften Sinn gemacht hatten. Der schon als Kind von ihm ausgesprochene Wunsch, sein Leben der Kirche zu weihen, geriet in Widerstreit mit anderen Strebungen. Aber erst am dritten Tage seines Hochschulstudiums in Bonn entschied Müller sich, der Theologie Valet zu sagen und sich dem Studium der Naturwissenschaft zu widmen, dem Organischen in der Natur, dem sein ganzes Leben gehören sollte, wenn er auch seiner Kirche niemals fremd wurde.

Inniges Vertrautsein mit Goethe, mit seinen vielseitigen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, sich einleben in Goethes naturwissenschaftliche Denkart bedeutete damals einen großen realen Fortschritt für den Naturforscher. Wie traumversunken ruhte die ganze Medizin und Naturwissenschaft jener Tage im Schatten der Naturphilosophie des genialen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, die alle Naturerscheinungen aus der Idee des Absoluten herleitete, alle Naturgesetze vollkommen vergeistigen, zu Gesetzen des Anschauens und Denkens wenden wollte, denen gegenüber die Naturphänomene völlig verschwinden sollten. Die größten Forscher waren der Macht dieser Theorien verfallen; die Forschung selbst stockte, da man eifrig beflissen war, alles für das System zurechtzulegen, zurechtzukneten. In dieser wirren Zeit hat Goethe, der Naturforscher, sich freigehalten von allen philosophischen Hirngespinsten; er war es, der das Prinzip der Beobachtung retten mußte.

Auch Johannes Müller steckte vorübergehend in den Antithesen der Naturphilosophie, die so geistreich klangen. Doch seine ersten bedeutenden wissenschaft-

lichen Werke — in manchem Betracht, was die Genialität der Konzeption und der Ausführung, die Weite des Blickes und die Größe der Ziele anlangt, die bedeutendsten aller seiner Schriften — sie atmen völlig den Geist Goethes und seine naturwissenschaftliche Methode; vieles, auch in der äußeren Anordnung, ist ganz der Goethischen Farbenlehre nachgebildet.

Was Johannes Müller in der Goethischen Betrachtungsweise der Farben besonders anzog, war das Ausgehen von den subjektiven Erscheinungen, die Goethe zuerst in ihr Recht als physiologische Phänomene eingesetzt hatte. Müller hat diese subjektive Physiologie der Sinne in seiner Selbstbeobachtung weiter ausgebaut. Wohl großenteils durch Goethes Farbenlehre angeregt, hat Müller schon in seiner Berliner Studentenzeit mit Seebeck den Plan zu lange fortgesetzten Untersuchungen über den Einfluß des farbigen Lichtes auf die Lebenserscheinungen entworfen, die später liegen blieben.

Derart wohl schon mehr als ein Jahrzehnt in Goethes Geist auf Goethes Spuren wandelnd, hat er endlich zu Anfang des Jahres 1826 den Mut gefunden, sich schriftlich an den Altmeister in Weimar zu wenden. Ein glücklicher Zufall hat uns Brief und Gegenbrief erhalten.

Im Herbst 1825 hatte Müller sein Werk „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Tiere nebst einem Versuch über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick“ abgeschlossen, und zu Anfang des Jahres 1826 war es in einem Band von 462 Seiten, mit Tafeln und Tabellen ausgestattet, zu Leipzig bei Knobloch erschienen. Das Motto war Goethe entnommen; einen besonderen Abschnitt bildeten „Fragmente zur Farbenlehre, insbesondere zur Goetheschen Farbenlehre“.

Direkt nach dem Erscheinen sandte Müller das

Werk am 5. Februar 1826 an den Altmeister als „Weihegeschenk eines bisher schweigsamen und unbekannten Schülers“ ... „Nachdem viele Jahre lang Ihre naturwissenschaftlichen Forschungen mir Institutionen gewesen sind, sowohl der Methode als des Inhaltes für meine Bestrebungen, in die Geheimnisse der lebenden Natur auf beschaulichem und forschendem Wege einzudringen, sollte mir am Ende auch das Glück zuteil werden, auch öffentlich davon Rechenschaft abzulegen.“ Goethes Interesse an der Sache scheint ihm gewiß; handelte es sich doch um „Angelegenheiten der Farbenlehre und der Lehre von der Metamorphose“.

Der Brief Müllers ist lang und eingehend. Bei aller Hochachtung vor dem greisen Meister spricht sich doch in jeder Zeile die Sicherheit des seines eigenen Wertes und des Wertes seiner Arbeit voll bewußten Forschers aus. Und Goethe hat denn auch umgehend und verbindlich am 23. Februar geantwortet, gibt der Freude Ausdruck, ihm bei der Neubearbeitung seiner naturwissenschaftlichen Werke wieder zu begegnen und scheidet mit einem „treuen Händedruck, den ich abschiedlich reiche“.

Doch die beiden großen Männer sollten sich auch noch persönlich nahe kommen. Ob Johannes Müller die im September 1826 vollendete geniale Schrift „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen“ (117 Seiten) gleichfalls dem Meister nach Weimar gesendet hat, ist nicht sicher, steht aber zu vermuten. Jedenfalls hat er das Thema 1828, als er Goethe in Weimar besuchte, eingehend mit ihm besprochen. Müller hatte die Fähigkeit, bei völliger Gedankenruhe im Finstern, „im dunklen Sehfelde“ leuchtende Bilder zu sehen „als Reflex von inneren organischen Zuständen in anderen Teilen“, doch verfügte er nicht willkürlich über

diese Bilder. Goethe aber besaß die Gabe, bei geschlossenen Augen sich eine Blume, eine bunte gotische Fensterrosette willkürlich im dunkeln Sehfelde hervorzurufen; die willkürlich gesehene Gestalt verwandelte sich dann beständig in Form und Farbe kaleidoskopartig von innen heraus. „Ein Unterschied zweier Naturen, woran die eine die größte Fülle der dichterischen Gestaltungskraft besaß, die andere aber auf die Untersuchung des Wirklichen und des in der Natur Geschehenden gerichtet ist.“ So faßt Müller noch fast 20 Jahre später den Unterschied zwischen sich und Goethe auf, wenn er von dem Gespräch mit Goethe in seinem berühmten „Handbuche der Physiologie“ berichtet.

Diese Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, wie groß die Einwirkungen Goethes auf das größte biologische Genie, welches das Rheinland in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, gewesen sind. Es ist uns eine besondere Freude, noch während der Dauer der rheinischen Goethefeier darauf hinweisen zu können ... Mögen auch diese Zeilen als ein Scherflein des Dankes gelten, dargebracht freudigen Herzens hier unten am Rheine dem Gedächtnis des Mannes, dem die Physiologie und vergleichende Anatomie so unendlich viel verdankt.

---

# Goethe und der Rhein.

Skizzen aus dem 150. Geburtsjahre Goethes.

1899.

Es trieb mich, den Goethe-Frohen, der zwischen dem Hirschgraben und dem Brentano-Haus geboren war, dem ,,Wahrheit und Dichtung" schon in die Kindheitsträume hineinspielten, zu Anfang des Jahres 1899 meine Düsseldorfer Freunde zu einer Goethischen Jubelfeier anzuregen. In einer ersten öffentlichen Versammlung, einberufen auf mein Ersuchen ins Hotel Heck vom Vorsitzenden des Geschichtsvereins Dr. Redlich, auf den 8. März 1899, entwickelte ich mein Programm: Goethe-Aufführungen, Rheinische Goethe-Ausstellung usw. (s. ,,Düsseld. Neueste Nachr. v. 9. März 1899). — Anregungen, die auf guten Boden fielen und in den ,,Rheinischen Goethe-Spielen" noch heute fortleben.

# Zum Willkomm.

(5. Juli 1899.)

Der Tag, der vor 150 Jahren Deutschland seinen Goethe schenkte, naht heran. Die Feste beginnen. In reiner Begeisterung haben wir im März schon die ersten Schritte getan; an rüstigem Schaffen in immer weiterem Kreise hat es seitdem nicht gefehlt. Möge dem eifrigen Bemühen ein freundlich Gelingen beschieden sein!

An allen Enden in deutschen Landen regt sich's. Allerorten an den deutschen Goethestätten flammen die Freudenfeuer auf, Goethe, dem Einzigen, zu Ehren. Und wer wollte Frankfurt seinen unverwelklichen Kranz vom Haupte reißen, wer das ideale Streben der Männer verkennen, welche das Haus des „jungen Goethe" dort am Alten Hirschgraben für uns und alle Freunde des Dichterfürsten neu erbauen? Welcher denkende Goethefreund wollte Weimar, der treuen Hüterin des Goethe-Nationalmuseums, den unvergänglichen Ruhm streitig machen, der klassische Boden würdiger, maßvoller Goetheverehrung, echter deutschgründlicher Goetheforschung, feinsinniger Goetheerklärung für alle Zeiten zu bleiben?

Uns am grünen Rhein, an Deutschlands Strom, der von je ein Symbol deutscher Einheit gewesen, liegt nichts so fern wie trennende, eigensüchtige Gedanken. Wir freuen uns der einmütigen Begeisterung, die mächtig durch alle einst von Goethe betretenen deutschen

Gaue geht. Aber unsern Stolz setzen wir darein, diesmal wie vor 50 Jahren im Vordertreffen gestanden zu haben, als es galt, Goethes Gedächtnis in diesem Jahre glanzvoll zu erneuern. Darum heute wie immer, im Zeichen Goethes:

Rheinland voran!

Doch auf weiteres noch sind wir stolz hier am Rheine;

denn er war unser!

Nicht die letzte Stelle in seinem großen Dichterherzen nahm unser Rheinland ein, das in jungen und alten Tagen sein strahlend Auge geschaut. Am Rhein ist ihm, den wie kaum einen im Strome der Welt die unvergängliche Schönheit griechischer Kunstoffenbarung im Innersten ergriffen hatte, das Verständnis christlich-germanischer Kunst in ihrer himmelanstrebenden Größe aufgegangen: Straßburg und Köln, Erwins frühverstandener Münsterbau und Gerhards spätverehrter Domgedanke, zwei wundersame, wunderherrliche Malsteine wie deutscher Kulturentwicklung, so Goethischen Kunstverstehens. Am Rhein, in der unter seiner Mitwirkung jungerstandenen Hochburg deutschen Wissens, holte sich der wissenschaftliche Denker Goethe in regem Briefwechsel mit den Bonner Gelehrten Rat und Anregung und neue Bausteine in Fülle. Hier am Rhein endlich hat sich dem stolzen Glaubenslosen im treubewährten langjährigen Düsseldorfer Freunde Fritz Heinrich Jacobi, dem deutschen Plato, die edle Blüte deutsch-christlicher Denkart erschlossen, die in seiner Brust den schlummernden Gottesglauben weckte, jene edle Toleranz des reifen abgeklärten Mannes heranbildete. Hier treiben die Wurzeln seines schönen Bekenntnisses:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände. — —

Darum darf auch Düsseldorf, die heute zur Goethestadt am Rhein Erkorene, bescheiden und doch stolzen Sinnes, freudig in die Reihen der feiernden Goethestädte treten und den von fern und nah herbeigeströmten Festgästen herzlich zurufen: Seid uns willkommen im Zeichen Goethes!

---

# Eröffnung der Rheinischen Goethe-Ausstellung.

(5. Juli 1899.)

## Festrede.

Zuerst ein Wort des Dankes an die Direktion und alle Herren der Königlichen Kunstakademie, welche die werdende Ausstellung so freundlich und arbeitsfroh unterstützt haben. Möge es Ihnen allezeit eine angenehme Erinnerung sein, hier in dem wundervollen, durch die vereinte Kunst des Herrn Direktors Peter Janssen und des Herrn Professors Schill geschmückten Raum der Aula für kurze Zeit Goethe, dem Unvergleichlichen, gastlich eine Stätte geboten zu haben! Wahrlich ein erhebender Gedanke, ein erhebender Anblick, wie sich hier bildende Kunst und Dichtkunst traulich die menschenbeglückenden Hände reichen! Möge an diesem innigen Bunde der hehren Schwestern auch der Muse der Geschichte, Klio, ihr bescheidener Teil gegönnt sein, als deren getreuem Jünger Sie heute mit mir vorlieb nehmen mögen. Wenn alle anderen festlichen Veranstaltungen unseres Goethe-Sommers einen gemeindeutschen Charakter tragen, den Dichterfürsten in seinen unsterblichen Werken, die zu den edelsten Schätzen unseres ganzen deutschen Volkes gehören, zu feiern und dankbar zu verehren sich beflissen zeigen, kommt in unserer rheinischen Goethe-Ausstellung das persönliche, das landsmannschaftliche Element zur Geltung. Die Ausstellung ist den Beziehungen Goethes zum Rhein gewidmet.

Goethe und der Rhein! Zwei Edelsteine besonderer Art im Kleide der Frau Germania! Doch nicht nur ein äußerer Schmuck — zwei Wellen ihres edelsten Herzblutes! Sie gehören zusammen im Herzen des deutschen Volkes, auch wenn sie nie zueinander gekommen wären! Man hat wohl gesagt, daß Goethe den Rhein eigentlich erst entdeckt habe, in landschaftlicher, in künstlerischer, in dichterischer Hinsicht. Dieser Ausspruch kann aber nicht bestehen vor der strengprüfenden Geschichte; er ist, gelinde gesagt, eine Übertreibung. Aber ganz ohne Grund ist diese gutgemeinte Verherrlichung Goethes doch nicht. Das wird sich schon aus unseren weiteren Betrachtungen ergeben. Fragen wir zunächst: Welche Rolle spielte der Rhein in Goethes Leben? — Schon vierzehnjährig hat der große Sohn Frankfurts den Rhein erblickt. Er erzählt uns selbst in „Dichtung und Wahrheit", wie er von den Höhen um Wiesbaden und Schwalbach den Rhein habe sich „weither schlängeln gesehen", wie er damals schon nach Biebrich und Mainz gekommen. Das mag im Sommer 1763 oder 1764 gewesen sein. Aus dem Sommer 1765 ist uns ein Brief seiner Hand an seine geliebte Schwester Cornelie erhalten, vom 21. Juni aus Wiesbaden datiert, mit einem Handkuß für die Wormser Schöne, Charitas Meixner, die unsere Ausstellung in großem Ölbilde vorführt, das bisher noch nicht bekanntgegeben wurde. Ob Goethe auch 1765 an den Rhein hinunterkam, ist einstweilen nicht zu beweisen. Das wäre so das „Vorgeschichtliche", noch halb von Kinderträumen umweht, die ersten Goethischen Beziehungen zum Rhein. Den oberen Rheinlauf, der nicht mehr in unsere Betrachtung hineinfällt, hat Goethe in seiner Straßburger Zeit berührt, jedenfalls auf der Hin- und Rückreise gekreuzt. Die erste längere Beziehung zur Rheinprovinz knüpft sich an den Sommer 1772. Goethe in Wetzlar! Welche

Fülle von Erinnerungen erwacht dem wissenden Goethe-Freund bei diesen drei Worten! Goethe als Praktikant am Reichskammergericht. Die ersten stillen Wochen in der schönen Umgebung der alten Reichsstadt. Eifrige Lektüre Homers, Pindars, der Geßnerschen Idyllen mit ihren landschaftlichen Illustrationen, des „Einsamen Dörfleins" von Goldsmith gibt uns die Stimmung dieser ersten Wetzlarer Zeit. Daneben die Rittertafel mit den vier Haimonskindern als kanonischem Buche, eine Mummerei, der Goethe nicht lange Geschmack abzugewinnen wußte; die Gotter, Goué, Kielmannsegge, Dr. König, der junge Jerusalem tragischen Endes, das sind so die Namen aus dem weiteren Kreise. Wieviel Poesie flicht sich um all diese Wetzlarer Goethestätten, den Brunnen am Wildbacher Tor, das Dörfchen Grabenheim, das Jägerhaus — doch das spielt schon in das Wetzlarer Idyll hinein. Er lernte Lotte kennen, die anmutige, blauäugige Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff, und ihren Bräutigam Johann Christian Kestner. Es folgt das tägliche Leben im Kreise der lieben Menschen, wo Lotte Mutterstelle vertrat an den vielen Geschwistern, die mit dem Kinderfreunde Goethe im Hause herumtollten, die stillen Stunden intimen Verkehrs mit dem Brautpaare, die für den jungen Goethe fast verhängnisvoll geworden wären. Immer tiefer frißt sich ihm die Liebe zu dem schönen Mädchen, das schon einem anderen gehörte, ins Herz. Aber wie rein gehen alle drei aus diesem Feuer hervor, auch der vielgelästerte Dichter, der sich mannhaft losreißt und lahnab durchs schöne Flußtal einsam wandert, im Verkehr mit der geliebten Natur langsam gesundet. Im „Thal" unter der Feste Ehrenbreitstein findet er anregende Gesellschaft im Hause der schöngeistigen Sophie von La Roche, wo er Leuchsenring, die Familie D'Ester und manchen anderen kennen lernte, auch

die schwarzäugige Maxe La Roche, die ihn lange fesseln sollte. Die Darmstädter Familie Merck nahm ihn aus diesem Tale bei Koblenz, dessen Umgebung er schon damals durchstreifte, heraus und führte ihn rheinaufwärts zu Schiff an Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Eltville, Biebrich vorbei nach Mainz und nach Frankfurt zurück.

Wir kommen zu der berühmten Rheinfahrt vom Juli 1774. In Gesellschaft Lavaters, Basedows, des Zeichners Schmoll und der Frau Hofrätin Kämpf aus Neuwied fährt man von Ems aus am 18. Juli unter Scherzen die Lahn hinab. Schloß Lahneck grüßt von der Höhe und gibt dem Dichter Anlaß zu dem „Geistesgruß":

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist ...

Man steigt in Lahnstein aus, diniert in Koblenz in den „Drei Reichskronen". Goethes guter Appetit wird durch die wunderlichen Gespräche zu seinen beiden Seiten nicht beeinträchtigt. Nach Tisch vereinsamt sich der Dichter, um in Erinnerung an die schönen Tage bei den La Roches in Ehrenbreitstein die von damals ihm befreundete Familie D'Ester zu besuchen. Die Reisegesellschaft trifft dann wieder zusammen und gelangt gemeinsam nach Neuwied, wo Goethe alte Bekannte findet und bei Hofe empfangen wird. Am 20. Juli fährt er mit Lavater und Schmoll auf dem Bruderschiffchen rheinab bis Bonn, der ahnungslosen Düsseldorfer Familie Jacobi zu, mit der Frau Betty, ihre Schwägerin Lotte und Täntchen Fahlmer schon einen geistigen Verkehr geschaffen hatten. Man landet in Bonn, wo man zwei Stunden verweilt, und fährt zu Wagen nach Köln, das nur auf der Durchfahrt gesehen wird. Lavater bleibt in Mülheim, und Goethe

und Schmoll treffen abends spät in Düsseldorf ein, wo unser Dichter im „Prinzen von Oranien" am Burgplatz, dem heutigen Branscheidt'schen Hause, Quartier nimmt. Am 21. Juli wird die gegenüberliegende Gemäldegalerie und die Familie Jacobi in Pempelfort aufgesucht. Am folgenden Tage geht's nach Elberfeld, wo Goethe im Casparischen Hause im Kipdorf gastliche Aufnahme findet und eine ganze Reihe der hervorragendsten Tersteegenianer aus dem Wuppertale und Duisburg kennen lernt. Ich nenne nur die Namen Hasenkamp, Teschemacher, Collenbusch. In Elberfeld wohnte ihm auch der alte Straßburger Freund Dr. Johann Heinrich Jung, der als Augenoperateur schon Ruhm genoß und bald als Heinrich Stilling einer der beliebtesten Volksschriftsteller werden sollte. Auch die Dichter Werthes und Heinse, der Redakteur der Jacobischen „Iris", waren mit von der Partie. Am 24. fuhren die Brüder Jacobi, Goethe und Heinse nach Schloß Bensberg, dessen Malereien sehr bewundert wurden, von dessen Laube aus man den Blick aufs Siebengebirge genoß, und endlich nach Köln, wo man einige Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, von welchen besonders das Jabachsche Familienbild von Meister Lebrun, der Dom und die Peterskirche unseren Goethe fesselten. An einem wundervollen Sommerabend im Gasthof „Zum heiligen Geist" beim Ausblick auf den mondbeschienenen Rhein wurde in schwärmerischer Begeisterung der lebenslange Freundschaftsbund Goethes mit Fritz Heinrich Jacobi besiegelt, der auch für unseren Dichter reife Früchte in tiefster Seelengemeinschaft zeitigen sollte. Zwei Tage später war Goethe wieder in Ems.

Die dritte Rheinreise Goethes fällt ins Jahr 1792, in die von ihm so anziehend geschilderte „Campagne in Frankreich". Wir beginnen mit dem Aufenthalt in

Trier auf der Rückreise, der Besichtigung des römischen Denkmals bei Igel und der Stadt selbst und begleiten unseren Dichter moselabwärts auf dem Kahne bis Trarbach, wo er in dem gastlichen Hause des Herrn Böcking Aufnahme fand und mit allerlei Reisebequemlichkeiten für die Nachtfahrt auf der Mosel ausgestattet wurde. Im Morgendämmer entzückte Goethen der Blick auf die Moselbrücke bei Koblenz, wie er selbst sagt, vielleicht das schönste Naturbild, das er je gesehen. Durch die Bogen schaut er sein liebes „Thal", darüber thronend die Feste Ehrenbreitstein und rechts das imposante Stadtbild mit der Kastorkirche im Vordergrund. In Koblenz besichtigt er das neue kurfürstliche Schloß und wäre gern auch auf das andere Ufer hinübergesetzt, die alten trauten Stätten nochmals zu besuchen, aber endlose Wagenkolonnen hielten ihn ab. Ihn verlangte aus dem Kriegsgetümmel hinaus, und wie eine Oase winkte ihm rheinab das stille Heim des Freundes in Pempelfort. Er mietete sich einen Kahn, und hinunter ging's nach Düsseldorf. In Bonn und Köln wurde zu kurzer Rast gelandet, und abends spät mußte er sich den Weg nach Pempelfort, das Jacobi jetzt auch im Winter bewohnte, mit Laternen suchen. Beim alten Freunde fand er in den Novembertagen gastliche Aufnahme und freundliche Stille nach dem Lärm und Tosen des Krieges, liebenswürdige Schonung für seine wunde Seele und seinen ermatteten Leib. Wohl fehlte die alte Hausfrau Betty, die vor mehr als acht Jahren schon Heimgegangene, aber das traute Familienleben und muntere Geselligkeit umfing den Abgehetzten mit warmen Armen. Die Halbschwestern Fritz Heinrichs, Lotte und Lene, walteten des Hauses. Goethes Erzählungen von der italienischen Reise fanden willige Zuhörer, und auch im nahen Düsseldorf fehlte es nicht an anregendem Verkehr. In der Düsseldorfer Galerie fesselten neben den verehrten Italienern

den Dichter vor allem auch die Niederländer, die derzeit gerade nicht in sonderlicher Wertschätzung standen. Daß Goethe damals in Pempelfort einige Tage krank gelegen hat und von Hofrat Abel behandelt wurde, ist bekannt. Ehe er sich nach Münster zur Fürstin Gallitzin begab, besuchte Goethe in Duisburg auf der Durchreise den von der Harzreise im Winter ihm in romantischer Erinnerung gebliebenen Professor der Philosophie Friedrich Plessing und Blasius Merrem, dessen naturwissenschaftliche Studien ihn anzogen.

Die vierte Rheinreise Goethes gehört dem Jahre 1814. Seit 22 Jahren hatte er den Rhein, seit 17 Jahren die Vaterstadt Frankfurt nicht gesehen. Die Kriegswirrnisse hatten ihn daran gehindert. In Briefen spricht er die Sehnsucht nach „dem lieben Rheinstrome" aus. Noch einmal wollte er die geliebten Gefilde, an die sich ihm so manche traute Erinnerung knüpfte, wiedersehen. Der alte Freund Zelter hatte ihm in Wiesbaden Quartier gemacht, wo Goethe in den letzten Julitagen eintraf. Während dieses Wiesbadener Kuraufenthaltes entschloß man sich eines Tages, es war der 15. August 1814, ins Rheingau bis nach Rüdesheim hinunterzufahren. Zu Wagen wird mit dem alten Freunde Zelter und dem in Wiesbaden erst kennen gelernten Oberbergrat Ludwig Wilhelm Cramer das Rheingau durchflogen. Kein Reiz der Gegend entgeht seinem offenen Auge. In Rüdesheim kommt man in die Vorbereitungen eines frohen Festes. Zum ersten Male will die Gegend nach den Schrecken der Franzosenzeit wieder das Rochusfest begehen, und zwar mit ganz besonderem Glanze. Die nach den Verwüstungen des Krieges wieder hergestellte Kapelle soll ihrem frommen Zwecke wieder übergeben werden. In Rüdesheim wurde die Burg des Grafen von Ingelheim besucht, und am Abend im Gasthof zum Adler („zur Krone" sagt

Goethe) werden auch unsere Reisenden von der allgemeinen Festfreude angesteckt. Am frühen Morgen des 16. werden die Sammlungen des Rüdesheimer Hofrats und Mineralogen Götz, der am Abend schon den Führer gebildet hatte, besichtigt, und dann geht's hinüber nach Bingen. Man mischt sich in die Scharen der Wallfahrer, läßt sich die Schicksale und Wundertaten der Landesheiligen erzählen, sieht Prozession auf Prozession ankommen, hört die Predigt und genießt das frohe Leben des rheinischen Volkes bei kreisenden Rochuskrüglein — braunen Gefäßen mit dem Namen der Heiligen. Die Vorzüge der einzelnen Weinlagen und Jahrgänge werden erörtert und besonders der beste der letzten Jahre, der Elfer, gepriesen. Nach kurzer Fahrt rheinab bis Aßmannshausen wird die Heimreise angetreten und in Eltville übernachtet.

Auch im folgenden Jahre 1815 suchte Goethe wieder Wiesbaden auf, dessen Kurmittel im Jahre vorher günstig auf ihn eingewirkt hatten. Schon Ende Mai traf Goethe diesmal in dem rheinischen Kurort ein. Im Juli erhielt er eine Einladung des Ministers Freiherrn von Stein nach Nassau, bei welchem er nach einer mehrtägigen Lahntour am 24. Juli in der Burg Stein eintraf. Hier machte ihm der Reichsfreiherr den Vorschlag, mit ihm nach Köln zu fahren, und erbat sich von ihm eine Denkschrift über Kunst und Altertümer in den Rheinlanden. Am folgenden Tage fuhren die beiden größten deutschen Männer jener Tage, der große Staatsmann und der große Dichter, die beiden größten deutschen Exzellenzen, selbander über Ems zu Wagen nach Thal Ehrenbreitstein und von da zu Nachen bis Köln. Gegen Abend landete man in Köln und stieg im „Kaiserlichen Hof" ab, von der Freudennachricht begrüßt, daß das berühmte Altarbild der Kölner Peterskirche, der heilige Petrus, dem französischen Raube entrissen, als Siegesbeute wieder auf

dem Heimwege sei. Am nächsten Tage wurde unter Wallrafs Leitung zuerst die Domruine von allen Seiten, in- und auswendig, von oben bis unten besichtigt, darauf einige Privatsammlungen, die Gemälde des Rentners Lyversberg, die Wachsarbeiten des Domvikars Bernhard Caspar Hardy und seines Schülers Karl Hagebold, Miniaturen Peter Joseph Lützenkirchens in Augenschein genommen. Am anderen Morgen fuhr man um die Stadt, durchwanderte die Wallrafsche Wohnung, die das Labyrinth seiner Sammlungen barg, und besichtigte die gesammelten Schätze des Rektors Gerhard Kunibert Fochem. Die bei den Festungsbauten zahlreich aufgefundenen römischen Altertümer fesselten gleichfalls Goethes Interesse. Auch mit vielen Gliedern des rheinischen Adels wurde Goethe in Köln bekannt und trat mit Ernst Moritz Arndt in persönlichen Verkehr. Noch am selben Abend (27. Juli) fuhren die beiden Exzellenzen mit dem Maler Fuchs nach Bonn, wo am andern Morgen die Sehenswürdigkeiten besichtigt und die Sammlungen des Kanonikus Pick und ihr geistreicher Besitzer genossen wurden. Man verweilte längere Zeit auf der Terrasse des Schloßgartens (dem alten Zoll) im eifrigen Gespräch über die Frage der Universitätsgründung und freute sich der herrlichen Aussicht auf Rhein und Siebengebirge. Die hier angeregten Fragen werden auf der Fahrt nach Andernach weiter fortgesponnen worden sein; handelt es sich doch bei der ganzen Reise um die Neugründung einer Hochschule an Stelle der sanft entschlafenen und auch während ihrer Lebenszeit niemals von Glück begünstigten Universität in Duisburg, um welche sich Bonn und Köln gleich eifrig bewarben, und mehr noch, um die zweckmäßigste Förderung der Kunst und die Sammlung und Erhaltung und würdige Aufstellung der vielen Kunst- und Altertumsschätze am Rhein. Die Niedermendiger Steinbrüche wurden

am Nachmittag besucht und abends Koblenz erreicht. Am 29. Juli nahm man das Frühstück auf der Karthause, freute sich der köstlichen Lage der Stadt und ihrer reichen Umgebung, der Ruinen von Ehrenbreitstein, deren Um- und Aufbau zu einer modernen Festung damals schon in Angriff genommen war. Der weitläufige Schloßbau schien im Kriege nur wenig gelitten zu haben. Auch in Koblenz hielt Goethe die Anlage eines Museums für Kunst und Altertümer angezeigt, worüber er mit Görres konferierte. Noch am selben Abend traf man wieder in Nassau ein, und am 31. abends war Goethe wieder in Wiesbaden, wo er dann mit Boisserée die Eindrücke seiner letzten Rheinreise eingehend besprach.

In schnellem Fluge habe ich so die fünf Reisen Goethes am Rheine Ihrem geistigen Auge vorgeführt. Sie sehen, welch breiten Raum der Rhein und die Rheinlande in Goethes Leben einnehmen. Wenn wir nun dazu übergehen, kurz noch die Wirkungen Goethes im Leben der Rheinlande zu skizzieren, so müssen wir zunächst die Kreise betrachten, zu denen Goethe bei seinen Lebzeiten am Rheine in Beziehung getreten ist. Auf den vorübergehend rheinischen Kreis der Familie La Roche im Thal Ehrenbreitstein hat Goethe die vielfältigsten Einwirkungen ausgeübt, doch führte uns das zu weit ab, wenn wir näher darauf eingehen wollten. Der eine Tag in Elberfeld, der 22. Juli 1774, hatte für diese industrielle Stadt eine nicht zu leugnende Bedeutung. Er hat die damals dem großen deutschen Lebensstrome Fernstehende mit einem Schlage in der deutschen literarischen Welt bekannt gemacht. Der, welcher für Goethe den Mittelpunkt von Elberfeld bildete, Dr. Heinrich Jung genannt Stilling, ist mit dem großen Kreise Goethescher Freunde hier am Niederrhein, der sich um die Gestalt Fritz Heinrich Jacobis

und seines Bruders gruppiert, dauernd im Verkehr geblieben. Und dieser Düsseldorf-Pempelforter Kreis mit seinen vielerlei Verbindungen überall hin nach den deutschen Stätten der Kunst und Wissenschaft ist es ganz besonders, der den Goethe-Freund am Rheine fesselt; ihn in der rheinischen Goethe-Ausstellung nach allen Seiten hin zu verkörpern, ist unser eifriges Bestreben gewesen, und mit Befriedigung können wir auf das hier Erreichte blicken.

Auch mit zahlreichen andern Rheinländern außerhalb dieses Kreises hat Goethe in brieflichem Verkehr gestanden, teils nur vorübergehend, teils für längere Zeit; andere hat er anderwärts kennen gelernt. Ich nenne hier nur die Doktoren Steifensand und Günther, den Grafen Reinhard, der auch eine Zeitlang dem Rheine angehörte; die Düsseldorfer Varnhagen von Ense, Heinrich Heine, Immermann und Mendelssohn und vor allen die Gebrüder Boisserée. Das führt uns zu rheinischen Künstlern in Goethes Lebenszeit, zu denen er vielfache Beziehungen unterhielt. Mit manchen wurde er durch die Weimarschen Preisausschreibungen bekannt, so mit dem Kölner Josef Hoffmann, der in Düsseldorf und Paris ausgebildet war, und dem Düsseldorfer Heinrich Kolbe. Ein reger Briefwechsel bestand zwischen Goethe und den beiden Langer, Galeriedirektoren in Düsseldorf und später in München, und der uns am meisten am Herzen liegt, unser großer Peter Cornelius: wie vielgestaltig sind seine Beziehungen zu dem Dichterfürsten seit Cornelius' dreimaliger Bewerbung bei den Weimarer Künstlerkonkurrenzen. Nicht nur die Faustzeichnungen des Meisters hat Goethe gesehen und als die bedeutendsten neben anderen gleichzeitigen anerkannt, auch andere der gewaltigen Werke des Cornelius hat Goethe schon in ihrer Entstehung verfolgt, wie die Zerstörung Trojas, oder in ihrer Vollendung bewundert, wie den Stich

der Unterwelt aus der Glyptothek. Und wie innig waren die dauernden Beziehungen Goethes zur rheinischen Wissenschaft, die unter seiner Ägide eine glänzende Sammelstätte in Bonn gefunden hatte. Mit zahlreichen Männern aus beiden Sparten der philosophischen Fakultät unterhielt er einen eifrigen Briefwechsel. Ich nenne Ihnen nur Näke und Welcker und Windischmann, den vielseitigen D'Alton, Nees von Esenbeck, Nöggerath, Nasse. Der Juristenfakultät gehörte an sein geliebter Großneffe Alfred Nicolovius und dessen Bruder Franz, der Kölner Generalprokurator, in dem die Goetheschen Gesichtszüge wieder erstanden sind. Auch zur rheinischen Spezialität des karnevalistischen Humors ist Goethe in nahe Beziehung getreten. Im Jahre 1823 aus langem Schlummer erwacht, suchte der Kölner Karneval durch Nees von Esenbecks Vermittelung 1824 schon eine Anknüpfung zu dem Altmeister in Weimar. Der Karneval von 1825 stand durch das Goethesche Gedicht „Kölner Mummenschanz", das allerdings nur mit einer Zensurlücke erscheinen durfte, völlig im Zeichen Goethes. Was Nees von Esenbeck anfangs zu hindern suchte, geschah später dennoch: die Dülkener berittene Mondsakademie ernannte Goethe zu ihrem Doktor und sandte ihm den Windmühlenorden mit den drei Flügeln und den der Ritter des jungen Lichtes.

So vielseitig waren die Wirkungen und Beziehungen Goethes des Lebenden, aber auch nach seinem Tode blieb er für uns am Rheine „so wirksam, wie er lebte". Ergreifend wurde sein Hinscheiden in Bonn und besonders in Düsseldorf durch Immermanns Epilog zum Clavigo geehrt. Unvergessen ist die Düsseldorfer Jahrhundertfeier 1849. Unsere rheinischen Dichter, Musiker und Künstler haben in unzähligen Liedern, Kompositionen und künstlerischen Gaben seine Werke

verherrlicht. Rheinische Forschung hat bei Goethes Faust mit Heinrich Düntzer einsetzend unendlich viel für das tiefere Verständnis und die Aufhellung des Lebensganges des Unsterblichen von Weimar getan, und rheinische Goethe-Freunde sind gegen andere deutsche Gaue nicht zurückgeblieben; sie haben eifrig und pietätvoll Goethe-Schätze in Fülle zusammengetragen; ich nenne hier nur den einen Namen Lempertz, dessen Sammlung Säle füllt und Bände redet.

Noch eine Beziehung Goethes endlich zu den Rheinlanden knüpft sich an den Namen einer hohen Frau, die gern und viel am Rheine geweilt, an den Namen unserer hochseligen Kaiserin Augusta, die als Kind in Weimar um Goethes Knie gespielt, die er als Braut und junge Gemahlin noch gesehen und zu großen Dingen bestimmt vorausahnte. — Meine Herren! Das alles und noch vieles andere haben wir versucht, Ihnen hier in der Kunstakademie vorzuführen bis zum heutigen Tage herab — und was heute geschieht, gehört morgen der Geschichte an. So schließt sich die Kette. Die heute beginnenden Feste werden ein neues Ehrenblatt im Gedächtnis Goethes in den Rheinlanden bilden. Die Herren von der Ausstellung sprechen den Veranstaltern der anderen Goethe-Ehrungen hier in der Düsselstadt den herzlichen Wunsch aus, daß alles von ihnen Geplante und Begonnene glanzvoll und des großen Dichters würdig verlaufen möge, daß es reiche Frucht bringen möge zur Werbung neuer Pflege der alten Liebe unserer Rheinländer zu Goethe, daß man bei einer späteren Goethe-Ausstellung am Rheine auch unsere Feste glänzend im Bilde vorführen kann, daß man in 50 Jahren bei der zweiten Jahrhundertfeier Goethes noch mit Staunen und Begeisterung reden möge von der „Rheinischen Goethe-Feier in Düsseldorf 1899“!

---

# Plaudereien von der Rheinischen Goethe-Ausstellung.

## Im Wirken und Werden.

Wenn endlich nach monatelangem Erwägen und Planen, nach wochenlangen Reisen, nach all der Müh und Arbeit der Briefe und Anfragen, die, viele Hundert an der Zahl, rheinauf, rheinab, nach Ost und West, wirkend und werbend in die deutschen Lande gingen, der Gedanke unserer rheinischen Goethe-Ausstellung Wirklichkeit zu werden beginnt, — wenn täglich neue Sendungen in Kisten und Paketen aller Art beim Ausstellungskommissariat in der Königlichen Kunstakademie einlaufen, so macht der Arbeiter am Werke, das eine oder das andere Ausschußmitglied wohl einmal Halt und schaut aufatmend rückwärts auf den zurückgelegten Arbeitsweg, der manchmal wohl ein „Dornenweg“ gewesen ist, aber auch herzlich erfreuende und vollbefriedigte Augenblicke bot.

Sollte es uns nicht freuen, wenn Familien in den Rheinlanden, deren Glieder vor drei und vier Generationen mit dem größten deutschen Dichter in freundschaftlicher Beziehung standen, die treu bewahrten Andenken an jene goetheverklärte Zeit, die vererbten Familienschätze uns freudig zur Verfügung stellen, wenn in den Briefen die als Familientradition bewahrte Begeisterung zu unmittelbarem, herzerquickendem Ausdruck gelangt? Sollte es uns nicht freuen, wenn trotz aller Preßbefehdung die berufene Stelle deutscher Goethe-Verehrung, das freie deutsche Hochstift in

Goethes Vaterhause es sich nicht nehmen läßt, unsere Ausstellung mit rheinischen Goethe-Erinnerungen zu beschicken, wenn das Hochstift ausdrücklich erklärt, daß es sich von seinem Standpunkte, alle in sich berechtigten und tüchtigen Bestrebungen zu Goethes Ehren zu unterstützen, selbstverständlich durch keinerlei Einflüsse abbringen läßt?

Und wenn gar das Goethe-Nationalmuseum und das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar ihre Pforten öffnen und einiges von ihren Schätzen zu uns an den Rhein senden, so ist gewiß aller Grund zur Freude und Befriedigung vorhanden. Doch solches Entgegenkommen der berufensten Stellen legt den Veranstaltern auch neue Pflichten auf. Sie dürfen nicht ruhen und nicht rasten, ehe das große Ziel erreicht ist, alle die vielgestaltigen Beziehungen Goethes zu den Rheinlanden in ihrer reichen Fülle hier in unserer Kunst- und Industriestadt am Rhein in möglichster Vollständigkeit zur Darstellung zu bringen. Alle notwendigen Vorbedingungen sind heute schon erfüllt. Ausstellungsgegenstände in großer Zahl sind schon eingelaufen, und noch immer sind fleißige und fachkundige Hände im alten Köln, im industriereichen Barmen und Elberfeld, in Trier, in Aachen, in Bonn, in Koblenz, in Wetzlar, in Bingen, in Worms, in Duisburg und anderwärts an der Arbeit, Goethe und dem Rheinlande zu Ehren für unsere Ausstellung zu wirken.

**Aus dem Pempelforter Kreis: Unschätzbare Briefe.**

Die Beziehungen Goethes zu Düsseldorf sind von Frauenhand geknüpft worden. Sophie von la Roche hatte schon alles aufgeboten, Goethes Abneigung gegen die Brüder Jacobi zu mindern. Das größte Verdienst aber fällt den Düsseldorfer Damen Johanna Fahlmer, Lotte Jacobi, der jüngeren Schwester Fritz Heinrichs, und vor allem seiner Gattin Betty zu. Alle drei hatte

Goethe 1773 in Frankfurt kennen und schätzen gelernt, wohin Johanna Fahlmer, die Tante der Brüder Jacobi, mit ihrer Mutter übergesiedelt war.

Als Goethe Fritz Heinrich Jacobis Gattin, Helene Elisabeth von Clermont, begegnete, war sie fast dreißig Jahre alt. Ihre Art war ganz dazu angetan, ihn völlig für sich einzunehmen: „Ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin," so zeichnet er noch nach 40 Jahren die früh verstorbene Frau. Ritterlich hat sich damals in Frankfurt der junge Doktor Goethe um die heitere Frau bemüht, die ihren Einfluß auf den genialen Jüngling vor allem dazu verwendete, ihn für ihren lieben Fritz zu gewinnen. Als rechte Frau war sie nicht nur von der Unwiderstehlichkeit von Fritzens schönen blauen Augen überzeugt, sondern ebenso von seinem hohen Werte als Mensch und seiner geistigen Bedeutung durchdrungen. Und welcher Segen ward die durch sie vor allen vermittelte lebenslange Freundschaft mit dem Pempelforter Philosophen für unseren Dichter!

An das Kennenlernen in Frankfurt im Sommer 1773 schloß sich ein kurzer Briefwechsel zwischen Goethe und Betty, der mit der erreichten innigen Freundschaft der beiden Männer sein Ende fand. Dieser ganze Briefwechsel ist unserer Ausstellung überwiesen durch die Freundlichkeit der Frau Elisabeth Jacobi, geborene Hengstenberg, der Witwe des Herrn Superintendenten Johannes Jacobi in Gadderbaum. Und welchen Zauber entfalten diese liebenswürdigen 11 Briefe! Gewiß wird der gesammelte Besucher der Ausstellung sich dem intimen Reiz dieser Blätter ebensowenig entziehen können wie der Schreiber dieser Zeilen, den sie bei sinnendem Durchlesen ganz gefangen nahmen.

Schon der erste kleine Zettel von Goethes Hand, der mit den Worten schließt: „So kurz ich Sie auch

gesehen habe, ist mir's doch immer ein so gar lieber Eindruck Ihrer Gegenwart und daß Sie mich ein bisgen mögen." Und was sendet denn der Dichter mit seinem Briefchen? was war denn „das Ding da, das Sie vielleicht nicht interessiert?" Eine der genialsten Dichtungen Goethes, „Wanderers Sturmlied", das in Richard Strauß' gewaltiger Tondichtung bei den musikalischen Darbietungen im August hier in Düsseldorf entbehren zu sollen für den Goethe-Freund besonders schwer fällt, wenn er diese ganz intime Beziehung des Liedes zu Düsseldorf kennt. War es doch die erste Gabe seines Genius, die er handschriftlich nach der Düsselstadt, nach dem grünen Pempelfort fliegen ließ!

Unterdessen war bei Goethen die Nachricht eingetroffen, daß in Düsseldorf am 17. Oktober der Franz geboren war, dessen werdende Erscheinung schon im Juli in Frankfurt der Frau Betty den Namen Mamachen eingetragen hatte. Mit einem Brief vom 3. November sendet Goethe der jungen Mutter allerlei zum Lesen, „ein Geles", wie er sich ausdrückt, und erkundigt sich nach dem Befinden des Bübchens und nach seinem Namen. Als Antwort darauf diktiert Frau Betty dem „Täntchen" Johanna Fahlmer einen langen Brief in die Feder, der uns die liebenswürdige Art der rundlichen Niederrheinerin leibhaftig kennen lehrt: „Herr Doctor Goethe Lobesan: Hier kommt Mamachen, um mit Ihnen ein wenig zu plaudern." Sie dankt „dem bösen Menschen mit dem guten Herzen", der „brave neue Bekanntschaften nicht so schnell vergißt". „Wenn ich wieder nach Frankfurt komme, so bin ich schlank, rasch, munter und kann hübsch ohne Herrn Doctors Arm gehen; dann werden Sie mich gerne haben." So plaudert sie liebenswürdig weiter, wie sie den Jungen, der ein Mädchen hatte sein sollen, als Mutter in Gnaden aufnahm, ebenso wie das von Goethe gesendete „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", wozu

das Täntchen ein sauer Gesicht zog. „Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir gestern einige Mal angestimmt. Ergo!"

Und dann schreibt Goethe wieder im Jammer um den Verlust seiner eben verheirateten Schwester Cornelie und richtet sich auf am Briefe der mütterlichen Freundin, in deren Worten einen kleinen Trost findend. „Ihre Stimme, Ihr Wesen ward um mich lebendig und Sie müssen fühlen, wie wert mir Ihre Gegenwart ist." So folgt noch manches Blatt und Blättchen, und das alles in des jungen Goethe schönen schlanken Schriftzügen!

Und nun kommt endlich der Brief Goethes aus Düsseldorf, der unserer Kunststadt am Rheine erst die rechte Goetheweihe gibt:

„Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt

Düsseldorf den 21. July 1774

gegen zwölfe Mittags, in dem Gasthofe zum Prinzen von Oranien."

Goethe hatte die ganze Familie in Pempelfort getroffen, nur die Herrin des Hauses, die bisher die Beziehungen zu Frankfurt gepflegt hatte, war gerade in Aachen bei ihrer Mutter. „Das mir's weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo eben jetzo. — Was weiter wird, steht in der Götter Hand." Es ist gut geworden, wie der nächste Brief Goethes frohlockend verkündet: „Ihr Fritz, Betty, mein Fritz, Sie triumphieren Betty" und mit Recht. War doch ihr Herzenswunsch erfüllt: Goethe und ihr lieber Fritz waren Freunde! — — —

Daß sie diesen für unsere Feststadt Düsseldorf so überaus wertvollen Briefwechsel den Besuchern im Orginal vorlegen kann, ist für die Leitung der rheini-

schen Goethe-Ausstellung eine ganz besondere Freude. Aber es sind aus dem Jacobischen Kreise noch andere nicht minder wertvolle Briefe und sonstige Aufzeichnungen in Fülle vorhanden, so — von Herrn Referendar Fritz Jacobi in Aachen eingeschickt — das Tagebuch des Dichters Johann Georg Jacobi, des älteren Bruders des Philosophen, in welchem er den Aufenthalt in Elberfeld, das erste Zusammentreffen mit Goethe, die Fahrt nach Bensberg am 24. Juli 1774, den Besuch des dortigen Schlosses und die Reise nach Köln schildert, die mit einem herrlichen Abend am mondscheinumflimmerten Rheine ihren Abschluß fand. Auch die Briefe Goethes an Johanna Fahlmer (bis zu ihrer Verheiratung mit Goethes Schwager Schlosser) hat die Familie Hasenclever aus Remscheid gesendet, welche ihre Herkunft direkt von dem Ehepaar Fahlmer-Schlosser herleitet. Was die weitverzweigte Familie Jacobi noch weiter an Briefen uns schickte, würde in der Aufzählung viele Spalten füllen, doch sei's für diesmal genug!

**— Am 21. Juli —**

Heute also ist der große Tag, welcher vor allen anderen Tagen Düsseldorf das Recht gibt, in diesem Jubeljahre die Goethe-Feststadt am Rhein zu heißen und zu sein. Ist sie's denn auch heute? Oder hat sie diesen hervorragendsten aller ihrer Goethe-Tage, an welchem der Dichter zum ersten Male hier erwachte, zum ersten Male das grüne Pempelfort besuchte, vergessen?

Neugierig nehme ich am Morgen die gelesenste Zeitung der Kunstmetropole hier am Rheine in die Hand — kein Wort des Gedenkens! Nun, hoffentlich haben andere Blätter die Pflicht des Generalstabes der öffentlichen Meinung, der sich „Presse" nennt, besser erfüllt. — —

Zu „feiern“ gibt's heute nichts in der Goethe-Stadt, also nehme ich mir einen Band von Goethes Gedichten in die Hand und blättere und lese und träume — Duft unverwelklicher Blüten umweht mich. O Lieb', o Liebe, wer hat dich so gesungen, gejubelt und geklagt wie Goethe, der Ewigjunge? — —

Und nun den Brief den Er heute vor 125 Jahren, „just jetzo, eben jetzo“ an die liebe Betty geschrieben hat! Doch ich kenne ihn ja auswendig, unsern Düsseldorfer Ehrenbrief. Aber sehen will ich ihn heute noch einmal, ihn sehen in der ganzen Unmittelbarkeit seiner schlanken Schriftzüge! Also hinaus, trotz der lastenden Julihitze, hinaus zur Kunstakademie in die Goethe-Ausstellung! Da kann ich, wenn auch nicht einen Goethe-Tag, doch eine Goethe-Stunde feiern. Vielleicht geht der Leser mit und läßt mit mir das Ganze der Ausstellung vor seinem genießenden Blick vorüberziehen.

In den hohen Gängen der Akademie ist es erquickend kühl. An der Bodeschen Faust-Sammlung gehen wir vorbei. Ich hätte manches darüber auf dem Herzen, aber ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; so lange sie bei uns ist, sei die edle Gastfreundschaft gewahrt, trotz der Sottisen, die der Aussteller in einer großen Zeitung sich gestattet hat, vergessend, daß er bei uns zu Gaste geladen ist. —

Wir sind am Ziel. Die Flügeltür geht auf. Der vornehme Raum der Aula umfängt uns. Am hohen Fenster gegenüber hält die edle Jünglingsgestalt des Adoranten die Hände grüßend uns entgegen wie in Weimar im Vestibül des Goethe-Hauses. Um ihn grünt es und neigt sich's zierlich in eleganten Palmenwedeln, als wollt' es den König der Dichter grüßen an der Wende des Jahrhunderts. Der Goethe-Apoll Trippels überschaut königlich den weiten Raum.

Wir schauen rechts und links in der weiten Halle hinunter. Wirkungsvoll heben sich vom dunkeln Holzwerk der Rednertribüne die edlen Linien der Johannes Pfuhlschen Marmorbüste Goethes ab, die vor 20 Jahren Freunde dem Reichsgerichtspräsidenten Exzellenz von Simson geschenkt haben, wohl wissend, welche Freude sie damit dem goethereifen Manne machten. Die Tochter des jüngst Entschlafenen hat die Büste hochherzig der Goethe-Ausstellung überwiesen. Vor der anderen Kurzwand thront als edler, ständiger Schmuck der Aula der Moses Michelangelos: vor ihm, dem Riesen bis über die Knie reichend, das große Goethe-Bildnis unseres Düsseldorfers Kolbe, wie er ihn gesehen hat. Ein wenig Pose stört den sinnenden Beschauer, und doch ist er ein anziehend Kunstwerk, dieser Goethe, wie er da vor dem Golf von Neapel steht mit den großen strahlenden Augen, mit denen er die Kunstoffenbarungen Italiens geschaut.

Doch in der Nähe ist noch vieles zu bewundern: Ölbilder der Vorfahren Textor, würdige Herren und Damen, an denen von der „Frohnatur" freilich nicht viel zu sehen ist, die unser Wolfgang von der Mutter ererbte. Aber auch die Mutter selbst ist zugegen, ihr wundervolles weiches Original-Pastellbildnis, ein kostbarer Besitz der Familie Nicolovius-Heuser in Köln, die Perle der Bildnisse in unserer an vortrefflichen Ölporträts so reichen Sammlung. Auch der gestrenge Herr Rat grüßt uns von der Schirmwand, zwischen beiden das vielumstrittene Bildnis Wolfgangs und Cornelias von Seekatz, das die Goethe-Gewissen aller Orten nicht recht anerkennen wollen, obgleich es von den Zügen Goethes mehr unverkennbare Spuren aufweist, als das „echte" Schäferbildnis. Vor diesen Familienbildern bietet eine reich ausgelegte Vitrine eine Fülle von Erinnerungen aus Goethes Jugendzeit. Da ist der Weidenhof, den Goethes Großeltern besessen,

das Goethe-Haus am Hirschgraben in frühster und späterer Gestalt, das Treppenhaus, der Hofraum, Goethes Geburts- und Arbeitszimmer, das Gegenüber im Hirschgraben und manche andere Örtlichkeiten in Alt-Frankfurt, die dem Knaben und Jüngling Wolfgang vertraut waren. Die Vitrine gegenüber zeigt uns die zur Neige gehende Sonne, die greise Exzellenz von Goethe auf dem Gipfel der Verehrung, den Scheidenden, den Entschlafenen. Vor allem ergreifend das stille Antlitz des Geistesgewaltigen auf dem Totenbett, von Prellers Meistergriffel auf ein Briefblatt gezeichnet und dem Sohne von Kestners Lotte nach Rom gesendet. Dies wundervolle Original hat ein Glied der Familie Kestner aus Mühlhausen im Elsaß gesendet.

Das führt unsere Gedanken von selbst zu der Wetzlarer Episode, der vier Vitrinen und drei Wände gewidmet sind. Wir lernen zunächst die kleine alte Reichsstadt mit ihrer landschaftlichen Umgebung und ihrem der langsamen Verwesung verfallenen Reichskammergericht kennen. Die Wetzlarer Freunde Goethes werden uns in feinen Porträts und Silhouetten aus den Sammlungen eines literarischen Feinschmeckers, des Bankiers Alexander Meyer-Cohn in Berlin, vorgeführt. Die Wetzlarer poesieverklärten Goethe-Stätten hat vor Jahren der Weimarer Oberhofmarschall von Donop mit großer Pietät und künstlerischem Verständnis festgehalten. Seine Witwe, Freifrau von Donop, hat diese unschätzbaren Blätter unserer Ausstellung gesendet. Doch noch unzähliges Andere birgt allein diese so reiche Wetzlarer Gruppe, vor allem zahllose Porträts, Briefe, Stickereien und andere Andenken der süßen Lotte, die im Herzen des Dichters einen so stürmischen Aufruhr hervorgerufen hat. Auf die zahllosen Wertheriaden, gute und schlechte, langweilige und interessante Literaturprodukte aus jener über-

schwänglichen Zeit werfen wir nur einen kurzen Blick und stehen endlich vor der Vitrine, die uns heute in die Ausstellung gelockt.

Da liegen sie alle, die Briefe Goethes, die Blätter und Blättchen, die er an die beiden niederrheinischen Frauen Johanna Fahlmer und Betty Jacoby, gesendet, ehe er mit kühnem Griff all die Spannungen zerriß, die zwischen Frankfurt und Düsseldorf bestanden und selbst nach Pempelfort fuhr. Und in ihrer aller Mitte liegt unser Brief vom 21. Juli, ein oft gelesenes Quartblatt und, was seh' ich? eine pietätvolle Hand hat den Brief heute mit Blumen umkränzt! Noch ein Mensch also, der die Bedeutung dieses Tages und dieses Briefes für uns hier am Niederrhein lebendig erfaßt hat.

Wir sind dem schlichten Spender dieser kleinen Gabe zum Gedächtnis Goethes am Niederrhein herzlich dankbar; er hat die Wehmut getilgt, die uns beschlich, weil niemand bereit war, diesen Goethe-Tag erster Ordnung in Düsseldorf zu feiern*).

**Zu Fritz Heinrich Jakobi.**

Doch ich denke, wir machen halt auf unserer Wanderung für heute — alles ist ja noch müde von den Aktualitäten dieser Woche, von Kirmeß und Schützenfest — und besehen uns morgen die anderen tausend Herrlichkeiten, die in die 53 großen und kleinen Vitrinen, auf Wänden, auf Säulen, Fensterbänken und Staffeleien verteilt sind.

Nur wenige Sätze zur Kennzeichnung des Verhältnisses Goethes zum Sohne Düsseldorfs, Fritz Heinrich Jacobi, der an jenem denkwürdigen Julitage 1774 in

---

*) Allerdings hatte ich es selbst damals angeordnet — „dramatische Spaltung der Persönlichkeit“.

Jugendfrische dem 25jährigen Dichter entgegentrat und sein empfänglich Herz im Sturm gewann.

Ein dunkles Sehnen hatte Goethen damals zu ihm rheinab nach Düsseldorf getrieben: mit wissendem Herzen ist er später aus der Unrast des Kriegsjahres 1792 an den stillen Herd des Freundes in Pempelfort geeilt, wo „die Reife ihrer Freundschaft die höchste Süßigkeit“ erlangte. Freilich, auch die Bitternisse blieben diesem lebenslangen Freundschaftsbunde nicht erspart, dem Goethe am ersten Abschiedstage das Horoskop gestellt: „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen“, und in Wahrheit, wie verschieden auch die Naturen der beiden Männer waren, die sich so früh mit der größten Innigkeit umfaßt hatten, sie sollten im Wandel ihres Lebens immer wieder erfahren, daß sie zwar nie ganz sich einigen, aber auch nie wieder voneinander lassen könnten. „Wenn nur der Rhein durch Westfalen nach Thüringen flösse,“ ruft Goethe wohl im Verlangen nach dem Freunde aus, auch wenn der Zauber der Persönlichkeit nach einem Wiedersehen wieder verflogen war, und kommt in der olympischen Ruhe der späten Jahre zu dem Schlusse: „Laß uns so lang wir leben einander, was möglich ist, sein und bleiben.“

Und Fritz Heinrich jubelt, wenn er einen frischen Brief des Freundes erhalten hat: „Es thut einem doch nichts in der Welt so wohl, als wenn ein Freund zu einem tritt und spricht: Da bin ich! Was giebts? Den ganzen Tag bin ich so Arm in Arm mit Dir herumgegangen, daß ich in dem frohen Mut darüber sonst nichts unternehmen konnte.“ Ein andermal genügt ihm der briefliche Verkehr nicht mehr, verlangt ihn nach leibhaftigem Sehen: „Lieber Goethe, wie so herzlich gern sähe und spräche ich Dich einmal wieder.

Deine Briefe gleichen dem Anklopfen, dem Vorüberrauschen eines Gespenstes. Aber ich hange auch an dieser Erscheinung." Ja, noch der Siebzigjährige „umarmt" den Jugendfreund „mit unvergänglicher Liebe" und versichert: „Es war eine große Liebe, die seit mehr als vierzig Jahren mich mit Dir verbunden hat." — —

Wir aber wollen diesen Freundschaftsbund des größten deutschen Dichters mit einem der Großen aus Düsseldorfs Vergangenheit, dem „deutschen Plato", in dankbarer Erinnerung hoch in Ehren halten; gibt er doch unserer Stadt allein das Recht, die Städte der „Rheinischen Goethe-Feier", wie den Sitz des „Rheinischen Goethe-Vereins" zu bilden. Ohne Fritz Heinrich Jacobi und sein baumumrauschtes Pempelfort wäre Goethe nie nach Düsseldorf gekommen! — —

**Elberfeld, Jung-Stilling und „Tersteegen's Freunde".**

Der 22. Juli 1774 ist für unsere heute so stolze und weltbekannte Nachbarstadt Elberfeld ein historischer Tag erster Ordnung. Fand doch dort an diesem Tage, durch den Zufall zusammengeführt, eine kurze Vereinigung bedeutender Männer statt, die ewig denkwürdig bleiben wird.

Mit knappen Zügen malt uns Goethe in Dichtung und Wahrheit ein Bild des Ortes dieser Zusammenkunft, der Stadt Elberfeld vor 125 Jahren, das auch heute noch in vielem zutrifft. Ihn erfreute schon die Rührigkeit so mancher wohlbestellten Fabrik. Er sah, wie die mit irdischem Erwerb beschäftigten Einwohner die himmlischen Güter nicht außer acht ließen. Das damals noch wenig genannte Elberfeld wurde an jenem Sommertage, wie Pastor Karl Kraffts feine Feder schreibt, mit einem Schlage in die große literarische Welt Deutschlands eingeführt.

Etwas überschwenglich, aber doch im ganzen zu-

treffend, berichtet Johann Jacob Wilhelm Heinse, der Nacheiferer Wielands, in einem Briefe an Gleim als Augenzeuge über diese Zusammenkunft: „Es ist die einzige Scene ihrer Art, die vielleicht noch in keinem anderen Orte der Welt ihres Gleichen gehabt hat. Denket euch uns von ungefähr in einer Stube zusammengeführt. Zuerst Goethe, der wilde Verfasser von ‚Götter, Helden und Wieland', Heinse, der Verfasser des ‚Petron' und ‚Laidion', Lavater, den Aufseher darüber. Nach diesen den größten Pietisten unserer Gegend, Hasenkamp; dann den Dr. Jung, der die Assineide (richtiger Ase-Neitha, eine Orientalische Erzählung) im ‚Mercur' gemacht hat, auch ein Pietist, und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Goethes Freund und sechs Damen und Herren, auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Goethen Klopstock's ‚Messias' gegen Hasenkamp verteidigen und Herder's ‚Urkunden', und hört ihn mich loben, und Lavater zärtlich küssen, und seht die Gesichter voll Verwunderung und Staunen dort und seht uns dann alle friedlich ein Glas Wein trinken und unseren Pferden Sättel besorgen und wieder zurückkehren und Lavater schon eine Betstunde halten gehen und Abschied nehmen. Alles dies geschah zu Elberfeld!"

Auch andere der Teilnehmer haben über diese denkwürdige Zusammenkunft berichtet, doch mag Heinses Schilderung für diesmal genügen. Wir freuen uns, in der Ausstellung die von ihm Genannten und noch einige andere, die an dieser denkwürdigen Zusammenkunft teilnahmen, dem Beschauer in ihrem Bilde und in ihrer geistigen Persönlichkeit vorführen zu können.

Der Goethen eigentlich nach Elberfeld zog, war sein alter Straßburger Freund Dr. Johann Heinrich Jung, welcher seit zwei Jahren in Elberfeld ansässig,

noch recht in Sorgen lebte, da seine Berühmtheit als Augenoperateur eben erst begann. In vielen Stichen können wir das Bild des geistreichen Mannes in allen Lebensaltern vorführen, der sich aus kleinsten Verhältnissen zu hohen Ehren emporgearbeitet hat und wenige Jahre nach Goethes Besuch in Elberfeld unter dem Namen Heinrich Stilling einer der populärsten Schriftsteller in Deutschland wurde. Fast alle seine Schriften hat uns die Familie Werth aus Barmen gesendet, meist in den ersten Ausgaben, die von Anfang an im Besitz der Familie gewesen sind. Zahlreiche Briefe Jung-Stillings legen wir im Original auf, fast sämtlich an „Tersteegens Freunde" im Wuppertal gerichtet, darunter auch die eigenhändige Rechtfertigung seines Lebens. Wir verdanken sie dem reformierten Kirchenarchiv zu Gemarke und dem bergischen Geschichtsverein zu Elberfeld, der auch ein Bild des Jung-Stillingschen Wohnhauses gesendet hat.

Wir führen weiter vor den feinen Kopf des „Züricher Propheten" und berühmten Physiognomikers Johann Caspar Lavater, an Stichen und Silhouetten eine fast erdrückende Fülle. Die schon vor seinem Elberfelder Besuche angeknüpften Beziehungen zum Niederrhein kommen in intimen Originalbilletts und Briefen Lavaters aus den Jahren 1772 und 1773 zur Geltung und werden in weiteren Schriftstücken bis zu Lavaters Tode fortgeführt. Auch die hochseltene, als Manuskript gedruckte „Handbibliothek für Freunde von Johann Caspar Lavater" liegt in ihren zierlichen Bändchen den Beschauern offen.

An Lavater eng sich anschließend, tritt der berühmte Duisburger Rektor Johann Gerhard Hasenkamp auf. Die beiden geistesverwandten Männer hatten die Reise nach Elberfeld gemeinsam gemacht. Hasenkamps Beschreibung dieser Reise mit dem Züricher Pfarrherrn liegt handschriftlich vor. Neben den schon

genannten Briefen, welche in den vorangegangenen Jahren von Lavater nach Duisburg geschrieben waren, sind einige Originalbriefe Hasenkamps an die Jungfer Anna Dorothee Wuppermann in Barmen und Pastor Jorissen recht charakteristisch.

Die Demoiselle Wuppermann hat auch mit einem andern Duisburger in brieflichem Verkehr gestanden, der bei der Elberfelder Zusammenkunft zugegen war, mit dem Arzte Dr. Samuel Collenbusch, der später nach Gemarke übersiedelte, als sein Sehvermögen abnahm; die Bibelstunden waren von jeher seine Hauptbeschäftigung gewesen. Neben seinem bekannten Hauptwerk, den „biblischen Wahrheiten", können wir noch eine ganze Reihe von gedruckten und handschriftlichen Abhandlungen, Aufsätzen, Gedankensplittern, Tagebuchauszügen dieses verehrungswürdigen Mannes vorführen. Außerdem eine Reihe von Briefen an F. C. Hoffmann in Düsseldorf (auf der Bolkerstraße) und andere, sowie eine Silhouette Collenbuschs.

Von Einheimischen, die an der Zusammenkunft in Kipdorf teilnahmen, wird der Kaufmann Caspari, in dessen Hause die berühmten Fremden alle gastlich bewirtet wurden, durch einen Brief vertreten sein, ebenso Jacob Engelbert Teschemacher, der Hervorragendste unter den Tersteegenianern des Wuppertals. Der Brief dieses Abkömmlings einer bekannten Gelehrten- und Ärztefamilie zeigt die mystisch-asketische Denkart der Freunde Tersteegens in höchst charakteristischer Weise.

Fügen wir weiter hinzu, daß auch der Dichter Heinse, der Maler Schmoll, der Pempelforter Philosoph Fritz Heinrich Jacobi und sein Bruder, der Dichter Johann Georg Jacobi im Bilde vertreten sind, daß der bergische Geschichtsverein Plan und Ansicht der Stadt Elberfeld aus dem Jahre 1775 und Abbildungen des Hauses Teschemachers in der Mirke und des Caspari-

19*

schen Wohnhauses im Kipdorf beigesteuert hat, so wird der Leser sich vorstellen können, wie dieser eine Tag Goethes in Elberfeld in allen seinen vielseitigen persönlichen Beziehungen auf der Ausstellung erschöpfend zur Geltung kommen wird.

Gewiß war es ein einziger Moment, der fünfundzwanzigjährige Sonnenjüngling Goethe, umstrahlt vom jungen Ruhm des „Götz", mitten unter diesen Elberfelder Tersteegenianern! Und doch täte der Leser unrecht, wenn er fragen wollte, wie kommt Saul unter die Propheten? Möge er sich Goethes feinen Verständnisses für die „schöne Seele" Susanna Katharina v. Klettenberg erinnern. Hatte Goethe doch mit ihr gemeinschaftlich wenige Wochen vor dem Elberfelder Hochsommertage, am 20. Mai 1774, einen Brief an Lavater geschrieben, den die berühmte Hirzelsche Sammlung uns aus Leipzig spenden wird.

---

### Goethe und Maximiliane von La Roche.

Goethe zum ersten Male am Rhein, im „Thal" bei Ehrenbreitstein.

Es war Mitte September 1772, als unser Dichter zum ersten Male rheinische Luft, rheinisch Licht und Leben eine Woche lang auf sich wirken ließ — lindernd, heilend, neues Leben weckend.

Als er sich am 11. September in freiem Entschluß von Wetzlar losriß —

> so auf einmal das alles verlassen, das alles, wo meine Glückseligkeit von vier Monaten lag! —

da lockte ganz in der Tiefe seiner Seele auch der niegesehene Strom, den der getreue Merck ihm so reizvoll geschildert hatte. Und wie er denn so ganz versonnen, von der „goldenen Lotte" vor sich hinträu-

mend wanderte, dem lieblichen Flußtal der Lahn folgend rheinwärts wanderte, da tat die allzeit ihm so vertraute Freundin Natur das Ihre: flüsternd tröstete ihre „stummlebendige“ Sprache; ihr herber Liebreiz lenkte die leicht erregbaren Künstlersinne sanft auf sich ab.

Im Sonnenlichte glitt hinter Weidengebüsch der Fluß in lieblichen Krümmungen dahin,

— Rausche, rausche, lieber Fluß
Melodien zu — —

das Auge,

geübt die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte wieder in Betrachtung der Nähe und Ferne, der bebuschten Felsen, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen ...

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt!

Von Ems ging's im Kahne lahnab, lahnab und endlich eröffnete sich mir der alte Rhein, die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über alles aber herrlich und majestätisch erschien mir das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht völlig gerüstet dastand. In höchst lieblichem Kontrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Örtchen, Thal genannt,

wo das schnell gefundene Haus des Geheimrates von La Roche gastliche Aufnahme gewährte.

Wohl war er von Freund Merck, den er mit Frau und Sohne einige Tage später dort treffen wollte, angekündigt und empfohlen, wie er selbst berichtet: die beste Empfehlung im Hause war aber gewiß die freundliche Besprechung, welche der Dichter dem Erstlingsroman der schöngeistigen Hausfrau Sophie von La Roche, der Jugendfreundin Wielands, im Februar des

nämlichen Jahres in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen hatte angedeihen lassen, der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim".

> Das Haus ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Aussicht den Strom hinabwärts. Jedes Fenster, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne sehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie so heitere Morgen und so herrliche Abende gesehen zu haben.

So schreibt der Dichter — der Rhein hatte seine alte heilende Kraft offenbar schon zu bewähren begonnen — und skizziert sein Verhältnis zu den Insassen des Hauses am Strome in kurzen Worten also:

> Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn und mit den Töchtern meine Jugend.

Mit lebhaften Farben malt er dann im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" die Hauptpersonen weiter aus, die Mutter, den Vater und die Tochter Maximiliane.

Den Magnet des Hauses, den Mittelpunkt für den literarisch-geselligen Verkehr bildete Madame Sophie von La Roche.

> Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen,

lautet Goethes Urteil noch vierzig Jahre später. Eine schlanke, zartgebaute, eher große, elegante Gestalt. Ihre in sich gefestete Seelenruhe und Selbstsicherheit sollte ihr im späteren, oft kümmerlichen Leben noch bitter not werden, als auf ihrer schriftstellerischen Arbeit fast allein die Erziehung ihrer beiden Söhne beruhte, damals „Kinder von blendender Schönheit", welche allein die sonst ewig sich gleich bleibende

Mutter manchmal zu lebhafteren Äußerungen hinreißen konnten.

Daß unter Sophiens künstlerischen Bestrebungen und Beziehungen die Harmonie des Lebens im Hause am Rhein nicht litt, läßt der Dichter deutlich durchblicken. Er ist mit der seltenen Frau in dauerndem brieflichen Verkehr geblieben. Doch hat er damals im „Thal" neben ihr auch den Hausherrn nicht übersehen.

In der Schule des kurmainzischen Ministers Grafen Stadion war der Verwaiste zum geschäftskundigen, äußerst tätigen Beamten und freien, heiteren Weltmann herangewachsen, und als solcher hielt sich der auch geistig Kerngesunde aller Sentimentalität seiner Zeit und — Gattin treulich fern. Zwar hat er sich auch selber schriftstellerisch betätigt, aber in anderer Weise; seine freimütigen Briefe über das Mönchswesen dürften auf seine spätere Entlassung aus dem Dienste zweier geistlichen Kurfürsten leider nicht ohne Einfluß geblieben sein. Der sonst Vielbeschäftigte würzte mit seiner heiteren Frische und Natürlichkeit die Stunden familiären Zusammenseins an Mittag- und Abendtafel.

Rührend zart und väterlich war das Verhältnis zu seiner ältesten Tochter, die auch Goethen in ihrer lebensfrohen Natürlichkeit und sechzehnjährigen Frische rasch ans Herz wuchs.

> Eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut, eine freie anmutige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte,

so trat sie dem Dichter entgegen, ein blühend, schelmisch, allzeit munter rheinisch Mädchen — die beste Heilung für den noch immer an der Sehnsucht nach den blauen Augen der blonden Lotte kranken Dichter.

Man hat wohl darum gestritten, wer Goethen bei der Zeichnung der einzelnen Personen in „Werthers

Leiden" in allen besonderen Zügen vorschwebte, und der Dichter gibt den Fragenden recht, wenn er schreibt:

> so nahm ich mir auch die Erlaubnis, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren.

Lassen wir es auch unentschieden, ob Maximiliane — „die Max", wie Goethe sie immer nennt — zu den Damen gehörte, denen es nicht ganz gleichgültig war, für die rechte Lotte zu gelten, so scheint es uns doch zweifellos, daß in den vier Wochen freigewählter Abgeschlossenheit, als er den Werther schrieb, noch weitere Züge der eben ihm entzogenen „Max", die ihm ins Herz geschrieben waren, ins Bild der Lotte überflossen, als die Schwärze ihrer Augen, an der er sich Werthern weiden läßt.

Jedenfalls hatte schon im September 1772 die zierliche Maximiliane in ihrer frischen Munterkeit einen tiefen Eindruck in den wenigen Tagen auf ihn gemacht, wenn er sich auch bei der wundervollen Fahrt zu Schiffe rheinaufwärts, heimatwärts nicht so schwer von ihr losriß wie von Wetzlar, wo ja auch ein Wiedersehen in baldige sichere Aussicht genommen war, und der Dichter trotzdem in einem Abschiedsbrief in die unendlich wehmütigen Worte ausbricht:

> nicht morgen, ist nimmer! —

Schon der erste Brief an Mutter Sophie von La Roche weiß nicht genug von den beiden Töchtern, „solchen Engeln", zu sagen und spricht nicht weniger als dreimal von „Mademoiselle Max" und ihren „köstlichen Briefnachschriften".

Es wäre müßig, untersuchen zu wollen, ob diese keimende Liebe immer so „uneigennützig" geblieben ist wie die zu Kestners Lotte, sicher ist sie ebenso rein geblieben! — —

Als Goethe zwei Sommer später, im Juli 1774,

wieder an den Rhein kam — nun endlich auf der Fahrt nach der Düsselstadt — und wieder das „Thal“ bei Ehrenbreitstein besuchte, war kein Glied der Familie La Roche anwesend und die liebe Max schon verheiratet in Frankfurt, verheiratet in wenig glücklicher Ehe mit Peter Brentano, einem reichen Witwer mit Kindern, dem sie noch neun weitere schenkte! —

Die kluge Mutter hatte der schönen Tochter ein recht warmes Nestchen zu bereiten gedacht, als sie die noch nicht Achtzehnjährige zu Anfang 1774 dem vermögenden Kaufherrn anvertraute. Aber es war manch falsche Ziffer in dem mütterlichen Rechenexempel!

Auch Goethe sah sich in seiner Hoffnung auf einen ungezwungenen freundschaftlichen Verkehr bitter getäuscht, wenn er an Frau Betty im Februar 1774 schreibt:

> Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens —

Brentano glaubte dennoch Grund zur Eifersucht zu finden, und bald hieß es nicht mehr wie in einem Briefe von Ende Februar an die Mutter La Roche,

> von Ihrer Max kann ich nicht lassen, solange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen,

sondern, da es schon im März 1774 zum Zerwürfnis kam, im Mai elegisch:

> Die liebe Max seh ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel. —

Wenn Mutter Sophie über das Schicksal ihres Kindes klagt, so hofft Goethe auf ein neues Glück, das „vielleicht noch über dem unglücklichen Engel walten“ werde.

Als dann im März 1775 der erste Knabe der Max bei der Mutter in Ehrenbreitstein geboren wurde, zeigt sich der alte Freund zart besorgt um die „liebe kleine Mutter", wie es in dem Briefe an die „liebe, liebe Großmama" so recht innig zum Ausdruck kommt, hofft, daß

> die Dazwischenkunft des Mäuschens viel ändern werde,

und schüttelt dem Vater Brentano mit männlichem Freimut glückwünschend die Hand. — —

Wenig später erklärt er:

> Ich hab der lieben Frau bisher mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bleibt.

Derart hat der einst so heiß liebende Mann selbst seine Beziehungen zu der „lieben Max" geregelt, die immer, bis zu ihrem Tode, die „gute Max" bleibt und an Goethes Mutter eine treffliche Freundin findet, die ihr auch nach Goethes Weggang nach Weimar treu zur Seite steht.

Immer wieder erkundigt sich Goethe, auch in späteren Jahren noch, mit warmer Teilnahme nach der Unglücklichen, deren Schicksal sich immer trüber gestaltet an der Seite des ewig polternden und scheltenden Gatten, der seine zarte Frau nicht versteht, die sich dafür immer heißer und inniger an ihre Kinder anklammert, namentlich an den vielfach leidenden genialen Sohn, den genialsten unter allen Dichtern der Romantik, Klemens Maria, der ihr am 8. September 1778 ebenfalls im großväterlichen Hause zu Ehrenbreitstein geboren wurde und den letzten Kurfürsten von Trier, Erzbischof Klemens Wenzeslaus als Paten erhielt.

Klemens Brentano, der selbst mit Körperschönheit so reich Begabte, hat uns das Bild der schönen traurigen Mutter heilig und treu bewahrt mit keuscher Kinderzartheit, wenn er singt:

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wundermärchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten . . .
In weiter Kammer schlief ich und die Brüder,
Dann hört ich draußen: harte Worte klangen,
Bis eine milde Stimm' den Streit geschlichtet.
In unsre Kammer leise kam's gegangen,
Vom Bette schlich's zu Bette, gab uns Küsse
Und segnet uns auf Stirne und auf Wangen.
Ich war der letzte. Heiße Tränengüsse
Fühlt ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse,
Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen . . .

Und wie holden Trost hätte, dem Kinde unwissend, doch gerade das feste Umschlingen der weichen Kinarme dem wunden Frauenherz geboten! — —

Auch in der zartesten von Klemens Brentanos dichterischen Frauengestalten ist das Bild der früh ververlorenen, heißgeliebten Mutter unschwer wiederzuerkennen, in der süßen „Laurenburger Els" samt ihrem Büblein in der „Chronika eines fahrenden Schülers" mit dem wunderzarten Wettgesang zwischen Kind und Mutter:

O Mutter, halte dein Kinlein warm,
Die Welt ist kalt und helle . . .

Wie bitter hat auch die arme Max La Roche gefroren, ehe sie früh ins Dunkel ging!! — — —

### In Vallendar.

Nach dem denkwürdigen Diner in den „Drei Reichskronen“ zu Koblenz am 18. Juli 1774 hatte sich Goethe von den Reisegefährten Lavater und Basedow weggestohlen, war aufs rechte Rheinufer übergesetzt und, da das Haus La Roche verwaist war, nach Vallendar hinabgepilgert zur Familie D'Ester, die mit den La Roches befreundet und daher auch Goethen vom Herbste 1772 bekannt war. Dort konnte er wenigstens von der lieben fernen „Max“ plaudern. Frau Fama hat ihm dort, liebenswürdig wie immer, ein zartes Verhältnis zu dem Haustöchterchen angedichtet. Doch vermochte „die liebe Kleine bei der D'Ester“, wie er Frau La Roche schreibt, Johanna Margarethe, die Tochter Quirin Josef D'Esters und seiner Gattin Katharina Elisabeth, geborene de Faymonville, nur den Kinderfreund Goethe zu entzücken; denn Gretelchen D'Ester hatte eben am 13. Mai sein elftes Lebensjahr vollendet, und die Vallendarer Lokalsage, daß auf sie das „Heideröslein“ gedichtet sei, ist eben — Sage.

Beim Scheiden nach kurzen Stunden ließ Mama D'Ester durchs Töchterlein Grethel dem 25jährigen Dichter mit zierlichem Knix einen Blumenstrauß überreichen, den er bis Düsseldorf auf dem grauen Reisehute trug. Doch blieben seine Gedanken kaum bei dem kleinen Persönchen haften, das wir in reiferen Jahren nach einem Ölgemälde im Besitze des Herrn Ferdinand D'Ester in Vallendar als junge Frau des Mainzischen Hofrates Karl Herwig von Zwehl vorführen — wohl ein anmutig Gesichtchen unter dem bepuderten Haarschmuck, das Goethen auch noch einmal später begegnet sein mag, da Grethel ein fast Goethisch Alter erreichte.

## Zum Niederrhein aus der „Campagne in Frankreich" 1792.

Lichte Bilder auf dunklem Grunde, so heben sich die Mosel- und Rheinfahrt unseres Dichters, das mehrwöchige Idyll am warmen Herdfeuer zu Pempelfort in den Novemberstürmen 1792 von den Kriegswirrnissen der „Campagne in Frankreich" ab. Was er seelisch und körperlich auf diesem unglücklichen Heereszuge gelitten, erzählt er uns mit eindringlichen Worten. Doch ließ ihn auch in all den Beschwernissen, welche die Truppenansammlungen mit sich brachten, der künstlerische Reiz der alten Augusta Trevirorum nicht kalt. Schon auf der Hinreise hatte die römische Denksäule in Igel sein Interesse erregt, auf dem Rückmarsche hat er sie eingehend besichtigt; für all die Trierer Herrlichkeiten aus der Römerzeit wie aus dem Mittelalter hatte er ein offenes Auge. Ein junger Lehrer, Johann Hugo Wyttenbach (später Gymnasialdirektor und Oberbibliothekar), diente ihm als Führer in die Trierischen Antiquitäten.

Lange indes vermochte ihn auch Trier nicht zu fesseln. Ohne seinen, vom Herzog ihm geschenkten Reisewagen abzuwarten, fuhr er im Nachen die Mosel hinab. In Trarbach zwang ihn die allzu üble Witterung anzulegen und einen Unterschlupf zu suchen. Ein angesehener Bürger des Städtchens, Herr Böcking, führte ihn in sein Haus und stattete ihn, da er durchaus in der Nacht noch weiter wollte, mit einigen Bequemlichkeiten für die Nachtreise aus. Im Morgendämmer wurde Koblenz erreicht. Durch Nebelstreifen noch leicht verschleiert, entzückte den Dichter die Moselbrücke, unter deren Bogen her das liebe, einst von den La Roches bewohnte Haus ihm grüßend entgegen schaute; über der Brücke lag dräuend der Ehrenbreitstein, rechts im Vordergrund das imposante Stadtbild.

Mit drängender Sehnsucht zog es ihn rheinab ins trauliche Heim des Freundes in Pempelfort, das er an einem dunklen Novemberabend, nach allerhand Fährlichkeiten auf morschem Kahne endlich erreichte. Jubelnd wurde der Dichter von seinem philosophischen Freunde und dessen Schwestern Lotte und Lene empfangen, die das durch der unvergleichlichen Betty allzu frühes Dahinscheiden verwaiste Haus versahen. Es folgten Wochen der Erholung, munteren Beisammenseins am abendlichen Tische; nur von ferne drang der Kriegslärm gedämpft in die heimliche Klause. An Besuchern aus der Stadt fehlte es nicht; auch in der Galerie wurde mancher Tag verbracht und Italiener und Niederländer mit gleicher Freude genossen. Besonders gern und viel erzählte Goethe von seiner italienischen Reise und fand allezeit aufmerksame Zuhörer.

Bei schlechtestem Reisewetter brach der Dichter endlich wieder auf und fuhr, in Jacobis Reisewagen gut geborgen, zunächst bis Duisburg, wo er den Professor der Philosophie Friedrich Plessing besuchte, den er, durch den „Werther“ einst ihm zugeführt, in der „Harzreise im Winter“ unsterblich gemacht hat. Auch den Professor Blasius Merrem hat Goethe in Duisburg aufgesucht und mit ihm naturwissenschaftliche Gespräche geführt. Von Duisburg fuhr Goethe nach Münster weiter, die Fürstin Gallitzin, die Freundin des Jacobischen Hauses, zu besuchen.

### Goethes Arzt Hofrat Abel 1792.

In der „Campagne in Frankreich“ erzählt Goethe bei der Schilderung des behaglichen Aufenthaltes im lieben Pempelfort und der angeregten, oft lustigen Unterhaltung am gemütlichen Abendtische unter anderem folgendes:

„Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm

teil an unseren Halbsaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Übermut, daß ich seiner so bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Ärger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Übel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt."

Den Namen des Arztes nennt er nicht; es war der Hofrat Johann Gotthelf Lebrecht Abel, um 1750 in Halberstadt geboren und, vorher schon als Physikus in seiner Heimat beschäftigt, seit Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Düsseldorf ansässig. Später ist er zu den damaligen ärztlichen Würden aufgestiegen und als geheimer Medizinalrat und Direktor der Sanitätskommission am 27. September 1822 gestorben.

Wer sein Ergehen in Düsseldorf mit freundlichem Auge verfolgt hat, kann sich eines Gefühls hoher Befriedigung nicht erwehren, wenn seiner von Goethe in so auszeichnender Weise gedacht wird. Man sieht, daß er im Kreise der Familie Jacobi und gewiß auch sonst in unserer Stadt in hohem Ansehen stand, gehässigen Angriffen zum Trotz, die er wenig mehr als ein Jahr vorher hatte erdulden müssen. Im September 1791 hatte er einen auf der Reise an Abdominaltyphus erkrankten irischen Edelmann namens Marxwell im Gasthaus „Zum Zweibrücker Hof" gemeinsam mit dem Direktor des Jülich-Bergischen Collegium Medicinae, Hofrat Ägidius Odenthal, behandelt und dieser die bei der Behandlung hervorgetretenen Verschiedenheiten ihrer Ansicht über die Behandlung des Falles in gehässiger Weise an die Öffentlichkeit gebracht. Wir legen Abels Verteidigungsschrift (Düsseldorf bei Dänzer 1791) in der Ausstellung auf. Das Schriftchen ist durchaus würdig gehalten und gut geschrieben, ganz geeignet, dem wackeren Manne unsere volle Achtung zu gewinnen.

Wenn Goethe als seinen Lehrer einen Geheimrat Hoffmann nennt, „dessen tüchtige Wunderlichkeiten, von Mainz und dem kurfürstlichen Hofe aus, bis weit hinunter den Rhein gewirkt", so ist damit Christoph Ludwig Hoffmann gemeint (1721—1807), dessen innerliche und äußerliche Behandlung der Blattern mit Kampfer in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts zwar vielfach angegriffen wurde, aber doch viele Anhänger fand und auch für andere Krankheiten in Verwendung kam. Auch Abel verfuhr bei Goethe „sogleich mit Kampfer, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampfer bestreut, ward äußerlich, Kampfer gleichfalls in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt!"

Auch wir gehen hier nicht weiter auf die damaligen medizinischen Kontroversen ein, auch nicht auf Hoffmanns interessantes wissenschaftliches System. Wir legen aber den von Goethe genannten kurmainzischen Geheimrat in Bild und Schrift gleichfalls den Beschauern zur Ansicht auf.

Die Beziehungen der Familie Jacobi zu ihrem Arzte waren andauernd die besten, wie noch 20 Jahre später ein Büchlein beweist, das J. F. Benzenberg seinen beiden lieben Freunden, dem Staatsrate Georg A. Jacobi, dem zweiten Sohne des Philosophen und dem Hofrat Abel gemeinsam gewidmet hat.

### Duisburg, Plessing und die Harzreise im Winter.

Goethe schildert uns in der „Campagne in Frankreich", wie er nach froh genossenen Wochen herzlicher Gastfreiheit im vertrauten Pempelfort im November 1792 bei schrecklichem Weg und Wetter sich wieder in die wilde wüste Welt hinauswagte, gut geborgen in Jacobis bequemem Reisewagen. Das nächste Ziel war

Duisburg, wo er in der „Goldenen Krone" abstieg. Ihm wohnte dort ein einziger alter Bekannter, Friedrich Plessing, Professor der Philosophie an der dortigen Universität. Wie Goethe ihn 15 Jahre früher durch seinen „Werther" kennen gelernt hatte, erzählt er selbst bei Besprechung des Duisburger Besuches, und so wird denn auch unsere Ausstellung dies „sentimental romanhafte" Erlebnis, das in der „Harzreise im Winter" seinen dichterischen Niederschlag gefunden hat, knapp skizziert dem Beschauer vorführen. Mancher Goethe-Verehrer meinte, an dem Duisburger Sonderling, dem kleinen Philosophieprofessor, achselzuckend vorübergehen zu dürfen, und auch dem greisen Dichter war sein Empfinden für den weltschmerzlichen Jüngling fast fremd geworden. Aber wem er so herrliche Dichterworte gewidmet, die in Brahms'scher musikalischer Verklärung jedem Besucher des letzten niederrheinischen Musikfestes noch im Ohre klingen:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

der hat seinem großen mitfühlenden Dichterherzen doch einmal innig nahegestanden. Dies Empfinden hat ihn auch in Duisburg zum Besuche des „Bekannten", wie er ihn fast 30 Jahre später nennt, Halt machen lassen.

Zur Illustrierung Plessings und Goethes winterlicher Reise zu dem Schwermütigen im Dezember 1777 haben wir uns nach Wernigerode gewendet und von dort ein Stammbuchblatt von Plessings Hand erhalten, das ganz die verzweifelte Wertherstimmung atmet. Der beste Plessing-Kenner, Professor E. Jacobs in Wernigerode, hat uns aus der Fürstlich Stollbergschen Bibliothek Plessings sämtliche Schriften gesendet. Ein Bild Ples-

sings besitzt leider auch die von Gadenstedtsche Familie nicht, die durch die Heirat der einzigen Schwester Plessings mit einem Herrn von Gadenstedt zur Hüterin der Plessing-Erinnerungen geworden ist.

Eine Dame aus Wernigerode, die heute in Plessings Vaterhause wohnt, hat der Ausstellung alte Ansichten des Plessing-Hauses gesendet, desgleichen ein Bild des Gasthauses zur „Goldenen Forelle", in welchem Goethe abgestiegen war. Auch ein stimmungsvolles Winterbild, den Blick auf die verschneite Höhe des Schlosses, den Goethe nach Verlassen der Wohnung Plessings, auf der Brücke stehend, genoß, konnte Fräulein Marie Friederich ihrer Ausstellungssendung beifügen.

## Am 16. August.

Auch heute vor 85 Jahren war Rochusfest. Schon am frühen Morgen strömten Pilgerscharen mit Fahnen und Standarten von weither zusammen, den Tag des Heiligen festlich zu begehen. War es doch das erstemal seit der langen, bangen Franzosenzeit, daß man das Fest wieder feiern konnte. Galt es doch, die durch die Kriegsstürme zerstörte, nun endlich wieder neu aufgebaute Kapelle neu zu weihen und ihrem frommen Zwecke wieder zu übergeben.

Es war noch früh am Tag, da stieß im weinberühmten Rüdesheim ein Nachen vom Strande, der den Dichter Johann Wolfgang Goethe mit drei andern Herren nach Bingen übersetzen sollte. Die andern waren Goethes alter Freund Zelter von Berlin, Oberbergrat Ludwig Wilhelm Cramer aus Wiesbaden und Hofrat Götz aus Rüdesheim.

* *

*

Goethe war am Tage vorher — es war ein Montag — mit dem alten Freunde aus Berlin und dem neugewonnenen Genossen mineralogischer Studien, Cramer, kurz nach Tisch zu Wagen von Wiesbaden aufgebrochen, wo er seit dem 29. Juli zum Kurgebrauche weilte.

Am Vormittag war ihm der „Einfall“ gekommen, „nach Rüdesheim zu gehen“. Schnell wurden die Anstalten getroffen. Goethe und Zelter speisten rasch im „Bären“ zu Mittag. Unterdes war der Herr Oberbergrat im Hotel schon eingetroffen, und hinaus ging's in flottem Tempo.

Dennoch waren unsere vier Wallfahrer am Dienstag Morgen schon frühe auf den Beinen. Zuerst wurde die reiche mineralogische Sammlung des Hofrats Wilhelm Friedrich Götz besichtigt und dann ging's rheinüber und in bester Stimmung den Rochusberg hinan.

* *

*

In frischester Unmittelbarkeit hat uns Goethe selbst diesen echten rheinischen Festtag geschildert. Vielleicht nimmt doch einer oder der andere unserer Leser diesen Band seines Goethe heute abend in die Hand und freut sich, wie wir, dieser köstlichen Schilderungen, läßt die Landschaft, die Pilgergänge, die Kapelle, durch des Dichters Auge gesehen, auf sich wirken, hört die Predigt, die Erzählungen aus dem Leben des Heiligen, wie der Dichter sie gehört und — freut sich mit ihm an der scherzfrohen Festlaune der rheinischen Volksgenossen und den wichtigen Offenbarungen der damaligen gewiegten Weinkenner im Rheingau über die besten Jahrgänge und die vorzüglichsten „Lagen“ des edlen Gewächses an Rhein und Nahe. Beim Kreisen der braunen Rochuskrüglein mit

dem hellen Namenszug des Heiligen mag die Belehrung freilich leichter eingegangen sein — aber wenn der „Elfer" einst köstlich gewesen ist, so ist der „Dreiundneunziger" heute auch nicht zu verachten, und immer noch feiert man fröhlich St. Rochusfest in Bingen am Rhein.

*　　*
*

Auch diese beiden Tage am Rhein, den 15. und 16. August 1814, hat die rheinische Goethe-Ausstellung in etwa zu verkörpern gesucht. Da sind zunächst Abbildungen des Gemäldes von Luise Seidler, welches uns den 62jährigen Herrn Geheimrat von Weimar vor Augen führt (1811), da ist ein Medaillonbild Goethes von Johann Gottfried Schadow, das die Züge des Sechsundsechzigjährigen festgehalten hat. Dies Reliefbild gewinnt dadurch besonderen Wert, daß Goethe es dem Wiesbadener Freunde, Oberbergrat Cramer, selbst geschenkt hat. Auch ein Brief Goethes an Cramer liegt auf und daneben „Hermann und Dorothea" in der Ausgabe von 1814 mit eigenhändiger Widmung Goethes, zwei Tage nach dem Rochusfeste geschrieben, an die 15jährige Tochter Cramers, Dorothea, ein „einfaches, frisches Kind", deren pestalozzische Rechenkünste Goethe weidlich ergötzten. All diese Cramerschen Familienerinnerungen verdanken wir Dorotheens Sohne, Herrn Professor Stammer in Düsseldorf. Briefe Zelters an Goethe aus der Wiesbadener Zeit hat die reiche Sammlung Lempertz in Köln gespendet.

Das Landschaftliche des Rheingaues aus jener Zeit führen zahlreiche schwarze und kolorierte Stiche aus dem Anfange unseres Jahrhunderts vor Augen. Da sehen wir Biebrich, Elfeld (Eltville) und Erbach, Oestrich und den Johannisberg, Rüdesheim und seine

Ruine, Bingen, den „Mausthurm“ und den Rochusberg mit seiner Kapelle, alle, wie sie damals gewesen.

Ein Freund des Schreibers dieser Zeilen, Dr. Tiberius von Györy aus Budapest, hat für die Ausstellung ein Verslein photographisch nachbilden lassen, das Goethe am 1. September 1814 aufs Papier warf. Die Goethe-Sammlung Elischer in Budapest besitzt diese niedliche Goethe-Rarität, darf aber nach testamentarischen Bestimmungen nichts versenden. Seine Entstehung verdankt das Verslein dem Rochusfeste: ein lustiger Rheinländer hatte unserem Dichter die rheinische Kartoffelnahrung derart scherzhaft geschildert:

Morgens rund,<br>
Mittags gestampft,<br>
Abends in Scheiben.

und Goethe hatte das Verslein mit den Worten „dabey will ich bleiben“ zum Abschluß gebracht.

Zur Erinnerung an den frohen Tag des St. Rochusfestes hatte Goethe ein Bildnis des Heiligen für die Kapelle „gelobt“; er ließ es später durch Luise Seidler in Jena ausführen und im Juli 1816 der geistlichen Behörde in Bingen übersenden. Es bildet heute noch einen Anziehungspunkt für manchen kunstsinnigen Besucher des Mittelrheins. In wenigen Wochen wird auch dies Bild, durch die Liebenswürdigkeit des geistlichen Rats, Herrn Dekan Engelhard, uns zugesagt, die rheinische Goethe-Ausstellung zieren.

Heute schon birgt die Ausstellung ein Familienkleinod, das den Abschluß der Goetheschen Reise vom 15. und 16. August bezeichnet. Dem Gewühl des Festes entronnen, war der Dichter noch ein wenig rheinab gefahren und in Aßmannshausen gelandet. In der Familie des damaligen Gastwirts „Zur Krone“ in Aßmannshausen hat sich ein Ring vererbt, ein Gold-

topas mit eingraviertem Anker, Kreuz und Herzen in Goldfassung, angeblich ein Geschenk Goethes an die Wirtin „Zur Krone“. Ein romantisch Erlebnis knüpft sich gewiß nicht an diesen Siegelring, aber treu bewahrt durch Generationen bildet dieser Ring ein Zeichen der treuen Anhänglichkeit der Rheinländer an Deutschlands größten Dichter.

Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen.

## Der Bonner Gelehrtenkreis.

Wie Goethe schon zur Universität Bonn in Beziehung trat, da sie noch „im Werden war“, indem er bei den Plänen für ihre Neuschaffung mit zu Rate gezogen wurde, haben wir bei dem Aufenthalte in Bonn auf der Rheinreise von 1815 gesehen. Er ist später zwar niemals mehr, wie an den Rhein überhaupt, so nach der 1818 dort gegründeten und rasch emporblühenden Hochschule gekommen, aber mancher von dort hat ihn in Ilm-Athen besucht und von den Stunden, Aug' in Aug' dem Geistesgewaltigen gegenüber, in Bonner Gelehrtenkreisen begeistert erzählt, mit vielen auch hat er brieflichen Verkehr gepflogen, am eifrigsten mit dem Botaniker Nees von Esenbeck, dessen Briefwechsel mit Goethe noch heute jedem Goethe-Freunde einen hohen Genuß gewährt und für die Beziehungen Goethes zum Niederrhein und namentlich zur Universität Bonn eine reiche Fundgrube bildet.

Den Kurator der Universität, von Rehfues, 1815 Kreisdirektor in Bonn, hat er dort kennen gelernt; August Wilhelm von Schlegel war ihm von Jena her befreundet; Delbrück war ihm gewogen; der große Niebuhr hat in Goethes schwerer Krankheit an die Studenten ergreifende Worte gerichtet; auch des nicht weniger großen Welcker beredter Mund ward nicht

müde, Goethes Größe zu preisen; Naeke ist, der ersten einer, als Goethe-Forscher auf Goethe-Spuren gewandelt; Ernst Moritz Arndt hat ihn selbst noch am Rheine gesehen; Karl Simrock, der begeisterte Sänger des Rheines, hatte die Freude, seine heute noch unübertroffene Übersetzung des Nibelungsliedes dem deutschen Volke vom Altmeister in Weimar warm empfohlen zu sehen.

Von den Naturwissenschaftlern und Medizinern hat Windischmann ihm ein Werk überreichen dürfen, Nasse ihm einen Band seiner Zeitschrift gewidmet, Noeggerath brieflich mit ihm direkt und durch Nees von Esenbeck verkehrt und eigenhändig Gestein vom Drachenfels für ihn abgeschlagen; Weber und der Größten einer vom Rhein, Johannes Müller*), haben ihm Werke übersendet. d'Alton, der vielseitige Kunst- und Naturkenner, ist auf Goethes vergleichend anatomischen Bahnen weitergeschritten, hat viele Briefe mit ihm gewechselt und manches Blatt in seinem Geiste und seinem Auftrage radiert; der berühmte Treviranus hat schon in Breslau an Goethe geschrieben. Die Juristenfakultät aber hatte eine Beziehung zu dem Dichterfürsten, um welche sie von den anderen wohl beneidet werden mochte: ihr gehörte der geistvolle, vielseitige Alfred Nicolovius an, als Enkel Corneliens der „geliebte Großneffe" Goethes.

### Vereinzelte Berührungen.

Mit den beiden großen rheinischen Freundeskreisen, dem Pempelforter und dem der Bonner Universitätslehrer, ist die Fülle gelehrten und freundschaftlichen Verkehrs, den Goethe mit geborenen Rheinländern und vorübergehend oder länger am Rhein Ansässigen pflegte, noch lange nicht erschöpft.

---

*) Vgl. S. 256f.

Unter einem Bilde seines Hauses liest man von des Dichters Hand die Worte:

„Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen seyn.“

Und sie kamen von allen Enden, kamen auch von des Rheines „gestreckten Hügeln“, wie von den „weingeschmückten Landesweiten“ — der Eine, um nur einmal dem Olympier gegenübergestanden zu haben, der Andere, um das Bild, das er sich längst von dem Dichterfürsten gemacht, das er tief im Herzen trug, mit der äußeren Erscheinung zu vergleichen und zu verschmelzen. So wallfahrteten unser Heinrich Heine, der „ungezogene Liebling der Musen“, so wieder Ferdinand Deycks, der gelehrte Forscher, und andere nach Weimar zu dem Hause am Frauenplan.

Weniger Glückliche wagten dem Altmeister wenigstens brieflich und mit der Widmung eines Werkes zu nahen. Die Goethe-Verehrung führte allgemach zur Goethe-Forschung; Varnhagen van Ense, der feingeistige Sohn Düsseldorfs, ließ, nach Berlin verpflanzt, seine Gattin Rahel aus ihrem Salon einen Goethe-Tempel machen und legt in seinen Zeugnissen der Mitlebenden den Grundstein zur Weiterforschung; Immermann, der auf seiner heuer, wie es scheint, leider vergessenen Düsseldorfer „Musterbühne“ Goethes Dramen würdig verkörperte, Grappe, der Ungezügelte, grauenhaft Gewaltige, suchten und fanden Berührung mit Goethe.

Eine große Zahl solcher Berührungen, erratische Blöcke im Waldrevier, überblickt die heutige Goethe-Forschung; da sie vieles weiß, möchte sie alles wissen, und sie dürfte gewiß noch auf manche derartige Be-

ziehung Goethes zu unseren Landen stoßen, die noch nicht oder doch nur unzulänglich bekannt ist. Als auf der mediko-historischen Ausstellung zur 70. Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte im Kreise der medizinischen Lokalgeschichte der Krefelder Arzt August Steifensand-Menapius aus der Vergessenheit auftauchte, war es den meisten eine Überraschung, daß dieser vielseitige Mann eines seiner Werke Goethen widmen durfte. Der interessante Anerkennungsbrief des Altmeisters an Steifensand dürfte aber wohl auf unserer heurigen Goethe-Ausstellung zum erstenmal vor die Öffentlichkeit treten.

Unvergessen sollen sie auch alle sein, die sich nur einmal mit dem Heros in Weimar berührten! Wer kann es heute noch ermessen, welche Wirkungen ein solcher Sonnenstrahl, ausgehend von Goethe dem Einzigen, im Leben eines unserer rheinischen Gaugenossen entfaltete? Ist doch oft eine Stunde, die flüchtige Begegnung eines Augenblicks von einschneidenderer Bedeutung als lange, träge sich hinschleppende Jahre täglich gewohnten Verkehrs! — —

## Goethe im Gedächtnis der Rheinlande.

Goethe, der Sterbliche, hat so manchesmal den Rhein befahren, seine Reben- und Ruinenhügel geschaut, seine Städte und alle ihre tausendjährigen Erinnerungszeichen nachdenklich an sich vorüberziehen lassen, mitten im rheinischen Leben drin gestanden und gebend und empfangend rheinische Art und Kunst auf sich wirken lassen. Alles, was ihn mit dem Rheine verknüpfte, ist mit seinem Tode nicht gestorben: Goethe, der Unsterbliche, er wirkt auf unsere bildenden Künstler, Dichter und Tondichter, Forscher und Sammler, auf alle Goethe-Frohen und Goethe-Reifen am Rheine auch n a c h seinen Lebenstagen fort und —

„ist so wirksam, als er lebte“.

### Faust am Rhein.

Faust am Rhein! Du schüttelst vielleicht den Kopf, verehrter Leser, und denkst, es sei ja recht schön, wenn man sein Rheinland liebt und hochhält, aber alles und jedes mit dem Rhein in Beziehung zu bringen, das sei doch des Guten zu viel! Doch nur gemach, wenn du die seit 14 Tagen im Gipsmuseum der Kunstakademie aufgestellte „Rheinische Faust-Ausstellung“ — sie präsentiert sich recht gut, trotzdem es nur 133 Nummern sind — besucht und eingehend durchmustert hast, wirst du anderer Ansicht geworden sein und den Männern danken, die auch dies außerhalb des Rahmens unserer rheinischen Goethe-Ausstellung liegende Stück rheinischer Literatur-, Kunst- und Wundergeschichte zusammengestellt und vorgeführt haben.

Die erste Nachricht von dem großen Hexenmeister, Teufelsbündler und Zauberer Dr. Johann Faust verdanken wir einem rheinischen Geschichtsschreiber, dem Zeitgenossen des Schwarzkünstlers, Johannes Trithemius, Abt in Sponheim, dem zu Trittenheim an der Mosel geborenen Kenner geheimer Wissenschaften. Er hat den Faust 1505 in Gelnhausen getroffen, wo der Schwindler das Hasenpanier vor ihm ergriff; Trithemius berichtet auch, wie Faust auf Wanderzügen ins Rheinland kam und die Gegend um Kreuznach unsicher machte, seine großen Kenntnisse in der Goldmacherkunst mächtig ausposaunte und jedem goldene Berge versprach. Doch scheint keiner der rheinischen Fürsten auf diesen goldenen Köder angebissen zu haben — sich Laboranten zu halten, um sich durch deren geheimnisvolle Arbeit den ewig leeren Säckel zu füllen, war damals noch nicht recht in der Mode — Faust begnügte sich also mit der gerade erledigten Schulmeisterstelle in Kreuznach, die ihm Franz von Sickingen zuwies. Wie sehr man da den Bock zum Gärtner gemacht hatte, ward man nur allzu schnell

inne. Mit Schimpf und Schande mußte Faust bei Nacht und Nebel das Weite suchen, um empfindlicher Strafe zu entgehen.

Nach Heidelberg und Krakau können wir ihm hier nicht folgen. Aber wir wollen uns ansehen, was denn unser großer Kölner Meister aller geheimen Künste, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, und sein namhafter Schüler, der biedere Doktor Johann Weyer, Leibarzt am Düsseldorfer Fürstenhofe, vom Faust erzählen.

Als Agrippa im Jahre 1528 zu Paris weilte, ließ sich König Franz den Gaukler aus Deutschland kommen. Faust ließ am Hofe die königlichen Prinzen, die in der Ferne weilten, leibhaftig erscheinen — natürlich waren sie auf seinem Zaubermantel durch die Luft einhergefahren —, er ließ den König seine Geistermacht erkennen, indem er ihm die Hügel weither mit gewaltigen Kriegsheeren, mit Schlachtrossen und feurigen Schlachtwagen bedeckt zeigte und was der Gaukelkünste mehr waren.

In seinem letzten Lebensjahre, ehe ihn, angeblich 1539, der Teufel holte, war Doktor Faust auch im niederrheinischen Lande. Nachdem er allerlei Streiche verübt und manchen Einfaltspinsel zum Schaden seines Geldbeutels genasführt hatte, erreichte den Schwindeldoktor wieder einmal das Verhängnis. In Batenburg an der Maas, dicht bei Graave, der Heimat Weyers, wurde er endlich festgesetzt. Doch auch in diesen Fährlichkeiten verließ ihn sein Glück nicht: er fand einen freundlichen Kerkermeister, dem er mit schnödem Undank lohnte. In der Hoffnung, von den geheimen Künsten seines Gefangenen etwas zu profitieren, ließ der Kastellan Johann Dorsten ihm reichlich Wein zukommen, bis sein Fäßchen leer war. Für neuen Wein lehrte ihn dann der Spottvogel die Kunst, ohne Schermesser des Bartes los zu werden. Aber, o weh! Die Arsenikpaste fraß mit den Haaren auch Fell und Fleisch

vom Kinn weg! — Solche und ähnliche Freveltaten hat er am Niederrhein noch mehrere verübt, — aber er hat ja seinen Lohn dahin!

Auch andere niederrheinische Schriftsteller berichten von Doktor Faust mancherlei; im Gipsmuseum liegen die Berichte zur Schau auf. Auch die wichtigsten Bildnisse des Schwarzkünstlers sind vorgeführt — verschmitzte Gaunerphysiognomien, die wohl kaum auf sicherer Überlieferung beruhen, aber die Wertschätzung wiedergeben, die man dem Manne im 17. Jahrhundert angedeihen ließ. Doch finden sich hier auch schon edlere Züge, die den wahrheitssuchenden Gelehrten am Studiertische uns zeigen, wie wir ihn heute im Lichte Goethischer Verklärung uns vorzustellen gewohnt sind.

* *
*

Überspringen wir dritthalb Jahrhunderte und sehen wir uns die rheinischen Dichter an, die uns die verwachsene Gestalt des Zaubermeisters im Lichte ihrer Dichterphantasie liebens- und bewundernswert gezeigt haben. Da ist zunächst der Kreuznacher Friedrich Müller, als Maler „Teufelsmüller" genannt, der Fausts Leben dramatisiert hat, ein Vorläufer Goethes; da ist Christian Grabbe mit seinem „Don Juan und Faust", Heine mit seinem „Faust ein Tanzpoem", da ist Vogt, Reinhard und mancher andere. Auch Gustav Pharrius, geboren bei Kreuznach, später Professor in Köln, hat in einer Erzählung seinen Faust uns geschildert, wie er, der überschäumenden Jugendtorheiten müde, zu ernster Tätigkeit zum Wohle seines Volkes in seine Stromberger Heimat zurückkehrt und, um alle Brücken hinter sich abzubrechen, selbst das Märchen von seinem schmählichen Ende in den Klauen des Teufels in Umlauf bringt.

Die Goethische Dichtung wird in einer vollständigen Sammlung aller echten Ausgaben vorgeführt, einer Kollektion von größtem Werte, die Herr Dr. Berthold, praktischer Arzt in Ronsdorf, mit jahrzehntelangem Eifer gesammelt und mit eingehendster Sachkenntnis bearbeitet und geordnet hat, wie seine vorzüglichen einleitenden Notizen zu einzelnen Ausgaben beweisen.

Eine ganze Reihe niederländischer Übertragungen des gewaltigsten deutschen Gedichtes ist angefügt. Die Ausstellung verdankt sie dem Hochstift in Frankfurt und der Stadtbibliothek in Köln.

Auch der Humor ist nicht unvertreten, wie „Mephisto und die Kaltwasserkur", ein Sang aus der Heilanstalt Laubbach bei Koblenz, wie die Kölner Posse „Noch ene Fauß! Ene Köllsche Fauß!" dartut.

* *
*

Den breitesten Raum in der Ausstellung nehmen die Verherrlichungen des Goethischen Faust in der Kunst ein. Von den älteren Illustratoren sind Nauwerk und Nehrlich nur wegen rheinischer Besitzer- und Verlegerbeziehungen aufgelegt. Was hier die Fülle der Namen vermissen läßt, das deckt die Größe des Einen reichlich, des Gewaltigsten aller Faustzeichner, Peters von Cornelius, den, als den Unseren, immer und immer wieder zu nennen unser größter Stolz ist. Seine Bilder zu Goethes Faust sind hier in ihrer ganzen Reihe doppelt vorgeführt, in den Stichen F. Ruscheweyhs und in Originalphotographien nach den Kartons im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. Einiges andere zum Corneliusschen Faust birgt die Goethe-Ausstellung in der Aula, darunter eine Originalstudie zu Mephisto und Martha auf dem Spaziergang.

Den Mittelpunkt der ganzen Faustausstellung bildet ein Gemälde von Gabriel Maxens Meisterhand, das Herr

Bankier Leiffmann, der glückliche Besitzer, der Ausstellung mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt hat. Es zeigt uns die Gestalt des Gretchen, wie sie den verliebten Blicken des Faust in der Walpurgisnacht erscheint. „Ein blasses, schönes Kind ... mir deucht, daß sie dem guten Gretchen gleicht ... das ist die Brust, die Gretchen mir geboten, das ist der süße Leib, den ich genoß ... Welch eine Wonne! welch ein Leiden! Ich kann von diesem Blick nicht scheiden ..." — Es ist die Meduse, und jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Zum Vergleich ist Liezen-Meyers Komposition des selben Vorwurfs daneben aufgelegt, von einem Düsseldorfer Künstler gestochen. Andere Düsseldorfer Faustillustrationen mag der kunstliebende Besucher in der 13. Gruppe der Goethe-Ausstellung aufsuchen, sie konnten unten nicht zum zweiten Male vorgelegt werden. Eine bisher noch nicht ausgestellte Handzeichnung aus dem Nachlasse des frühverstorbenen Meisters Carl Gehrts ist der Ausstellung in den letzten Tagen noch zugegangen. Sie zeigt uns den Gelehrten im Studierzimmer über seine Bücher gebückt, am Fenster über ihm kein magisch Sigill, wie auf der bekannten Rembrandtschen Radierung, sondern die lockende Lebensfreude, die sich in seine grübelnden Gedanken drängt, eine schwebende Frauengestalt, um deren Knie sich Amoretten schmiegen.

* *
*

Ja, der „Faust" und faustische Gedanken sind auch am Rheine heimisch gewesen. Und auch heute noch ist der lebensfrohe Sinn der Rheinländer für das Höchste und Tiefste empfänglich, was der dichtende Genius des deutschen Volkes als seine edelste Geistesblüte geschaffen hat!

---

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen.
Und so laßt von solchem Schalle
Euch durchklingen, viele, viele;
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

G.

# Register.





